

GESCHICHTEN

VON DER

NAXOS-UNION

(Rohfassung)

Aufzeichnungen aus den Erzählcafés von
ehemals Beschäftigten der Naxos-Union
in den Monaten März bis Juni 2002

(Hrg.) Fachhochschule Frankfurt am Main
(unterstützt von) Förderverein Industrie- und Technikgeschichte, Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| EIN VORWORT | 3 |
| 1. ALS FRANKFURT NOCH EINE INDUSTRIESTADT WAR - EINE EINLEITUNG | 4 |
| 2. DIE TEILNEHMER AM „ERZÄHLCAFÉ BAUHÜTTE NAXOS 2000FF“ IN DEN MONATEN MÄRZ BIS JUNI 2002..... | 6 |
| Emma Hawlicek | 7 |
| Norbert Gelhardt..... | 7 |
| Willi Eicke | 8 |
| Werner Lachner..... | 9 |
| Helmut Werneburg | 9 |
| Hans-Dieter Mohr..... | 9 |
| Manfred Kotthaus | 10 |
| Franz Ziegler | 10 |
| Karl Decher..... | 11 |
| Rudolf Raber | 11 |
| Hildegard Decher..... | 12 |
| Reiner Altmann..... | 12 |
| Helga Hoppe..... | 12 |
| 3. DIE NAXOS-UNION – EINE WELTFIRMA..... | 14 |
| 4. AUF NAXOS GAB ES NICHTS, WAS ES NICHT GIBT! | 18 |
| 5. DIE GROÙE NAXOS-HALLE - EIN RUNDGANG | 27 |
| 6. DIE GESCHICHTE DER NAXOS-UNION IN DER CHRONOLOGIE IHRER FÜHRUNGSPERSÖNLICHKEITEN | 44 |
| Julius Pfungst – der Gründer | 45 |
| Dr. Arthur Pfungst – der Sohn und Marie Pfungst – die Tochter..... | 48 |
| Die Herbst Familie: Rudolf, senior und Sven Erik, junior..... | 51 |
| DIE AKTIENGESELLSCHAFT | 54 |
| 7. DIE NAXOS-UNION – EINE GROÙE FAMILIE ODER EIN REINER MÄNNERBETRIEB? | 58 |
| Eine Männer-Erzählrunde | 58 |
| Eine Frauen-Erzählrunde | 70 |
| Gesamtrunde (Männer und Frauen wieder vereint)..... | 80 |
| 8. DAS ENDE DER NAXOS-UNION – EIN NIEDERGANG | 84 |
| Unternehmerischer Größenwahn ODER Der Weg der Naxos-Union in den Abgrund (Ein Trauerspiel in 6 Akten) | 88 |

auf Naxos

[spuren suchen. spuren sichern]

Ein Vorwort

Die hier veröffentlichten Aufzeichnungen des Erzählcafés über die Geschichte der Firma NAXOS-UNION sind hervorgegangen aus sieben Treffen, an denen ehemals Beschäftigte bei der Naxos-Union, mehrheitlich Angestellte in leitender Position, in den Monaten März bis Juni 2002, sowie im Mai 2003 zu einem abschließenden Redaktionstreffen, teilnahmen. Diese Treffen sind im Folgenden, mit Überschriften versehen und später um notwendige Details ergänzt, einzeln und chronologisch wiedergegeben.

Das Erzählcafé über die Geschichte dieser einst weltbekannten Frankfurter Firma war konzipiert als ein archäologisches Projekt der Industriegeschichte, angesiedelt mitten im Herzen einer Stadt, die einstmals zu den bedeutendsten Industriestädten Deutschlands zählte, deren Spuren aber heute nur noch in Relikten aufzuspüren sind.

Fundstätte Naxos – da spannt sich der Bogen von der Gegenwart bis in die Anfänge der industriellen Gründerzeit zurück, ja - wenn man so will - bis in die Antike. Von den letzten Arbeitern, die 1991 hier ihre Spinde leer geräumt haben, über die Zwangsarbeiter der 40er Jahre bis zur Firmengründung 1871 durch Julius Pfungst mit seinem Alleinverkaufsrecht für den „ächten Naxos-Schmirgel“. Das war der Rohstoff, der von der gleichnamigen, größten Kykladen-Insel in der griechischen Ägäis nach Frankfurt transportiert wurde. Die Insel der sagenumwobenen ARIADNE. In Gestalt einer Skulptur hat sich Julius Pfungst diese Ariadne denn auch zum Firmenzeichen gewählt, nicht zuletzt, weil die Frankfurter Marmorskulptur mit dem Titel „Ariadne auf dem Panther“ von 1814 (ehem. im Besitz der Familie Bethmann, heute im Liebieg-Museum ausgestellt) zu den bedeutendsten Werken des Klassizismus gehört. Dieser Faden, der mythische Aridane-Faden, sollte beim Entwirren der vielen Geschichten, die dieses Gelände birgt, wieder aufgenommen werden. Auf daß aus der leerstehenden und dem Verfall preisgegebenen Industriebrache wieder ein produktiver Ort metropolen Lebens werde!

Unter dem Titel „Bauhütte Naxos 2002ff“ wurde an diesem Ort ein Kultur-Projekt initiiert. In Zusammenarbeit eines Trägerverbundes von Institutionen der sozialen und kulturellen Arbeit in der Stadt nahm sich dieses Projekt vor, sowohl einer Gruppe von Jugendlichen der verschiedenen Nationalitäten, die über den klassischen Arbeitsmarkt nur schwer zu vermitteln waren, eine modellhafte, denkmalpflegerische, ausbildungsähnliche Maßnahme (von Januar 2002 – Januar 2003) anzubieten, als auch kulturelle Veranstaltungen vor Ort zu ermöglichen, die auf den drohenden Verfall der Halle aufmerksam machen mit dem Ziel, sie zu erhalten, zu sanieren und letztlich den Bürgern als vielseitig zu nutzendes Kulturzentrum, als Ort der künstlerischen Produktion, der kulturellen Vielfalt und der Begegnung zur Verfügung zu stellen.

Zu dem Trägerverbund zählte unter anderem das THEATER WILLY PRAML, das die Naxoshalle schon vom Sommer 2000 an auch für Aufführungen nutzte. Hier entstanden raumgreifende, die architektonische Monumentalität der Halle nutzende Inszenierungen wie „Tarzan“ (2000), „Die Nibelungen“ (2002), Schillers „Maria Stuart“ und der „Parasit“ (2003) und in Nebenräumen der Halle „Liebesbriefe an Adolf Hitler“ unter Einbeziehung von SeniorInnen aus dem dem Naxosgelände benachbarten Senioren-Wohnstift (2002) und Heiner Müllers „Qzartett“ (2001/02).

Als Dozent an der Fachhochschule Frankfurt am Main bot Willy Praml darüber hinaus StudentInnen des Fachbereichs 4 „Soziale Arbeit und Gesundheit“ die Möglichkeit an, diese begonnene Gegenwartsarbeit und intendierte Zukunftsinitiative durch ein Projekt der „Vergangenheitsbewältigung“ zu untermauern. So entstand das hier dokumentierte Erzählcafé, dessen Ergebnis Sie nun in den Händen halten. Beteiligt daran waren die Unterzeichnenden sowie Katja Widmann, die zwischenzeitlich zum Fachbereich Architektur an der Fachhochschule Frankfurt gewechselt hat. Dieser Fachbereich hat ebenfalls - unter der Leitung von Prof. Guido Jax - in Zusammenarbeit mit Studierenden das Geschehen auf Naxos begleitet und aus architektonischer Sicht produktiv unterstützt. So entstand für die Monate Dezember 2002 bis Januar 2003 mit studentischen Arbeiten eine Ausstellung, die unter dem Titel „Implantate“ der Frage nach ging, auf welche Weise es legitim sei, die Relikte der industriellen Revolution, wie sie die Naxos – Halle auf herausragende Weise darstellt, als RESOURCE EINER KÜNFTIGEN ARCHITEKTUR zu sehen und zu nutzen.

Bei der hier dokumentierten, mündlich rekonstruierten Geschichte handelt es sich nicht um die Geschichte, sondern um eine Geschichte – aus den Blickwinkeln von vielen möglichen, so wie sie subjektiv, von ehemaligen Mitarbeitern der NAXOS-UNION, die das Erzählcafé besucht haben, erlebt und erinnert wurde. Für deren engagierte Mitarbeit möchten wir uns an dieser Stelle noch einmal recht herzlich bedanken.

Viel Vergnügen beim Lesen

wünscht Ihnen

das „Erzählcafé-Team“.

gez.

Willy Praml, Theatermacher und Dozent für Kulturarbeit an der Fachhochschule Frankfurt am Main;

Britta Klickermann und

Frank Hollmann, beides StudentInnen an der Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich 4, „Soziale Arbeit und Gesundheit“.

Frankfurt am Main, August 2003.

1. Als Frankfurt noch eine Industriestadt war - Eine Einleitung

Zu Beginn der Erzählrunden 1 und 2 ging es neben der Vorstellung der Teilnehmer immer wieder auch um die Präzisierung der Fragestellung: Warum sollen ehemalige Arbeiter und Angestellte der Naxos-Union die Geschichte ihrer Firma erinnern?

Herr Praml erklärt, dass er sowohl als Theaterregisseur in Frankfurt schon lange aktiv sei, und dies auch als Dozent an der Fachhochschule ist. Zuvor war er Leiter einer staatlichen Bildungsstätte in Dietzenbach und habe dort Bildungsarbeit mit Kulturarbeit verbunden. Er spricht die vergangenen Theaterprojekte an, die schon in der Halle stattgefunden haben und das laufende EU-Projekt, an welchem arbeitslose Jugendliche beteiligt sind. Da Frankfurt früher eine wichtige Industriestadt war, ist es für ihn wichtig eine Brücke zur Vergangenheit zu schlagen, indem er Politiker, Kulturlaute und Bürger auf die Halle aufmerksam macht. Er möchte die Halle mit Aktivitäten, Menschen und Ideen beleben. Er kommt auch noch auf die Ausstellung der ArchitekturstudentInnen, die sich mit der Nutzung der Halle befasst haben, zu sprechen, welche Mitte Mai in der Halle stattfinden wird.

Herr Giere: Mein Name ist Wolfgang Giere, ich bin kein Naxos-Mitarbeiter, bedauere das, ich bin an der Uni. Mein Job ist Leiter des Förderkreises Technik- und Industriegeschichte und als Leiter dieses Förderkreises hatten wir einmal die Idee, ein Technikmuseum aufzubauen in der Naxos-Halle, und das war die erste Verbindung zu der Fa. Naxos gewesen. In der Zwischenzeit haben sich leider diese Pläne zerschlagen, aber mit der Bauhütte gibt es ja neues Leben. Ganz offensichtlich auch endlich eine Perspektive für das Überleben dieses Baudenkmals, woran ich natürlich interessiert bin. Aber ganz persönlich hat mich zutiefst beeindruckt, das, was der Herr Werner an Maschinen gerettet und ausgestellt hat und was er uns beigebracht hat über Lehrlingsausbildungen.

Ich selber bin Arzt und Computerspezialist. Die Stadt unterstützt uns auch beim Bewahren von industriellem Erbe und dazu gehört dies natürlich in Frankfurt in allererster Linie. Das ist meine Funktion. Also, ich kann leider keine Geschichten erzählen von der Naxos früher, ich kann nur andere Geschichten aus dem Bereich der Industrie- und Technikgeschichte insgesamt.

Willy Praml: Aber es gibt trotzdem eine Schnittstelle zu dieser Zusammenkunft. Weil dieses Industriemuseum auch eigene Wege gehen wollte. Es sollte sozusagen nicht einfach nur ein Museum sein mit Öffnungszeiten von-bis, sondern es sollte ein lebendiger Ort der Vermittlung von Techniken der verschiedenen Zeiten sein. Es sollte auch kombiniert sein mit einer Lehrlingswerkstatt, mit Workshops.

Herr Giere: Genau da sind wir im Moment auch wieder angelangt innerhalb unseres Förderkreises, dass wir überlegen, wie wir diese wundervolle Initiative der Bauhütte nun auch von unserer Seite aus unterstützen und nützen kann und einen Teil der Ideen, die seinerzeit geboren waren, umsetzen können. Und wir haben inzwischen schon einiges getan, einige Überlegungen angestellt, die Ihnen demnächst auch vorgestellt werden. Am kommenden Dienstag haben wir Vorstandssitzung und werden ein Konzept verabschieden, das wir dann

genau auf diese Bauhütte Naxos ausrichten werden. Da wird es darum gehen, dass man Technik erlebbar macht. Dass man so eine gewisse Angst vor der Technik abbaut. Denn von der Technik, mit der Technik und durch die Technik leben wir, keine Frage. Und zwar auch in der Medizin, in der Mechanik, in der Chemie und auch in der Informationstechnik und Medientechnik. Das ist also unser Anliegen, dafür kämpfen wir, und wir haben sehr viele Mitstreiter. Zum Beispiel auch den Herrn Werner, über den wir uns immer sehr freuen, immer wenn er von seiner Kenntnis der extremen Präzisionsmechanik Dinge bringt, die man sich heute überhaupt nicht vorstellen kann.

Willy Praml: Wunderwerke.

Herr Giere: Ja, wobei wir an anderer Stelle auch die Fa. Hoft kennen oder kannten. Die machten auch solche Dinge. Da ist auch das Erbe bewahrt und überführt in hochmoderne, lebendige Hochpräzisionstechnik für das Experimentieren mit neuen Motorformen. Das ist etwas, was wirklich vorbildlich ist. Wo also diese Präzision wirklich heute lebt. Jetzt, in unserer Zeit, mit neuen Techniken.

Frau Simon: Haben Sie denn überhaupt einen Geldgeber

Herr Giere: Also, ich muss da mit einem kräftigen und entschiedenen Nein antworten. Wir haben keine Geldgeber, die uns große Sprünge erlauben würden. z. B. Industriemuseum oder so etwas ist mit Sicherheit nicht drin. War nicht drin, ist sicher im Moment nicht drin bei den leeren Stadtsäckeln und wird auch vermutlich in naher Zukunft nicht möglich sein. Nein. Ja, wir haben Geldgeber, die es uns ermöglichen, jährlich zu ein oder zwei Ausstellungen zu kleinen Themen zu machen. Wir haben gerade eine Ausstellung „20 Jahre PC“ hinter uns, oder wenn Sie sich interessieren für das Marsmobil, das stellen wir gerade im Moment aus, in einer Pyramide als Beispiel für Messtechnik. Da werden wir auch Vorträge halten über die Technik der Steuerung dieser Präzisionsgeräte aus dem Marsmobil. Das sind Sachen, die wir aktuell machen und dafür finden wir Geldgeber. Und es ist mein Job, auf der einen Seite an der Universität für mein Institut und auf der anderen Seite für den Förderkreis Industrie- und Technikgeschichte Geldgeber zu finden und das geht nur für aktuelle Projekte. Und nicht genug, aber immer ein bisschen. Und gerade heute Mittag habe ich ein erfolgreiches Gespräch geführt. Ich hoffe, dass ich ein neues Mitglied gewonnen habe. Wenn Sie sich interessieren, als Mitglied sind Sie hochwillkommen, wir brauchen jeden.

Frau Simon spricht von der Polytechnischen Gesellschaft. Sie würde gern Herrn Wächter von der 1822 und Leute von der Deutschen Bank anstecken, die hätten ja Geld. Sie wisse nur noch nicht, wie sie das schaffen könne.

Herr Giere: Ich werde im nächsten Jahr in den Ruhestand gehen und dann auch noch mehr Zeit haben als jetzt, mich um Geldgeber zu kümmern. Aber wir haben schon eine ganze Menge getan in dieser Richtung; und es ist halt so, dass, das kennt der Herr Praml überdeutlich, wenn man ganz generell sagt, ich möchte Geld haben, sagt jeder, das gehe nicht. Das Museum wäre ideal hier gewesen, eine so schöne Halle und die war ja damals noch in Schuss, als wir sie das erste Mal gesehen haben. Dafür gab es kein Geld, weil das natürlich mit Stellen verbunden ist. Das ging gerade in den damaligen Niedergang der Finanzierung in Frankfurt und ist aus diesem Grunde nichts geworden, obwohl die Pläne wirklich gut waren.

Frau Simon meint, für Fußball und Herrn Schneider würde man Millionen ausgeben. Warum nicht für so etwas?

Herr Giere: Ja, sicher. Nur ist eben Fußball von sehr viel höherem Interesse als die Beschäftigung mit der Geschichte der Technik und der Industrie in Frankfurt und Rhein-Main-Gebiet. Das ist leider so.

Herr Werner: Herr Prof. hat es fertiggebracht, die erste Computeranlage für den Zweck zu klammern.

Herr Giere: Damals, als es hieß, es würde ein Industrie- und Technikmuseum gegründet, haben sich alle Sammler getroffen und diesen Förderkreis gegründet. Dann haben wir wirklich industrielle Schätze gesammelt und Lager angemietet, unter anderem auch hier und dann hieß es plötzlich „April, April“. Dann mussten wir plötzlich darangehen, unsere Schätze zu vernichten. Wir haben also mehr als die Hälfte der Computersammlung vernichtet. Das waren damals ganz riesengroße Geräte gewesen, die Millionen gekostet haben, die es jetzt nicht mehr gibt. Die heutige Jugend kann sich gar nicht mehr vorstellen, wo unser Informationszeitalter herkommt.

Meine erste Aufgabe war somit damals, die Lager zu räumen.

Heute ist aber wieder alles anders. Wir haben einige Aktivitäten und eine solche Aktivität wie hier die Bauhütte ist natürlich eine, die uns freut, denn das gibt uns auch Gelegenheit, eine solche Lehrlingswerkstatt einzubauen.

Willy Praml erklärt für die, die noch nicht dabei waren, das Projekt Bauhütte NaXos. Anfang vor 2 Jahren, leerstehendes Gelände einfach besetzt zum Theatermachen (Theater Willy Praml), zur Millenniumsfeier Tarzan in der gesamten Halle inszeniert und zum Leben erweckt. Mittlerweile Projekt für junge Erwachsene, modellhaftes Erlernen von Sanierungstechniken für Industriearchitektur, dadurch solle ein Anstoß für Wiedereingliederung in Berufsleben gegeben werden. Handelt sich sozusagen um unterprivilegierte Jugendliche, kein Hauptschulabschluss, viele Ausländer usw.

„Dies alles auch in der Hoffnung, dass sich die Leute für dieses Areal wieder interessieren. Natürlich sind die Kulturleute die ersten, die so etwas machen und wenn wir das Ganze sozusagen in Ordnung gebracht, mit Leben erfüllt haben, dann kommt die Wirtschaft und das Geld und nehmen uns vielleicht wieder alles weg. Dann wird hier alles so verbaut, dass man es nicht mehr wiedererkennen kann. Das sage ich persönlich, privat, sprich: Adler-Werke, wo es nur noch eine Erinnerung von dem Damaligen gibt. Hier wäre die Chance, es

anders zu machen, da ja Denkmalschutz besteht. Wir hoffen, dass es so erhalten bleibt. Deswegen ist es natürlich mein Interesse als Theatermacher, hier weiterhin etwas zu sagen zu haben. Dass wir sagen, wir sind eine Interessengemeinschaft von Technik, Industrie, von Kultur, von Theater und Musik, die sich hier workshop-artig um eine lebendige Art von Vermittlung von Kultur, Kunst und Vergangenheit in der Stadt bemüht.“

Herr Amthor: Ja, geht man 30 Jahre zurück, das gab es die Adler-Werke, die Naxos. Hoechst, da gab es ja nur Industrie. Jetzt denkt man, die Stadt Frankfurt war schon immer eine Bankenstadt, aber das ist ja gar nicht wahr.

Willy Praml: Jetzt wollte ich noch sagen, das Projekt Bauhütte NaXos ist ein Verbund von Kultur, Kunst, Geschichte, Technik und der Erzählkreis sollte die Funktion haben, einen Brückenschlag zu bauen zwischen Menschen, die hier gelebt und gearbeitet haben zu denen von heute. Und auch die Stadt als solches authentisch daran zu erinnern, dass diese Stadt mal ein anderes Gesicht hatte, und das sollte der heute nachwachsenden Generation zugute kommen. Darum geht es uns. Dass man Geschichte erinnert, aufschreibt, überliefert.

2. Die Teilnehmer am „Erzählcafé Bauhütte Naxos 2000ff“ in den Monaten März bis Juni 2002

In den 8 Sitzungen, die in diesem Zeitraum stattgefunden haben, nahmen neben den namentlich Aufgeführten weitere Personen teil, die entweder nur einmal anwesend waren oder – nicht bei der N.U. beschäftigt – aus Interesse gekommen waren. Im Schnitt zählte der Arbeitskreis ca. 20 – 25 Teilnehmer pro Sitzung.

(Die Namen sind nach Alter/Jg. geordnet.)

- Emma Hawlicek, Jg. 1916
- Emmi Reschke, Jg. 1919
- Heinrich Werner, Jg. 1925
- Norbert Gelhardt, Jg. 1925
- Willi Eicke, Jg. 1926
- Werner Lachner, Jg. 1928
- Helmut Werneburg, Jg. 1929
- Hans-Dieter Mohr, Jg. 1930
- Manfred Kotthaus, Jg. 1933
- Franz Ziegler, Jg. 1933
- Klaus Amthor, Jg. 1937
- Karl Decher, Jg. 1938
- Gerhard Schneider, Jg. 1938
- Rudolf Raber, Jg. 1938
- Helga Schneider, Jg. 1939
- Hildegard Decher Jg. 1939
- Reiner Altmann, Jg. 1940
- Helga Hoppe, Jg. 1943
- Herr Blume, Jg. unbekannt

Emma Hawlicek

1916 geboren,
hat 16 Jahre in der N.U. als Verpackerin im Versand gearbeitet,
von 1954 bis 1970.

„Die Arbeit war eintönig, hart und schlecht bezahlt, Schwerstarbeit. Bei Bayer nachher war es besser!“

Emmi Reschke

Geboren 1919,
war als 25 jährige ein halbes Jahr dienstverpflichtet
als Bürokräft im Fremd- und Gastarbeiterlager,
1944.

„Das Fremd- und Gastarbeiterlager war in der Herderschule. Die war [damals] beschlagnahmt und es war dort kein Unterricht. Das war alles Ausländerlager. Ich musste [über die Arbeiter] Karteien anlegen mit Bildern, Lebenslauf usw., musste die Verteilung der Lebensmittel betreuen.“

Heinrich Werner

1925 geboren,
arbeitete 51 Jahre bei der N.U.
Bewarb sich 1939 bei der N.U. für eine Lehre als Werkzeugmacher,
wurde 1943 in den Krieg eingezogen.
1945 kam er in russische Kriegsgefangenschaft und brachte nach seiner Entnazifizierung – er war Parteigenosse bei der NSDAP – von 1946 an sein Studium an der Ingenieurschule in Darmstadt zu Ende. Dafür bekam er ein Stipendium von der Pfungst-Stiftung [Stiftung der N.U.] auf Anraten der Begabtenförderung. Nach Abschluss des Ingenieurstudiums mit Auszeichnung kam er 1948 in die Naxos-Union zurück und blieb dort bis 1990.

„Die N.U. war als etwas besonderes bekannt, weil man nur durch Empfehlungen eine Lehrstelle bekam. Ich gehörte zu den Jahrgängen, die indirekt programmiert waren auf das Metallgewerbe. Es stand der Krieg bevor. Ohne dass wir diese Zusammenhänge begriffen hätten, gingen damals fast 50% meines Jahrgangs in die Metallindustrie.“

„1946 war die Industrie noch sehr schwach. Ich musste bitten, damit ich bei der N.U bleiben konnte.“

Wenige Jahre später stieg er zum Konstrukteur im Konstruktionsbüro auf und wurde 1950 Leiter der Maschinenendkontrolle und betreute das Versuchswesen.
1954 wurde er Hallenleiter in der Maschinenhalle;
1963 Betriebsleiter der Montage und Elektrotechnik,
1985 Gesamtbetriebsleiter.
1988 erhielt er für seine betriebliche und soziale Tätigkeit das Bundesverdienstkreuz und wurde Gründungsmitglied des Fördervereins „Industrie- und Technikgeschichte“, Frankfurt am Main.
1990 verließ er mit 65 jährig die N.U.

Norbert Gelhardt

1925 geboren,
arbeitete 42 Jahre bei der N.U.,
von 1946 bis 1988.
Begann als kaufmännischer Lehrling,
war später Leiter der Nachkalkulation und Kostenrechnung.

Ich war damals 21 Jahre alt. Ich wurde mit 17 Jahren in den Krieg eingezogen und kam mit 21 Jahren, das war 1946, aus 2jähriger Kriegsgefangenschaft aus Amerika zurück. Während meiner Gefangenschaft hatte ich erst die Hälfte meiner Lehre als kaufmännischer Lehrling in der Lederbranche absolviert. Nach meiner Rückkehr hatte ich das Glück, bei der Naxos meine Lehre beenden zu können.“

„Ich bin 1946 in die Naxos eingetreten und habe 1988 hier Schluss gemacht mit 64 Jahren. Ich hatte dann noch ein Jahr lang einen Beratervertrag bei der Naxos. In der Zeit habe ich meine zwei Nachfolger angeleitet, was aber unnötig war, denn nach zwei Jahren sind die wieder gegangen. Aber da war ich nicht dran schuld, da war die Naxos dran schuld.“

Willi Eicke

geboren 1926,
war 14 Jahre in der Personalabteilung bei der N.U. beschäftigt,
von 1973 bis 1987.

„Ich hatte im Personalwesen zu tun mit Einstellungen, Kündigungen und Entlassungen, und wir haben solange ich hier war nur immer Leute gesucht und keine gefunden. Es war zumindest äußerst schwierig, welche zu finden. Die kamen vom Arbeitsamt, teils angesäuelt: `Ja, das kann ich aber nicht und das kann ich auch nicht. Es ist auch zu wenig Geld, das mache ich nicht.´... Im Ganzen gesehen war aber, wie gesagt, in der Zeit, in der ich beschäftigt war, alles in Ordnung, auch finanziell, in beiden Betrieben.“

Werner Lachner

1928 geboren,
arbeitete 45 Jahre bei der N.U.,
von 1947 bis 1992.

Nach Ablegung der kaufmännischen Gehilfenprüfung im Dezember 1946 bewarb ich mich als Kostenrechner bei der N.U.. Ich bearbeitete die Verwaltung, die Dienstleistungsabteilung und das Werk Hanau. 1960 wurde ich Betriebsleiter der Dienstleistungsabteilung. Diese bestand aus:
Bauabteilung - Schreinerei – Fuhrpark – Werkküche und Kantinen – Sanitätswesen, Pförtner und Empfang – Arbeitssicherheit – Umweltschutz – Warenannahme – Versand – Raum- und Gebäudereinigung – dies für die Werke Frankfurt, Fechenheim, Hanau, Ziegenhain und Butzbach. In dieser Eigenschaft betreute ich auch für die Dr. Arthur-Pfungst-Stiftung das Altenheim in Bad Homburg und den Kindergarten in Maintal. Für diese Bereiche hatte ich sowohl für die N.U. als auch für die Diskus-Werke Handlungsvollmacht nach § 54 HGB. Mein Sitz bis 1989 war in Frankfurt, von 1989 bis 1992 in Fechenheim.

„Ich hatte damals die hohe Ehre, für alle Nebenabteilungen der Naxos-Union zu sorgen: für den Fuhrpark, die Warenannahme, das Gesundheitswesen, die Schreinerei, die Bauabteilung, das Altenwohnheim, den Umweltschutz, die Küche usw. Also alle 14 Abteilungen, die der Betrieb gebraucht hat, die habe ich geleitet und zwar für alle Werke. Aber die Hauptsache, möchte ich sagen, war die Bauerei.“

Helmut Werneburg

1929 geboren,
arbeitete 23 Jahre als PKW-Personenfahrer für die N.U.,
von 1969 bis 1992.

Von 1969 an war er einer von 7 PKW-Fahrern und hatte die Aufgabe, die Ingenieure, Verkaufs- und Betriebsleiter der N.U. zu chauffieren.

Das waren meist Fahrten etwa nach Mannheim oder München, wo Produktionsmaschinen an z.B. Krupp, Mercedes usw. verkauft wurden.

Er war auch damit betraut, Gäste und Kunden der N.U. vom Flughafen abzuholen, sie ins Hotel zu bringen und zu betreuen.

Später wurde er Direktionsfahrer und dann Cheffahrer von Herrn Direktor Herbst.

Dadurch kannte ihn jeder, zumindest vom Hörensagen.

Mit Herrn Direktor Herbst unternahm er zu dieser Zeit u.a. Fahrten zu Maschinenmessen nach Hannover, Berlin, Paris und in die ehemalige DDR. Später fuhr er auch dessen Nachfolger Dr. Klein und Herrn Klos.

„Ich durfte viel miterleben. Der Herr Herbst war sehr kunstinteressiert und da hielt ich unterwegs auf Geschäftsreisen auch mal an Sehenswürdigkeiten an.“

„Ich sehe heute noch auf die frühere Büroanlage; ich wohne direkt gegenüber.“

1992 schied Herr Werneburg aus gesundheitlichen Gründen aus seiner Beschäftigung als Personenfahrer für die N.U. aus, wurde danach aber als Hausmeister für vier der Stiftung der N.U. zugehöriger Häuser, gegenüber dem Haupteingang des Fabrikgeländes gelegen, weiterbeschäftigt, bis heute.

Hans-Dieter Mohr

1930 geboren,
arbeitete 39 Jahre bei der N.U.,
von 1954 bis 1993.

Er war zuletzt als Betriebsleiter der mechanischen Fertigung tätig.

„Ich habe bei der damaligen Frankfurter Firma Voigt und Haeffner Werkzeugmacher gelernt und anschließend an der Ingenieursschule Frankfurt das Ingenieurstudium absolviert. 1954 trat ich als Ingenieur in den Dienst der N.U.. Meine Entwicklungsstufen dort waren: Konstrukteur, Versuchsingenieur, Betriebsassistent und dann ab 1963 Betriebsleiter der mechanischen Fertigung in der Halle an der Wittelsbacher Allee. An 1968 auch Leiter der gewerblichen Ausbildung bei der N.U.. Neben der Funktion in Frankfurt war ich nach Aufbau des Zweigwerkes in Ziegenhain/Schwalmstadt auch dort für die mechanische Fertigung und die gewerbliche Ausbildung zuständig. Bis zum Ende seiner Berufstätigkeit 1993 war er Vorsitzender des Prüfungsausschusses für Maschinenschlosser bei der IHK Frankfurt tätig.

„Ich bin geschockt, bin total erschüttert über den heutigen Zustand der Halle und des Geländes.“ [Beim Besuch auf dem Gelände anlässlich der ersten Erzählcafé-Runde]

Manfred Kotthaus

1933 geboren,
arbeitete 41 Jahre in der N.U.,
von 1957 bis 1998.

Begann 1957 als kaufmännischer Angestellter im Verkauf
und wurde später Exportleiter.

Ab den 80er Jahren war er als Vertriebsleiter und Prokurist für die Maschinenfabrik tätig, ab 1990 dann als Geschäftsführer einer Tochterfirma für gebrauchte Maschinen. 1998 ging er in Rente.

„Ich war sehr viel im In- und Ausland unterwegs und habe versucht, die Maschinen an den Mann zu bringen, die die Naxos gebaut hat. Das war bis 1989/90. Ich hab' jedenfalls damals, als es mit der Firma zu Ende ging, ein bisschen wider den Stachel gelökt, was mir nicht gut bekommen ist. Auf der anderen Seite konnte man mich aber auch nicht an die Luft setzen. Man hatte eine kleine Tochterfirma gegründet, bei der ich dann die letzten acht oder neun Jahre bis 1998 zugebracht habe. Diese Firma hieß anfangs auch Naxos- Maschinenhandel. Insofern glaube ich fast, dass ich einer der wenigen bin, die tatsächlich bis zum Beginn des Rentenalters, also mit Vollendung des 65. Lebensjahres, noch in Naxos-Diensten war und bis dahin auch Gehalt bezogen habe. In den meisten Fällen waren ja durch Vergleiche und Konkurse bittere Situationen für die Mitarbeiter entstanden.“

Franz Ziegler

1933 geboren,
war 39 Jahre bei der N.U. beschäftigt,
von 1957 bis 1996.

„Ich habe 1957 hier angefangen und zwar sofort nach dem Studium an der staatlichen Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Am 15. August 1957 fing ich hier an, als Konstrukteur im technischen Büro. Da lief dann eigentlich eine ganz normale Karriere ab. In den 70er Jahren wurde ich Konstruktionsgruppenleiter und 1983 dann Chef des Leiter der Maschinenkonstruktion. Dadurch war ich auch weltweit viel unterwegs. Ich habe auch die ganze Misere bis zum Jahre 1996 miterlebt. Damals wurde ich genau 63 Jahre alt und ging in Rente. Kurz darauf ging die Firma in Konkurs. 39 Jahre habe ich hier zugebracht.

Klaus Amthor

1937 geboren,
war 48 Jahre bei der N.U. beschäftigt,
von 1952 bis 2000.
Wurde 1952 als Maschinenschlosser bei der N.U. eingestellt.

„1953 ging es hier dann gut los, wir hatten viele Aufträge.“

Später war er in der Montagetechnik beschäftigt.
Wurde nach Werksschließung von der Firma Ingersoll-Naxos, eine der Nachfolgeunternehmen am Standort Langen, übernommen und blieb dort bis Frühjahr 2000 als Montagetechniker.
2000 wurde er entlassen.

Karl Decher

1938 geboren,
arbeitete 38 Jahre für die N.U.,
von 1958 bis 1996.
Wurde 1958 als gelernter Elektroinstallateur eingestellt,
konnte sich 1963 zum Elektromeister qualifizieren,
war ab 1963 Vorarbeiter der Betriebselektriker in der Schleifmittelproduktion im Werk Fechenheim.
Wurde später zum Meister der Instandhaltung der Dreherei, Spenglerei, Blechbearbeitung und der Schlosserei.
1996 verließ er die N.U..

„Als ich bei der Naxos anfang, ging das Werk steil bergauf. Mein Aufgabengebiet war unendlich groß, die Mess- und Regeltechnik war nur ein Bereich von vielen. Für mich war es hier sehr interessant zu arbeiten. Zudem gab es einen kleinen Rentenanspruch und mittags gab es Essen. Das hatte mir als 21jährigem sehr gefallen.“

„Ich war sozusagen der Letzte in der Halle. Ich habe in den letzten Tagen alles ausgeräumt und anschließend das Licht ausgedreht.“

Gerhard Schneider

1938 geboren,
machte seine Lehre zum Maschinenschlosser bei der N.U.,
von 1956 bis 1959.

„Ich habe bei der Naxos in Fechenheim eine Lehre als Maschinenschlosser abgeschlossen. Davon war ich ein dreiviertel Jahr hier im Werk an der Wittelsbacher Allee. Die Lehrlinge wurden für einige Zeit hierher nach Frankfurt in die Fräseerei/Dreherei geschickt. Ich bin dann ein wenig länger als die anderen hier geblieben. Vielleicht hatten sie gerade jemanden gebraucht, oder ich hatte mich nicht so dumm angestellt, das weiß ich nicht mehr. Später habe ich dann in den Semesterferien noch zwei oder drei Mal für 4 Wochen in Fechenheim gearbeitet. Zu der Zeit war ich in der Ingenieurschule und anschließend beim TÜV. Da bin ich auch heute noch.“

Rudolf Raber

1938 geboren,
arbeitet ab 1977 für die N.U..
Vorher war er als Maschinenbaukonstrukteur für Bremsschleifmaschinen tätig.

„Ich war als außerbetrieblich Angestellter für die technische Dokumentation zuständig. Meine Aufgabe war es, Gebrauchsanweisung für die Maschinen zu erarbeiten, um dem späteren Benutzer den richtigen Umgang mit ihnen zu ermöglichen.“

Helga Schneider

1939 geboren,
war 2½ Jahre bei der N.U. beschäftigt,

von 1956 bis 1958.

Machte in der Verwaltung der N.U. ihre Ausbildung zur Industriekauffrau.

„Ich habe von 1956 bis 1958 bei der Naxos meine Lehre als Industriekauffrau gemacht. Und hier habe ich meinen Mann kennen gelernt, der war damals auch Lehrling bei der Naxos.“

Hildegard Decher

1939 geboren,

Ehefrau und Mutter von drei Kindern

gelernte Tuchweberin, nach dem ersten Kind Hausfrau.

„Als wir geheiratet haben, war mein Mann gerade zwei Jahre bei der Naxos beschäftigt. Wir hatten damals auch unsere erste Wohnung durch die Naxos bekommen.“

„Die Hallen kannte ich dadurch, dass ich mit meinem Mann, wenn abends, nach dem Arbeitsbetrieb in der Halle etwas nicht in Ordnung war, manchmal hierher mitfuhr. Das war, wenn abends z.B. noch ein Ventilator lief und die Anwohner sich wegen des Lärms beschwerten. Der Pförtner rief dann an und mein Mann musste kommen. Da bin ich dann manchmal mitgefahren.“

Reiner Altmann

1940 geboren,

war in den 60er Jahren für 3 bis 4 Jahre bei der N.U. als Hilfsarbeiter beschäftigt und wurde wegen seiner Aktivitäten gegen den Vietnam-Krieg entlassen.

„Wahrscheinlich bin ich der Einzige in dieser Runde, der als Hilfskraft beschäftigt war... Ich hatte damals Schleifscheiben eingepackt, das war 1968 gewesen, auf der Höhe des Vietnam-Krieges. Und da habe ich einen Zettel hineingesteckt an die Fa. Dow Chemicals. Die waren damals der größte Napalm-Produzent der Welt. Und da habe ich drauf geschrieben: `Kollegen, wusstet Ihr schon, dass Eure Firma der größte Napalm-Produzent der Welt ist?, usw.“

Helga Hoppe

1943 geboren,

kam als Tochter ihres Vaters [„Hoppe Karl“], der von 1921 bis 1973 bei der N.U. beschäftigt war, zum Erzählcafé.

Karl Hoppe begann 1922 als 14-Jähriger seine Lehre in der Maschinenabteilung, wurde 1949 Maschinenschlosser.

„Mit drei Kindern herrschte in unserem Hause große Armut. In der einen Woche musste das Geld für den Einkauf gepumpt werden, in der anderen konnten wir wieder bezahlen. Mein Vater war regelrecht verliebt in die Firma, ist jeden Morgen zu Fuß hingelaufen. Zu Hause gab es keine Duschgelegenheit, aber in der Firma, auch die Kantine war wunderbar. Für mich ist es noch heute wie ein Alptraum, dass unsere Mutter so gelitten hat. 1947 bekam der Vater seinen Meisterbrief, aber er wurde nie wirklich Meister in der Firma, 51 Jahre lang, das hat ihn immer sehr gewurmt. Er war ein fleißiger Arbeiter, aber er ist auch gedrückt worden, auch der Herbst [Direktor Herbst, Anm.] war nicht gut auf ihn zu sprechen. Bis zum Schluss haben sie sich nicht so gut ihm gegenüber verhalten, das war damals durchaus gang und gebe. Er ist jetzt seit vier Jahren tot, aber ich höre ihn immer noch sagen: `Maschinen muss man komplett auseinander bauen und wieder zusammen bauen können!‘

Er war 46 Jahre lang in der Gewerkschaft. Mit 66 ist er dann raus aus der Firma. Mein Vater war immer das Oberhaupt, meine Mutter wusste, glaube ich, noch nicht einmal, was er wirklich verdient hat.“

Herr Blume

[Jg. unbekannt],
war 4 Jahre in der Werkzeugmacherei beschäftigt,
von 1952 bis 1956.

„Ich war zunächst als Lehrling und dann noch ein halbes Jahr als Geselle in der Flachsleifmaschinen-Fabrikation bei der N.U. tätig und dann war es aus mit der praktischen Arbeit: Ingenieurschule und dann Schreibtischtäter! Zwischendurch war ich auch in den Semesterferien hier oben in der Konstruktion. Das ist eigentlich alles, was mich mit hier verbindet.

3. Die Naxos-Union – eine Weltfirma

120 Jahre lang hat die Naxos-Union an ihrem angestammten Platz, an der Wittelsbacher Allee in Frankfurt, produziert und hatte mit einzelnen Produkten Weltruhm erlangt. Auf das berühmte Schmirgelpapier, den sogenannten „ächten Naxos-Schmirgel“, hatte sie sogar das Weltmonopol.

Herr Lachner: Man muss sagen, die Naxos war ein ganz bekannter Betrieb, wir waren weltbekannt. Das Erste, das war die Genauigkeit. Die Leute können das gar nicht begreifen, wenn man sagt, der Kunde habe eine Maschine bestellt mit einer Schleifgenauigkeit von 3 my. Was hat das den Leuten gesagt? Gar nichts. Und der Herr Werner hat so eine wunderbare Erklärung gehabt: Ein Haar ist im Vergleich zu einem my ein Balken. Und 3 my, das konnten nur wenige Firmen auf der ganzen Welt.

Herr Ziegler: Bei unseren Werkstücken hatten wir Fertigungstoleranzen von einem Tausendstel Millimeter. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, was ein Tausendstel Millimeter ist.

Herr Kotthaus: Die besagte Definition vom besagten Herrn Herbst Junior war: „Wenn eine Mücke auf den Tisch schießt und sie wischen es weg: Was Sie dann noch riechen, dass ist ein my. Praktisch nicht mehr zu sehen. „

Herr Mohr: Wenn Sie sich ein Haar ausreißen, dann bringen Sie es auf sechs Hundertstel Millimeter, das sind 60 my. Manchmal arbeiteten wir auch nur mit einem Bruchteil eines my. Diese Präzision erreichten wir auf Dauer.

Herr Ziegler: Später haben wir dann viele Werkstücke im Ausland produzieren lassen, da es billiger war. Wir gaben also diese genauen Teile in Auftrag und einmal kam ein Anruf, dass dies nicht produzierbar sei, da man es ja nicht mal messen könne. Viele Firmen konnten unseren Ansprüchen nicht gerecht werden. Man brauchte einfach viel Know-how und darf die Arbeit hier nicht mit Fliessbandarbeit, wie beispielsweise in der Autoindustrie, vergleichen. Hier war auch viel Handarbeit, wobei man die Genauigkeit eines Werkstücks unter dem Mikroskop abschabte. Wochenlang wurde das teilweise von Hand geschabt. Das muss man erst einmal können. Erfahrung ist einfach sehr wichtig. Das Geheimnis der Naxos war ihr Know-how, welches sich auch weitervererbt hat.

Frank Hollmann: Das ist genau der Punkt, warum die Naxos Union so etwas Besonderes war. Ich hab immer gehört, dass es etwas Besonderes war, hier lernen zu können. Und dass es ein Gefühl des Stolzes für den war, der bei der Naxos beschäftigt war. War das der Punkt, dass es nicht nur Fliessbandarbeit war, sondern auch ein Miteinander? Ist das richtig?

Herr Ziegler: Ja, da hat das Team dazugehört, mit dem vielen Know-how. Wir haben das auch in der letzten Zeit gemerkt, als wir viele wechselnde Geschäftsführer hatten, die das immer mit der Automobilindustrie verglichen hatten. Mit Fliessbandarbeit, kann ja jeder. Auch in Schwaben gibt es ja so viele Spezialfirmen. Die leben von ihrem Know-how. Ich weiß nicht, ob sie das Buch „die geheimen Weltmeister“ kennen. Da werden die Firmen aufgezählt, die ein Spezialprodukt haben. Das sind meistens kleine Privatfirmen, die noch zentral geführt werden. Da ist eine Mannschaft, die zusammenhält und die haben bis heute nichts von Rezession gemerkt. Die haben ihr Produkt. Sie machen das und die können das. Da steckt so viel Know-how drin und das ist ihr Kapital. Wenn man das nicht weiß, und man glaubt, man könnte das verallgemeinern, das funktioniert nicht.

Herr Mohr: Die Autoindustrie stellte uns die Forderung, ein Getriebeteil so präzise und schnell wie möglich zu schleifen. Wir haben Präzision erreicht, wie es kaum auf der Welt möglich war. Darauf sind wir stolz. Fehler in der Autoindustrie sind Fehler, die die Autoindustrie selbst zu vertreten hat.

Herr Kotthaus: Ich möchte dem Herr Mohr da auch etwas beipflichten. Vom Verkauf aus kann ich das auch beurteilen. Wir hatten in der Naxos einen Qualitätsstandard. Es gab nicht viele, die uns das Wasser reichen konnten. Es gab Maschinen, die hatten geradezu einen legendären Ruf. Auch heute noch. Ich weiß das etwas, da ich mich ja auch mit gebrauchten Maschinen befasst habe. Es gibt praktisch kaum eine gängige gebrauchte Maschine von der Naxos auf dem Markt. Die sind sofort verkauft worden. Auch wenn sie 30 Jahre alt sind ist es den Kunden egal. Jeder Industriebetrieb hat seine Probleme, die Kunden sind sehr anspruchsvoll gewesen. An der Qualität hat das Schicksal der Naxos nicht gelegen.

Herr Ziegler: Die Sachen die wir gebaut haben, konnte man ja nicht einfach über den Ladentisch verkaufen. Da fanden manchmal schon Jahre davor Vorausgespräche statt. Nicht nur mit den Kaufleuten, sondern auch mit den Technikern. Da gab es oft mehrere Reisen. Naxos baute ja Maschinen nach den speziellen Wünschen eines Kunden.

Herr Schanz: Was waren denn das für Maschinen, die Sie die nach Russland geliefert hatten.

Herr Ziegler: Kurbelwellen für die Automobilindustrie oder für Lastwagen.

Herr Kotthaus: Das waren teilweise sehr große Aufträge. Die Russen haben mit ihrem Fünf-Jahresplan weit vorausgeplant, viel neu investiert, komplette Fabriken gebaut. Das waren manchmal Volumina, die wir überhaupt nicht bewältigen konnten. Manche Aufträge konnten wir nicht annehmen, da sie sonst die ganze Fabrik blockiert hätten. Die Sowjetunion war damals ein sehr interessanter Markt.

Britta Klickermann: Wann war das so ungefähr?

Herr Kotthaus: Der Anfang des Ostgeschäftes, so Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre, war etwas schwierig. Unser damaliger Chef, der Herr Herbst Junior, war ein sehr vorsichtiger Mann, was uns später auch noch gut getan hätte. Er riet, dass wir die Finger vom Ostgeschäft weglassen sollten. Man sollte erst mal abwarten, da es Neuland war. Wir bekamen Einladungen aus Russland, Rumänien, Ungarn und wir mussten ablehnen, da die Reisen nicht genehmigt wurden. Das ging einige Jahre, bis dann im deutschen Werkzeugbau durchsickerte, dass man mit den Russen durchaus Verträge machen kann, die auch eingehalten werden. Mitte der 60er Jahre begann dann das Ostgeschäft und ging bis zum Verfall der Sowjetunion.

Herr Mohr: Wir mussten 10% als Maschinenrückkauf betätigen. Wenn also ein Auftrag nach Russland ging, mussten wir russische Maschinen kaufen. Die Standards dieser Maschinen entsprachen nicht unseren Vorstellungen.

Herr Kotthaus: Da war der Herr Mohr natürlich begeistert.

Herr Mohr: Wir mussten diese Maschinen dann sozusagen „aufdeutschen“. Zuletzt funktionierte es dann. Ein Gegengeschäft musste getätigt werden.

Britta Klickermann: Was waren das für Maschinen?

Herr Mohr: Drehbänke, Bohrwerke. Es gab Firmen, die das getan haben und die Maschinen dann weiterverkauft haben. Wir haben seinerzeit diese Drehbänke so umgebaut, dass sie benutzbar waren und haben sie dann in die Lehrwerkstadt eingebaut. Die letzten Standards, die wir kannten, hatten sie nicht.

Herr Lachner: Also, wir haben ja damals auch schon gute Geschäfte mit Russland gemacht. Wir hatten zeitweise die Mahnung von Herrn Herbst, wenn wir bei Verhandlungen in Moskau die Maschinen nicht unter bekämen, könnten wir zumachen. Einmal stand er da mit langem Gesicht, da ging es ja um Millionen, die Russen hatten nicht zugesagt. Ihm ist es nicht gut gegangen. Aber nach 8 Tagen haben wir den Auftrag trotzdem bekommen. Das war die Taktik der Russen, die heute noch angewendet wird. Herr Herbst meinte dazu, er könne das Geschäft nicht machen, denn der Preis sei viel zu schlecht: „Obwohl wir in Not waren, und die Russen das gewusst haben, habe ich mich nicht erpressen lassen. Denn es ist klar, Sie können nicht etwas herstellen und noch Geld dazulegen.“

Herr Kotthaus: Im Nachhinein fallen mir ja noch viele Anekdoten ein. Zum Beispiel noch eine mit den Russen: Wir waren nach Köln gefahren, da war deren Handelsvertretung. Wir hatten schon in Moskau verhandelt, sogar zweimal, dann hatten wir auch schon in Hannover verhandelt auf der Ausstellung. Dann sind wir nach Köln zitiert worden und fanden uns in einem Café wieder, in das uns die Russen geführt hatten. Da hatten wir einen Tisch mit einem Durchmesser von weniger als 1 Meter. Daran saßen wir also zu Dritt von der Naxos und ich weiß nicht mehr wie viele Russen, 6 oder 7. Jeder versuchte verzweifelt seine Unterlagen zu balancieren. Auf den Tisch ging ja sowieso nichts drauf und außerdem hatten wir auch noch Kaffee getrunken, der Tisch war voll mit Tassen. Also, dann fiel andauern irgendeine Unterlage herunter. Und das Ganze ging Stunden. Im Endeffekt ging es um ein halbes Prozent Zinsbelastung. Die Russen haben Kredite verlangt über 5 Jahre, die waren seinerzeit gedeckt, also kein großes Risiko, aber der Zinssatz war natürlich wichtig. Der hat sich ja summiert. Also ein halbes Prozent und es ging hin und her und hin und zwischen durch war ich mit Herrn Herbst draußen und habe versucht, ihn zu bearbeiten. Auf jeden Fall am Schluss hat er Ja gesagt. Das war einer der ganz großen Aufträge, ich weiß nicht mehr über wie viel Millionen. Anschließend habe uns die Russen eingeladen in ein sündhaft teures Lokal am Domplatz nebenan. Wir kamen dahin, waren die einzigen

Gäste, lauter Ober mit Frack und dann haben wir also alle bestellt. Die ganze Gesellschaft, es waren auch immer mehr Russen geworden im Laufe der Verhandlungen. Das war ja noch die Zeit, wo man keine Kreditkarten hatte. Inzwischen haben Herbst, Brühem, unser Chefkonstrukteur und ich uns gegenseitig angestummt und trafen uns zwischendurch auf der Toilette draußen, um unsere Barbestände zu überprüfen, ob wir überhaupt die Rechnung bezahlen könnten. Das endete also damit, dass wir alle Drei unsere Portemonnaies geleert haben, damit der Herr Herbst die Rechnung bezahlen konnte. Zu essen gab es Riesenteller mit winzigen Portionen, wie das in solchen Lokalen üblich ist. Und die Russen haben gespachtelt, und noch mal, und Gänge und, und, und... Also, wir haben es überstanden. Am Schluss haben wir uns draußen verabschiedet und auf dem Weg zum Bahnhof hat dann einer von uns gesagt: „Ich hab einen mords Kohldampf.“ Ja, satt waren wir alle Drei nicht. Also wieder Portemonnaie öffnen, überprüfen, ob es noch für eine Bockwurst reichen würde. Dann sind wir zu Dritt, also der Herr Herbst als Firmenchef, der Herr Chefkonstrukteur und meine Wenigkeit an die Bockwurst-Bude und haben uns mit den letzten Kröten jeder eine Bockwurst geleistet. Und dann sind wir mit unserem Millionen-Auftrag heimgefahren.

Herr Mohr: Bevor wir eine Maschine auslieferten, kam der Kunde zu uns und hat die Maschine nach vorgegebenen Normen abgenommen. Diese waren aber nicht von der Naxos vorgegeben. Die Maschine musste nach Genauigkeit untersucht werden. Diese Abnahme haben wir selbst hausintern gemacht. Dabei haben wir festgestellt, dass wir weit unter den Normen lagen, die da gefordert waren. Wir haben unsere Werte, die ein Bruchteil des geforderten waren, aufgeschrieben. Dann kam der japanische Abnahmeingenieur und nahm unser Protokoll, welches wir für die Abnahme hergestellt haben. Da die Maschine über Nacht stand, hatten sich die Werte minimal verändert. Er beanstandete dann ein halbes Hundertstel. Wir versuchten ihm zu erklären, dass das Dreifache des gemessenen Wertes erlaubt ist. Später kam der japanische Ingenieur dann zu mir und fragte: „What means Korinthenkacker?“ Ich sagte dann: „A Korinthenkacker is a man who is very, very exactly!“. Dann war er zufrieden. Man kommt da schon manchmal fürchterlich in Verlegenheit.

Herr Ziegler: Was der Herr Mohr so sagt, klingt manchmal vielleicht etwas abgehoben. Es war aber wirklich so, dass die N.U. in der Welt eine führende Stellung einnahm. Es war ja auch nie so, dass die N.U. nichts zu tun hatte. Wir hatten große Kunden, die immer da waren. Wenn man das bedenkt, tut dieser Absturz besonders weh. Herr Kotthaus und ich waren 1995 in Japan. Die potentiellen Kunden haben vor dem Namen Naxos Haltung angenommen. Trotzdem war alles schon auf der Kippe. Das war eine Sache, die uns besonders betroffen hatte.

Als wir in unseren besten Zeiten Mitarbeiter noch ‚schanghaien‘ mussten

Herr Lachner: Was noch ganz interessant war, worüber sich heute keiner mehr Gedanken macht. Es war ja die Zeit nach dem Krieg, wo sie effektiv keine Leute bekommen konnten. Die waren ja weg. Und wir hatten schon immer ein gutes Verhältnis gehabt zur Firma Lupp, eine Baufirma in Oberhessen, die auch für uns im Laufe der Jahre alle Bauangelegenheiten gemacht haben. Die hat uns anstandshalber, weil die nicht so viel Arbeit gehabt haben, ihre Bauarbeiter uns überlassen, sind mit dem eigenen Wagen hierher gefahren und haben über 10, 15 Jahre im Schleifmittelwerk gearbeitet. Da hat gar keiner gemerkt, dass das gar keine Naxos-Mann, sondern ein Lupp-Mann war. Ja, so war das damals. Als es dann immer schlimmer geworden ist, das ist auch einmal in den Protokollen erwähnt worden, da hat mich der Kleinbach rübergerufen und hat gesagt: „Herr Lachner, Sie müssen mit dem Herrn Lenz unbedingt nach Oberhessen fahren. Wir brauchen Leute, Leute, Leute... „Was soll ich mit dem Lenz?“, habe ich gefragt. Der Lenz war Fertigungsleiter im Schleifmittelwerk. Und der war über den ganzen Krieg irgendwo da oben in Hessen in einem kleinen Ort evakuiert. Und der konnte Spindeln machen, dadurch war der bekannt. Da bin ich mit dem abends nach Feierabend hochgefahren und dann haben wir buchstäblich die Leute „schanghai“. Das war so gewesen: Die Personalabteilung hat Arbeitsverträge gemacht, da hat nur noch Name und Lohn gefehlt usw. Der Lenz hat dann gelogen, hat die Leute gefragt, ob sie in der Landwirtschaft arbeiten. Nein, sie wären in der Kesselflickerei tätig. Da hat der dann gesagt: „Ojeh, wisst Ihr das nicht, dass Ihr bald zumacht? Was?, haben die gefragt, das kann doch nicht sein. „Doch“, hat er geantwortet, „das habe ich gehört. Aber wisst Ihr was, kommt doch mit zur Naxos.“ Und tatsächlich, als sie richtig voll waren, haben die das unterschrieben. Die sind also morgens aufgewacht mit einer Arbeitsstelle bei der Naxos. Ja, so war das. Einer von denen hat dann Jubiläum gefeiert im Schleifmittelwerk, da war ich auch dabei.

Nachdem der Betriebsleiter wie üblich seine Rede gehalten hatte, meldete sich der Jubilar auch zu Worte, was unüblich war und sagte: „Jetzt muss ich Euch einfach noch mal erzählen, wie ich hierher gekommen bin: Man hat mich shanghai.“ So etwas ist ja heutzutage unvorstellbar.

Frank Hollmann: Ich versuche das mal zusammenzufassen. Wir haben einmal das Phänomen Naxos und ihren Niedergang und dann aber noch die Naxos Union selbst. Den Betrieb, das Leben, das hier stattgefunden hat. Die Führungspositionen und die Arbeiter und wie das alles zusammen funktioniert hat. Das möchten wir auch Außenstehenden verständlich machen. Die Produktion auf der einen Seite, also die Entwicklung der Produktion, dann der Niedergang der N.U.. Und wie die Menschen dort gelebt haben. Was ja auch ein Zeitdokument ist. Lebenswelten und Lebensqualität.

4. Auf Naxos gab es nichts, was es nicht gibt!

Das nachfolgende Kapitel ist im Wesentlichen zusammengesetzt aus den Protokollen des 3. und 4. Treffens des Erzählcafés. Noch nach über 10 Jahren seit Schließung der Firma waren die Geschichten auf Naxos so präsent, dass sie erinnert werden konnten, als hätten sie sich gestern erst ereignet.

Franz Ziegler: Mein erster Tag ist mir noch sehr gut in Erinnerung. Man sagte, in der Naxos muss der erste Tag nichts sein, dann wird's was! Im Portierhäuschen saß ein Portier mit dem Namen Stitz, der dürfte noch bekannt sein. Der war ein ganz Scharfer und hat das Gelände bewacht, als ob es seine eigene Firma wäre. Er ließ mich nicht rein und ich musste warten, bis ein zuständiger Chef kam. Er ließ mich warten, aber der Chef kam nicht. Er telefonierte und stellte fest, dass er im Urlaub war. Er ließ mich warten und versuchte, den nächst höheren Chef zu erreichen. Ich wartete weiter, aber der kam auch nicht. Er telefonierte wieder und stellte fest, dass auch dieser im Urlaub war. Dann erteilte er mir die Genehmigung einzutreten und da ich den Weg ja wüsste, könnte ich auch hoch gehen. Ich bin dann hoch gegangen und da war niemand für mich zuständig. Da hat sich herausgestellt, dass mein direkter Vorgesetzter auch im Urlaub war. So war das. Dann hat sich irgendeiner meiner angenommen. Das war mein erster Tag und deshalb hab ich den auch nicht vergessen.

Britta Klickermann: Kennen Sie sich untereinander?

Franz Ziegler (zu Herr Schneider): Vom Sehen kenne ich sie.

Herr Schneider: Ich war aber in Fechenheim.

Franz Ziegler: Mit dem Herrn Mohr hatte ich immer viel zu tun. Mit der Betriebsleitung war immer was los. Da gab es immer Spannungsfelder zwischen der Betriebsleitung und der Konstruktion. Zwischen denen, die es erdacht haben und zwischen denen, die es machen mussten.

Britta Klickermann: Ich habe versucht, die Frau Lissy Alfhart einzuladen, da ihr Name immer mal wieder fiel. Leider musste ich feststellen, dass sie verstorben ist.

Franz Ziegler: Da gab es ja damals eine Stelle, die mit einer Dame besetzt war, die sich nur um die sozialen Belange der Arbeitnehmer kümmerte. Ausschließlich. Alles was so anfiel. Zum Beispiel Wohnungen organisieren.

Herr Kotthaus: Ja, bis zum möblierten Zimmer von neuen Angestellten.

Herr Ziegler: Sie hatte auch durch ihre politische Tätigkeiten die entsprechenden Beziehungen und konnte sehr viel machen. Wenn jemand längere Zeit krank war, wurde gleich ein Päckchen vorbeigebracht.

Britta Klickermann: Das war also die Position der Frau Alfhart oder gab es auch noch andere Frauen, die das gemacht haben?

Herr Ziegler: Danach gab es noch mal eine Nachfolgerin.

Herr Kotthaus: Mit der Frau Alfhart hatte ich mir es gleich verdorben. Da ich von Auswärts aus dem Süden kam, brauchte ich eine Bleibe in Frankfurt und sie hat mir ein Zimmer besorgt. Das war an dem gegenüberliegenden Eckhaus. Die Wohnung war aber wie ein langer Schlauch. Man ging vorne durch ein Zimmer, dann ging es durch die Küche, dann kam noch ein Zimmer und dann kam meins an der Ecke. Ich stellte mir nun vor, wie ich also durch vier Zimmer durchgehe und überall grüße. So eine Art Bad war neben der Küche, das war also dann der Endpunkt dabei. Damals hatte man ja so Nylonhemden, jedenfalls als Junggeselle. Die konnte man durch Wasser und Seife ziehen, sie auf einen Bügel hängen und am nächsten Tag wieder anziehen. Wie sollte ich das aber da bewerkstelligen mit dem Wasser drei Türen weiter. Ich sagte also, dass ich das nicht machen kann und Frau Alfhart war sehr böse. Hatte sich ja Mühe gegeben, verstand ich auch.

Frank Hollmann: Für wie viele Angestellte war Frau Alfhart denn zuständig?

Herr Ziegler: Naja, die Naxos Union hatte so 1100 Angestellte.

Herr Decher: Sie war generell die Ansprechpartnerin für den ganzen Betrieb, was soziale Belange betraf.

Herr Ziegler: Das Wohl der Arbeitnehmer stand an erster Stelle.

Herr Lachner: Man muss sagen, die Naxos hatte damals gute Leute die wirklich mit Herz und Seele dabei waren. Die Naxos war ja so eine Art Familienbetrieb. Neulich habe ich einmal erwähnt, was die unangenehmen Dinge waren. Da konnte ich nur sagen, dass ich in den 45 Jahren zweimal jemandem am Telefon gesagt habe: „Du kannst mich mal am A... lecken!“ Einer von Beiden sitzt hier, das war der Herr Werner. Aber als wir uns nach 2 Tagen wieder gesehen haben, da hat keiner darüber gesprochen. Das war so. Ich habe mich aufgeregt, aber in der Naxos konnte man reden. Es hat auch jeder jeden gekannt von der Familie her. Das war nicht so unpersönlich wie heute. Herr Werner ist als Betriebsleiter zu Arbeitern, die nichts hatten oder wo die Ehe nicht gestimmt hat, gegangen und hat zum Beispiel die Wohnung mit renoviert. Er persönlich. Gibt es das heute noch?

Bei mir war das auch so. Wenn man gehört hat, dass jemand einen Unfall gehabt hat und im Krankenhaus lag, dann ist man da hingegangen. Die Naxos war wirklich, ohne zu übertreiben, eine große Familie.

Ich habe vor Kurzem eine schwere Herzoperation gehabt. Und ich habe mich gewundert, wie viele Leute von Naxos mich angerufen haben, die erfahren hatten, dass ich krank war. Dabei habe ich mir kleine Komplimente machen lassen. „Herr Lachner, Sie waren schon ein guter Kerl, Sie haben sich mit Ihren Leuten gut verstanden“. Ja, und hier sitzt ja auch einer meiner früheren Mitarbeiter, der Herr Werneburg. Und auch untereinander, Herr Werner, Herr Schmidt und Herr Mohr nicht zu vergessen, der die Ausbildung der Lehrlinge geleitet hat. Wenn man etwas gehabt hat, dann hat man angerufen und dann hat man eine anständige Antwort bekommen. Also, ich war mit meinen 45 Jahren Naxos sehr zufrieden.

Nach dem etwas merkwürdigen Ausscheiden des Herrn Herbst – er erhielt von seinem Nachfolger Hausverbot - , begann der Abstieg die der N.U. Mit der gewohnten Sparsamkeit war es zu Ende. Die nachfolgenden Vorstandsmitglieder hatten andere Vorstellungen von der Leistung eines mittelständischen Betriebes. Neue Büromöbel, Telefonanlagen, PR-Einführung, Firmenübernahmen, zu große EDV-Anlage, Einsatz von Beratungsfirmen, falsche Werksplanungen und v.a. waren die Vorstufen zum Abstieg. Zur Entschuldigung muss man aber auch sehen, dass es mit der Wirtschaft allgemein abwärts ging und alle wichtigen und teuren Maßnahmen vom Stiftungsrat genehmigt wurde.

Ein Ausflug zu Maxim Gorki

Herr Ziegler: Anekdoten gab es viele. In Moskau gab es alle zwei Jahre eine spezielle Werkzeugausstellung für deutsche Maschinen. Für die Aussteller wurde auch ein Kulturprogramm geboten. Wir besichtigten eine Kolchose. Es war eine Großgärtnerei in der Umgebung von Moskau. Die haben hauptsächlich Gurken gezüchtet. Wir wurden also durch die Treibhäuser mit Gurken geführt. Der Name der Kolchose war Maxim Gorki. Ich hatte das allerdings nicht richtig realisiert und jedes zweite Wort der Führerin war Maxim Gorki. Ich brachte diesen Namen immer mit großen Gurken in Verbindung. Die Führung war dann zu Ende und wir bekamen die russische Gastfreundschaft zu spüren: Morgens um elf Uhr aus vollen Wodka-Gläsern. Um zwei Uhr hat dann die ganze Mannschaft das Lokal verlassen. Trotz des vielen Wodkas waren wir aber noch ganz gut auf den Beinen. Wir kamen dann an einer überlebensgroßen Statue vorbei und ich sagte, dass der Lenin hier aber total anders aussieht. Dann meinte der Herr Kotthaus zu mir, ob ich das nicht gemerkt hätte, dass wir seit drei Stunden auf der Kolchose Maxim Gorki gewesen seien. Als wir dann wieder zurück auf der Messe waren, hatten wir zwei Stunden Dienstausschlag zu verzeichnen.

Herr Mohr: Wir haben auf Kundenauftrag gearbeitet. Der Konstrukteur konstruiert die Maschine, den Zusammenbau. Dann kommt der Detailkonstrukteur, der aus dem Zusammenbau Einzelteile herausnimmt und zeichnet. Die Arbeitsvorbereitung macht dann aus dieser Zeichnung Arbeitsgänge, wie das gefertigt werden soll. Mit diesen Arbeitsgängen geht dann ein gezeichneter Arbeitsplan in die Werkstatt. Dann beginnt die Fertigung. So müssen sie sich ungefähr die mechanische Fertigung vorstellen.

Das ist im Grunde genommen das Prinzip des Maschinenbaus. Für die Arbeiter gab es von der Arbeitsvorbereitung auch Zeitvorgaben. Es gab also Leute bei uns, die Akkord gearbeitet haben. Der Akkordarbeiter konnte durch schnelleres Arbeiten mehr Geld verdienen. Wenn es zu kompliziert wird, unterbrechen sie mich, für mich ist das alles selbstverständlich.

Frank Hollmann: Jetzt fügt sich das eine zum anderen. Sonst waren es ja immer so punktuell erzählte Geschichten, aber jetzt ist es klarer.

Herr Decher: Das war jetzt ein Beitrag für „Nichttechnische“, denn es muss ja auch erfasst werden, von was wir hier sprechen.

Britta Klickermann: Waren sie da auch direkt daran beteiligt?

Herr Decher: Das muss ich jetzt noch mal klarstellen. Ich war vom Schleifmittelwerk. Wir waren zwei getrennte Betriebsteile. Wir hatten nicht direkt etwas miteinander zu tun, aber ich weiß, von was gesprochen wird. Wir hatten auch Kontakte zueinander, was das Technische anbelangt. Mit der Produktion hatten wir überhaupt nichts zu tun. Wir haben Schleifscheiben gefertigt. Und das ist wieder ein ganz anderes Metier als eine Schleifmaschine. Beides ist nachher zusammengeführt worden. Wir hatten aber keinen direkten Zusammenhang.

Herr Altmann: Ich kann mich in diesem Zusammenhang noch erinnern, dass es Stechuhren gab und wir mussten um 7.00 Uhr anfangen. Wenn man eine oder zwei Minuten zu spät kam, wurde rot gestempelt. Dann hat man eine Viertel Stunde abgezogen bekommen.

Herr Mohr: Aber noch nicht nach ein oder zwei Minuten.

Herr Altmann: Die Stechuhr war aber auch nur einmal unangenehm in meinem Berufsleben.

Herr Mohr: Wir hatten damals auch mal Bestrebungen, Gleitzeit einzurichten. Aber das ließ sich in einer Maschinenfabrik nicht durchführen. Maschinen wogen zum Teil 20 Tonnen. Man konnte die Maschine natürlich nicht anheben, wenn der Kranführer nicht da ist, da er Gleitzeit hat. Und die Stechuhr gab es ja nicht nur bei Naxos, wenn sie dies als naxospezifische Sache betrachten wollen. Die Stechuhr dient auch der Gleichbehandlung anderen gegenüber. Ich fand, dass die Stechuhr von den Leuten nicht als Zwangsmassnahme gesehen wurde, wie das von außen manchmal den Anschein hatte. Die Stechuhr wurde mir auch zum Verhängnis. Ich musste einen Auftrag erledigen und Überstunden waren nur mit der Genehmigung des Betriebsrates möglich. Wir machten aber trotzdem Überstunden und der Gewerbeaufsicht fiel das später auf. Für die nicht genehmigten Überstunden musste ich 180 DM persönliche Strafe bezahlen. Die Stechuhr hat auch noch einen anderen Sinn. Wenn irgendeine Straftat begangen wurde und ein Mann beschuldigt wird, kann er sagen, dass er zu dieser Zeit in der Naxos war. Das ist ein Alibi. Es gab natürlich auch die Möglichkeit, dass der Kollege die Karte gestochen hat. Das ist aber nicht die Regel gewesen. Ich bin jetzt lange aus dem Geschäft und weiß gar nicht, wie das heute so ist.

Herr Decher: Ich weiß nur, dass jetzt auch Angestellte eine Stechuhr haben.

Herr Schneider: Eine Stechuhr ist eigentlich kein diskriminierendes Instrument, zumindest habe ich das nie so empfunden.

Herr Altmann: Um zurück auf Gewerkschaft und Betriebsrat zu kommen. Die Naxos war ein Betrieb, wo keine ‚Bewegung‘ war. Es herrschte sozusagen Betriebsruhe. Der Betriebsratvorsitzende, Herr Junker, hat zu mir damals gesagt, meine Entlassung sei rechtens. Ich war nämlich fristlos entlassen worden. Ich hatte damals Schleifscheiben eingepackt - das war 1968 gewesen - auf der Höhe des Vietnam-Krieges. Und da habe ich einen Zettel hineingesteckt an die Fa. Dow Chemicals. Die war damals der größte Napalm-Produzent der Welt. Und da habe draufgeschrieben: „Kollegen, wusstet Ihr schon, dass Eure Firma der größte Napalm-Produzent der Welt ist?“ usw. Das kam dann zurück und dann wurde ich in die Personalabteilung gerufen und mir wurde nahegelegt, doch lieber zu kündigen. Das sei besser. Zuerst habe ich zugestimmt, habe es mir dann aber anders überlegt und die Kündigung wieder zurückgezogen. Daraufhin wurde mir gekündigt. Der Herr Junker meinte dazu, dass mein Anliegen zwar ehrenwert sei, ich jedoch letztlich Arbeitsplätze damit gefährden würde. Durch so eine Kleinigkeit, das wollte ich einmal sagen. Weil hier ja immer nur so getan wird, als wäre alles wunderschön und wunderbar gewesen. Also, als so schön habe ich das alles hier nicht erlebt.

Herr Werner: Ja, ich kann mich an diese Angelegenheit erinnern, aus dem „Spiegel“. Das ist bis zum „Spiegel“ vorgedrungen.

Herr Altmann: Das war nicht im „Spiegel“, das war im „Stern“.

Herr Werner: Ja, wenn ich Betriebsrat gewesen wäre, dann hätte ich Ihnen auch gekündigt. Tut mir leid, das ist eine Standpunktfrage. Jeder hat seine Erlebnisse. Sie, Herr Altmann, haben ihre Erlebnisse, ich hatte meine

Erlebnisse, wie ich vorhin schon erzählt habe. Wie man mich nämlich an den Pranger gestellt hat, weil ich nicht drei Tage vorher die Überstunden angemeldet hatte. Darüber musste ich mich vor einem großen Tribunal rechtfertigen. Ich wollte noch einmal sagen, der Herr Junker war ein korrekter Mann, der alles versucht hat auszutarieren. So habe ich ihn erlebt.

Willy Praml: Ja, wir wissen ja, dass die Entwicklung in der Bundesrepublik, was die Absicherung der Arbeitnehmerinteressen betraf, hauptsächlich von der IG Metall getragen wurde. Sie war die fortschrittlichste im Sinne der Arbeitnehmer und der politischen Ausrichtung. Ja, und das ist jetzt die Frage, wie sich eine Firma wie die Naxos-Union zu diesem Image, das die IG Metall zur damaligen Zeit hatte, verhalten hat. Also, ich kenne das aus meiner eigenen Kenntnis der damaligen Zeit. Ich war ja 1968 auch aktiv, zwar nicht gewerkschaftlich, aber ich habe mit vielen Arbeitern Theater gemacht und weiß, dass die IG Metall immer an der Speerspitze der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung stand.

Herr Werner: Im Maschinenbau ist es ja sehr schwer, das Produkt zu verkaufen. Da ist kein großer Gewinn möglich. Und wenn man miterlebt hat, wie schwierig das ist, eine Maschine an den Mann zu bringen, wenn man erlebt hat, dass aus einem geplanten Einsatz von 14 Tagen 6 Wochen wurden, dann wird einem leicht klar, dass es nicht die Firma ist, die einen ausbeutet, sondern dass die immer höher gezüchtete Technik der eigentliche Gegner ist. Zum Beispiel sind wir verpflichtet gewesen, von Zeit zu Zeit neue Maschinensteuerungen einzuführen. Wir waren für den Riesenkonzern Siemens so etwas wie die verlängerte Versuchsabteilung, so dass Siemens nach 2 Jahren zu uns gesagt hat: „Wir geben Euch 100.000 DM, denn ohne Euch hätten wir das alles nicht auf diesen Stand gebracht.“ Aber was das uns als Naxos vorher an Kraft und an finanzieller Belastung gekostet hat, das war gar nicht mehr aufzuzählen! Ja, und da hat der Mann vor Ort ein anderes Verhältnis, er fällt nicht herein auf Gewerkschaftsschreie, die sagen: „Ausnutzung!“, „Ausbeutung!“, weil er ja vor Ort mitbekommt, wie schwer es ist, das Produkt, was ja seine Existenz ist, an den Mann zu bringen.

Frau Simon: Haben Sie Ihre Aufträge fest hereinbekommen oder mussten Sie gegen die Konkurrenz anbieten?

Herr Werner: Nur in Konkurrenz. Bei den Walzenschleifmaschinen gab es den alten Familienbetrieb Waldrich (dahinter stand Landis). Sonst war da noch Fortuna und Schaudt. Die Maschinen selbst haben wir nur nach Verkauf gebaut. Außer mit der Nockenwelle und Kurbelwelle gab es sonst keine Absprachen mit der Konkurrenz.

Und die gefährlichsten Einkaufsleute waren die jungen Akademiker, die gerade von der Schule kamen. Die wollten sich profilieren und wollten gern Preise haben, die sich nur auf 80% des üblichen Preises beliefen. Die sagten dann „Wir wollen gern mit Ihnen zusammen arbeiten, wir gestehen Ihnen zu 10% plus zu, weil sie ein ausgezeichnetes Servicepersonal haben und weil die Naxos vom Namen her und sowieso etwas Besonderes ist. Aber nicht mehr!“ Wir aber lagen manchmal 30% über den Preisen der Konkurrenz. Was machen mit den 20%?

Mord eines spanischen Arbeiters

Frau Schneider: Herr Lachner, Sie waren immer so fröhlich. Sie haben Ihren Namen nicht umsonst gehabt. Da waren wir uns immer einig: „Der Herr Lachner ist ein ganz fröhlicher Mensch.“

Herr Lachner: Ja, aber nicht immer. Das hatte sich schon herumgesprochen, meine Tür im Büro war immer offen, aber wenn ich dann mal meine Sekretärin gerufen habe und Sie gebeten habe, die Tür zu schließen, dann war klar, jetzt knallt es. Sie erleben in einem mittelständischen Betrieb wie der Naxos-Union alles. Eines Morgen ruft mich jemand an und fragt: „Herr Lachner, haben Sie die Bild-Zeitung heute schon gelesen?“ „Der Schmeckies hat einen Spanier erstochen.“

Herr Praml: Was hat der?

Herr Lachner: Der war Wagenpfleger bei uns. Ein Spanier ist dahinter gekommen, dass er mit seiner Frau ein Verhältnis hatte. Da hat der „Schmeckies“ ihn auseinander genommen. In Plastiktüten. Und herausgekommen ist es, weil eine ältere Frau gesehen hat, dass aus seinem Auto das Blut herausgelaufen ist. Da hat sie ihn angezeigt. Der kam dann lebenslänglich nach Butzbach.

Ja, das ist nur ein Fall. **Aber es gab nichts, was es nicht gibt bei der Naxos.**

Herr Kotthaus: Ich wollte noch einen kleinen Nachtrag dazu machen, was die Menschen hier so gemacht haben. Es gab hier immer schöne Zeichnungen, aber der eine hat es hin bekommen und der andere nicht. Das ging so weit, dass bestimmte Sachen nur von bestimmten Leuten gemacht werden konnten. Da hatten wir eine ganze Reihe von Werkstücken, die manche nicht hin bekamen. Es kam also sehr auf den Bedienungsmann an. Wenn der nicht wollte, dann ging das nicht. Auch bei der Bedienung der Maschinen, in der Fertigung, war es teilweise sehr personalabhängig. Die Leute waren Facharbeiter, die etwas auf dem Kasten hatten. Das hab ich als Erstes von unserem Chef damals gelernt. Mein Chef hat mir gleich zu Anfang einen Vortrag gehalten und aus seinem Ganzen Verhalten hab ich einen riesen Respekt vor der Werkstatt bekommen. Wir liefen da in Schlips und Kragen rum und die Kerle sahen so richtig nach Arbeit aus. Ich wollte nur sagen, dass der Mensch hier eine ganz wichtige Rolle gespielt hat und zwar nicht nur an der Maschine.

Herr Mohr: Da gibt es das geflügelte Wort, dass der Mann mit seiner Maschine verheiratet ist. Eine Maschine ist wie eine Frau, die hat Launen. Der Mann an der Maschine muss Fingerspitzengefühl haben und seine Maschine gut kennen. Mann und Maschine eben. Das war bei der Naxos doch intensiv vorhanden. Leider waren die Arbeiter am Schluss zu teuer. Wir hatten damals Spitzenlöhne von 20-25 DM pro Stunde. Manche Teile konnte man eben billiger im Ausland fertigen.

Herr Schneider: Die hohe Qualifikation der Facharbeiter war natürlich auch auf die gute Ausbildung in Fechenheim zurückzuführen. Ich war ja nur Lehrling in der Naxos. Ich kann sagen, dass der Lehrling immer als Auszubildender behandelt wurde. Er war nie als billige Arbeitskraft zu sehen. Es wurde versucht ihm beizubringen, was sich ein Facharbeiter im Laufe seines Lebens erarbeitet hat. Ein Jahr waren wir in der Lehrlingswerkstatt. Vollkommen abgeschieden von dem normalen Produktionsablauf. Nur um spezielle Sachen zu lernen. Im ersten Vierteljahr mussten wir feilen und bohren. Danach wurden wir langsam an Einzelteile des Maschinenbaus herangeführt, die in der Lehrwerkstatt vorbereitet wurden. Erst nach einem Jahr kam man in die Werkstatt. Dort war man immer ein halbes bis dreiviertel Jahr in einer Abteilung, bevor man wechselte.

Herr Mohr: Es gab ja mal eine Zeit in der das Personal knapp war. Das war so Anfang der 60er Jahre. Da hatten wir uns entschlossen, in Ziegenhain nur eine Lehrwerkstatt zu errichten. Wir haben dort die Ausbildung, wie sie eben geschildert wurde, auch dort eingeführt. Wir waren sehr stolz darauf, dass es in Ziegenhain so gut geklappt hat. Das war Zonenrandgebiet. Ausbildungsstätten dieser Art gab es nicht. Nach kurzer Zeit schon hatten wir den Ruf einer "Akademie der Arbeit". Da bin ich heute noch stolz darauf. Als unsere Lehrlinge dann ihre Prüfung machten, sagten Lehrlinge aus anderen Betrieben, dass sie gegen die ja nicht ankommen würden, da es Profis wären. Ausbildung Naxos-Union. Anerkannt auch durch die IHK. Ich war auch nahezu 30 Jahre Vorsitzender des Prüfungsausschusses. Ich hatte also den engsten Kontakt zur Ausbildung. Neben anderen Tätigkeiten war ich auch Ausbildungsleiter.

Herr Schneider: Ähnlich war es auch in Frankfurt. Ich kam in der Berufsschule mit Auszubildenden zusammen, die bei anderen Firmen waren. So „behütet“ wie ich war, das konnte ich bei den anderen nicht feststellen.

Herr Ziegler: Deswegen kam auch der große Respekt vor den Facharbeitern. Als ich da anfang, hieß es immer: "Bildet euch bloß nichts ein. Von den Leuten in der Werkstatt könnt ihr nur lernen und denkt nicht, ihr seid in irgendeiner Form überlegen. Seid klug und lernt von ihnen, sonst fällt ihr auf die Schnauze." Da kam schon ein großer Respekt auf. Damals war es auch so, dass man vor einem Ingenieursstudium eine sehr gute praktische Ausbildung brauchte. Man konnte also etwas mitreden, aber die Zusammenarbeit mit den Praktikern, das war während meiner ganzen Tätigkeit eine Überschrift für alles. Der Herr Werner könnte da auch einiges dazu sagen, wobei die Konstruktion direkt von der Werkstatt profitiert hat. Der große Respekt vor dem Können und dem Einsatz der Werkstatt. Am letzten Arbeitstag des Jahres wurde nichts mehr gearbeitet, sondern gefeiert. Das war Tradition. An diesem Tag kamen sogar zwei auf eigene Kappe ganz früh, um eine Maschine fertig zu machen, damit sie im nächsten Jahr direkt daran weiter machen können. So einen Einsatz hatten die Leute. Die haben sich mit ihrer Arbeit identifiziert. Reklamationen haben sie persönlich getroffen. Später hat sich das alles etwas verflüchtigt, aber das waren alles die Zeichen der Zeit, die nicht zu einem guten Ende geführt haben. Das klingt jetzt alles etwas idealistisch. Aber gehen sie mal davon aus, dass es zu 95% so war. Sonst wäre es ja nicht möglich gewesen, dass schon zwei bis drei Generationen dort gearbeitet haben. Es kamen sogar welche vom Vogelsberg. Die Firma hatte einen VW-Bus zur Verfügung gestellt und sie reisten jeden Tag an.

Britta Klickermann: Das war in den früheren Jahren so, in den 60er, 70er Jahren?

Herr Ziegler: Das war auch das soziale Engagement der Firma, dass man Leuten die Möglichkeit geben konnte hier zu arbeiten, ohne nach Frankfurt zu ziehen, da sie dort noch Landwirtschaft hatten. Ich kann mich erinnern, dass da mal ein Betriebsleiter von einer amerikanischen Firma da war und der meinte, dass bei ihm ein ständiges Kommen und Gehen sei in seiner Firma. Bei uns wurde dieses System dann auch bald nach gemacht.

Herr Altmann: Was war denn das für eine amerikanische Firma?

Herr Ziegler: Das weiß ich nicht mehr, da waren ja oft welche da. Man hat also nicht mehr erkannt, wie wertvoll diese Leute waren. Man dachte, sie seien austauschbar und man braucht nur eine richtige Arbeitsplatzbeschreibung. Ich hörte sogar mal von einem Vorgesetzten, der sagte: "Wenn der Neueingestellte das nicht könne, dann läge es an der Arbeitsplatzbeschreibung."

Herr Schanz: Sie sprachen vorhin von einem Kollegen, der vom Vogelsberg kam. Jeden Tag?

Herr Ziegler: Sicher. Die hatten einen VW-Bus und kamen jeden Tag.

Herr Schanz: Was war denn das Einzugsgebiet?

Herr Ziegler: Bis zu 60 Kilometern. Hauptsächlich nach Osten hin.

Herr Schanz: Waren das Arbeiterbauern? Die tagsüber hier gearbeitet haben und abends noch ihren Acker bestellt haben?

Herr Mohr: Die Naxos hatte einen Bus mit Fahrer gestellt. Die Männer haben auf der Fahrt geschlafen und bis sie hier ankamen, waren sie wach. Der Bus war auch immer voll. Abends ging es wieder zurück und aufs Feld.

Herr Decher: Zeitweise gab es sogar drei VW-Busse.

Herr Mohr: Das Schleifmittelwerk war ja noch besser bestückt mit Leuten aus dem Vogelsberg. Es war schwer, einen Facharbeiter aus dem Vogelsberg zu finden. Im Schleifmittelwerk war die Arbeit besser möglich und die Leute haben dort gearbeitet. Genauso wie auch die Ziegenhainer ein ganz anderes Gefühl hatten. Wenn ich hier in Frankfurt Lehrlinge eingestellt hab, hab ich ein Elterngespräch geführt. Der Lehrling musste einen Test machen und wenn er den bestanden hat, gab es ein Elterngespräch. Das diente dazu, die Eltern kennen zu lernen und mir ein Bild zu machen, wie es bei denen zu Hause aussieht. Da musste ich feststellen, dass die familiäre Bindung in den ländlichen Gebieten wesentlich intensiver war, als in Frankfurt. Ich hatte hier beispielsweise ein Gespräch, da sagten die Eltern. „Wenn der nicht will, hauen Sie ihm hinter die Ohren. Ich gebe ihnen die Erlaubnis.“ Wir waren natürlich kein Prügelinstitut, aber sie war mit dem Jungen einfach überfordert. Wir haben ihn genommen und er war ein sehr guter Lehrling. In Ziegenhain war der Elternkontakt bestens. Das nur am Rande. Nichts Nachteiliges über Frankfurt, aber den Unterschied merkte man schon.

Frau Schneider: Die Naxos hat sich nicht nur besonders für die gewerblichen Lehrlinge eingesetzt, sondern genauso für die kaufmännischen Lehrlinge und es war eine besondere Ehre, bei der Naxos lernen zu dürfen. Ich weiß, ich kam von Nordhessen 1956 und als ich in die Berufsschule kam, sagte der Lehrer gleich zu mir: „Was du bist bei der Naxos, da musst du die Prüfung mindestens mit einer eins machen.“ Wir hatten hier auch jeden Tag von 7.30 bis 9.00 Uhr Unterricht. Wir liefen durch alle Abteilungen und durften auch überall alle Arbeiten machen. Wir wurden niemals als billige Arbeitskräfte eingeschätzt. Alles was es gab, durften wir machen.

Herr Mohr: Der letzte Ausbildungsleiter für die kaufmännischen Auszubildenden, das war der Herr Schellenberger, für die kaufmännische Ausbildung. Werkunterricht war üblich. Auch hier bei der Mechanik. Die Lehrlinge mussten zurück in die Lehrwerkstatt, wo es einen Unterrichtsraum mit einer teuren Maschine gab und dort konnte gefertigt werden. Keine Produktion aber Lehrstücke. Dort wurden von den Lehrlingen Programme erstellt und nachher auch gefertigt. Alles zusätzlich zu der Schule. Das war nicht überall so, denn ich habe ja als Vorsitzender des Prüfungsausschusses Firmen erlebt, denen man sagen musste, dass sie sich besser um die Auszubildenden kümmern müssen. Wenn das nicht möglich ist, dürft ihr nicht ausbilden. Das musste ich den Leuten sagen, da ich die Verpflichtung von der IHK hatte.

Herr Kotthaus: Ich würde den Grad der Behaglichkeit in der kaufmännischen Ausbildung etwas niedriger ansetzen. Ich muss schon sagen, dass wir Azubis auch zum Sortieren von irgendetwas eingesetzt haben. Mann kann ja nicht den ganzen Tag lehren, gerade im kaufmännischen Bereich. Da muss ja auch mal etwas gearbeitet werden. Da war ein bestimmter Prozentsatz von mechanischen Arbeiten, wo man froh war, wenn man einen Lehrling hatte, der das machen konnte. Gelernt haben die da häufig auch etwas dabei. Ich will nur sagen, dass es so ganz abgehoben auch wieder nicht war.

Frau Schneider: Man durfte aber beispielsweise auch Kundenangebote schreiben.

Herr Kotthaus: Klar, man hat alles mitbekommen.

Britta Klickermann: Hat man bei der kaufmännischen Ausbildung auch mal in die Produktion im technischen Bereich hineingeschaut?

Frau Schneider: Nur im Lager, da waren wir mal vier Wochen und mussten dann einen Bericht über unsere Tätigkeiten schreiben.

Herr Schanz: Habe ich das richtig verstanden, dass sie jeden morgen Unterricht hatten?

Frau Schneider: Ja. Jeden Morgen in dem Essraum vom Schleifmittelwerk.

Herr Mohr: Wenn die monotone Tätigkeit überhand nahm, dann war der Jugendvertreter schnell bei der Hand. Er kam dann zum entsprechenden Abteilungsleiter und hat dann interveniert. Meines Wissens kam das nicht häufig vor. Ich kenne das nur aus meinem Bereich. Einen Fall. Da waren schon mehrere Maschinen fertig und dann mussten so kleine Aluminiumschildchen angebracht werden. An einem Tag hatte er da so 20 Schildchen anzubohren gehabt. Wir konnten ihm dann sagen, dass er immerhin gelernt habe, mit einer großen Handbohrmaschine und einem 2mm Bohrer Löcher zu bohren, ohne den Bohrer abzubrechen. Also ist dein Ausbildungsziel auf dem Gebiet erreicht. Solche Sachen kamen aber nicht so häufig vor. Im Gegensatz zu anderen Betrieben, wo es Fließbandarbeit gibt. Wie will da ein Maschinenschlosser viel lernen. Bei meinen Prüfungen hab ich das oft erlebt.

Herr Schneider: Dann gab es noch ein ungeschriebenes Gesetz. Niemand fällt durch die Gesellenprüfung. Zusätzlich zum Werkunterricht wurde im letzten halben Jahr jeden Samstag von einem Berufsschullehrer unterrichtet. Das war vorbereitend auf die Gesellenprüfung.

Herr Mohr: Die Ausbildungsleiter waren auch immer stolz, wenn die Ergebnisse einigermaßen gut waren. Bei vier (= ausreichend), das war dann schon bedenklich, aber meistens waren das doch Ergebnisse, die sich sehen lassen konnten.

Frau Schneider: Dann hatte die Naxos auch noch einen Jugendvertreter für den Betriebsrat. Ich war damals für die kaufmännischen und mein Mann für die gewerblichen Lehrlinge zuständig.

Herr Schneider: Wir beide waren dabei die ersten Jugendvertreter. 1956 wurde der Jugendvertreter praktisch eingeführt. Und wir beide waren dabei.

Frau Schneider: Da haben wir uns auch kennen gelernt.

Herr Ziegler: Und der Jugendvertreter musste durch die Jugendversammlung gewählt werden.

Frau Schneider (zeigt Abschlagszettel): Für uns Lehrlinge im ersten Jahr war es besonders schön in der Lohnbuchhaltung. Da wurde Geld geholt. Jede Woche für den Abschlag und für die Endabrechnung. Da war ein Mann, der hatte eine Pistole dabei und eine große Tasche. Dann wurde das viele Geld auf einen großen Tisch geschüttet. Mit diesen Zetteln mussten wir das dann einsortieren. Das hat auch nur gestimmt, wenn das mit dem Geld alles aufgegangen ist. Das viele Geld war für uns Lehrlinge besonders spannend.

Herr Mohr: Und der Mann mit der Pistole. Neben meinen vielen Beschäftigungen war ich da einer davon.

Frau Schneider: Sie waren das?

Herr Mohr: Nicht immer. Das Geld musste von der Dresdner geholt werden. 300.000 DM war schon das Übliche, das wir holten. Das Geld habe ich damals auch nach Ziegenhain gebracht. Und nach versicherungsrechtlichen Richtlinien musste das bewaffnet begleitet werden. Das war ja mein Stolz. Als Sportschütze hatte ich das ja in der Hand. Da muss ich noch eine Sache erzählen. Wir haben das Geld geholt. Der Fahrer war nicht bewaffnet. Hinten saß ich dann und neben mir auch einer mit einer Pistole. Wir sind dann Richtung Dresdner gefahren. Ich hab nie so großen Wert auf exaktes Aussehen gelegt. Ich ließ meinen Kittel an und sah schon etwas „rüpelhaft“, aus, aber bis an die Zähne bewaffnet. Dann sind wir durch die Eingangshalle der Dresdner Bank. Vor dem Kassenraum standen zwei Sicherheitsbeamte und wie die uns sehen, will der eine schon seine Waffe zücken, aber der andere meinte, dass er uns kenne und wir von der Naxos seien. Ich war aber wohl nicht der, der im Lohnbüro dabei war, wobei 57 schon die Zeit gewesen wäre. Später wurde das ja dann alles bargeldlos abgewickelt.

Frau Schneider: Man durfte doch auch nicht so weite Sachen anziehen, damit man nicht in die Maschine kommt.

Herr Mohr: Ja. Die Jungs waren auch sehr böse, als es zwingend vorgeschrieben wurde, dass sie mit Haarnetzen arbeiten. Aber es gab Unfälle, wo sich der Haarbüschel in der Maschine verfangen hat, und der Mann war skalpiert.

Herr Ziegler: Sie müssen sich auch mal die Sparsamkeit vorstellen. Da kam die Dame vom Lohnbüro. Das Geld war mit der Abrechnung in braunen DINA 3 Umschlägen. Man durfte dann nur das Geld nehmen und die Tüte wurde wieder zurückverlangt. Da ist gespart worden. Ich hab auch bei einem Kollegen erlebt, der meinte, dass er Hundert Mark zuwenig hätte und das war ja damals viel Geld. Er dachte schon er hätte es verloren. Ein Monat später, als sie das Geld wieder in die Tüte taten, auf denen unsere Namen standen, rief die Frau vom Lohnbüro an und fragte, ob er zuviel Geld hätte, denn es seien noch hundert Mark in der Tüte. Es war einfach zuviel, diese DINA3 Tüten wegzwerfen. Später hat sich das dann geändert, da haben wir dann alle Sachen weggeworfen.

Britta Klickermann: Also, bei der Naxos war man sparsam. Wie stand die Naxos denn nach außen da?

Herr Lachner: Da die N.U. in der Wittelsbacher Allee als Eiterpickel gesehen wurde, musste das Werk S [Schleifmittelwerk] ausgegliedert werden. Fast jeden Tag wurden wir von Nachbarn angerufen - vor allem von Frau Freund und Herrn Ried – und darauf aufmerksam gemacht, dass ihre Möbel voller Staub seien. Die Ahornbäume wurden von uns angepflanzt, weil z.B. Herr Ried behauptete, wir würden mit Gift arbeiten. Eine inzwischen verstorbene Frau Schmidt beobachtete mit einem Fernglas die **Entladungen der LKWs. Auch sie war der Meinung, dass Giffässer angeliefert wurden. Bei dem Amt für Umweltschutz häuften sich ihre Beschwerden. Wir bekamen öfter Vorladungen. Da trotz bester Absaugungen ein gewisser Teil von Staub in die Umgebung gelangte – in zugelassener Toleranz, war eine Verlagerung notwendig. Das hätte niemals Ruhe gegeben.**

Frank Hollmann: Der Kontakt untereinander. Bei einem so großen Werk.

Herr Lachner: Ja, allein die Küche. Der Flachbau war die Küche. Hier ist gekocht und für die Leute, die hier gearbeitet haben, Essen ausgegeben worden. Das zweite war, dass wir jeden Tag mit Autos nach Fechenheim gefahren sind und die Leute dort auch bedient haben. In der Glanzzeit wurde von der Naxos-Küche auch noch die Firma Pittler in Langen beliefert, teilweise sind wir noch nach Butzbach gefahren, haben außerdem den Kindergarten bedient. Das waren ungefähr 750 Essen.

Frau Simon: Wie viel hat denn so ein Essen in der Naxos gekostet?

Herr Lachner: Am Anfang haben wir 30 Pfg. genommen, dann 50, dann 70 und am Ende hat es 2 DM gekostet. Das Essen war unterschiedlich, von Hasenschenkel und Cordon Bleu über Eintopf. Die Differenz zu den Herstellungskosten hat die Naxos übernommen. Geschäftsleitung, Betriebsrat und auch die Leute waren damit zufrieden.

Herr Amthor: Bei Jubiläumsfeiern wurde sehr lecker gekocht. Wir haben ja öfter geschimpft auf die Kantine, aber bei Feiern da war sie sehr gut. Da haben wir gesagt: „Na also, wenn die wollen, können sie doch.“

Herr Werner: Wir hatten teilweise eine eigene Schweinezucht. Ein oder zweimal im Jahr haben wir dann die Schweine verseist.

Der Koch und seine Freunde, u. a. ...

Herr Lachner: Ja, heute ist alles normal, aber damals war doch mehr los. Zum Beispiel eine kleine Sache zum Scherz: Ich hatte einen Koch, den ich übernommen hatte, als ich für die Küche zuständig wurde. Das war so ein kleiner, dicker 1,60m Mann. Der hat niemals Koch gelernt, ich musste ihn später auch entlassen. Jemand erzählte mir, dass da in der Küche immer 4, 5 Leute bei ihm seien, alles Kerle. Als ich dann einmal hinunterging, war das auch so, sie stoben auseinander. Er meinte in weichlichem Ton: „Das sind alles meine Freunde.“ Die orderte er sich immer mittags da hin. Das war Ende der 50er, Anfang der 60iger Jahre, das war damals noch eine Sensation. Wir haben schon gelacht über die Schwulen und die Lesben, die damals so aufkamen.

Herr Werner: Da fallen mir Dinge ein, wo jemand Liebhaber eines Wildschweins war. Das sind Dinge, die gehören jetzt aber nicht hierher. Aber trotzdem: Wir waren alle Teil dieser Familie, die sich Naxos-Union nannte und von der Herr Lachner anfangs schon sprach. Solche Geschichten haben sich dann mit Humor ausgebreitet.

Herr Lachner: Das größte Ding, was ich hier in der Naxos losgelassen habe und worauf ich heute noch angesprochen werde, ist folgendes: Wir haben einen Mann aus Klein-Karben, der für uns die Grünanlagen gepflegt hat. Wir hatten 1000e von Quadratmetern an Wiesen. Dieser Mann kam eines Tages und meinte, er hätte eine prima Idee: „Wir haben doch diese schöne Rasenfläche in Fechenheim, da nehmen wir 20, 30 Schafe, die halten den Rasen kurz, dann brauche ich das nicht mehr mit der Maschine zu machen. Dafür bekommt Ihr jedes Jahr 2 Schafe für die Küche.“ Das habe ich bewilligt. Ich habe noch gefragt, ob die auch nicht auf die Straße laufen könnten. Nein, da sollte ein Elektrozaun hin. Also, die Schafe wurden angeschafft. Das war Tagesgespräch, die Leute kamen mit Fotoapparaten. Da kam ein Anruf vom obersten Chef, dem Herrn Herbst, der meinte: „Sind Sie noch normal? Was glauben Sie denn, was hier los ist? Sie sitzen da in Frankfurt und ich muss mir hier ansehen, wie die Schafe die ganze Straße vollscheißen, weil sie über den Zaun hinwegspringen.“ Ich erklärte ihm, dass ich mir das anders vorgestellt hatte. Das akzeptierte er auch. Zwei Wochen später kam nachts ein Anruf vom Pförtner: „Die Polizei ist hier. Eins von den Schafen ist nicht in Ordnung. Das macht vielleicht ein Radau.“ Zusammen mit dem Gärtner haben wir in dieser Nacht das Schaf geschlachtet. Am anderen Tag stand fest: Die Schafe müssen weg. Und in dieser Zeit hörte ich, wohin ich auch gekommen bin, ob ins Büro oder in die Werkstatt, den Ruf: „Mäh, mäh.“ Die Leute haben sich riesig amüsiert.

5. Die große Naxos-Halle - ein Rundgang

Das Vorhaben des fünften Treffens war eine Begehung der großen Halle auf dem ehemaligen Werksgelände an der Wittelsbacher Allee. Die Absicht war, die bisherigen Gespräche und Erzählungen durch erinnerte Geschichten vor Ort aus dem Blickwinkel ehemaliger Beschäftigter anzureichern.

Die Halle steht seit Schließung der Firma an diesem Ort leer, wurde von der Stadt Frankfurt von 1989 angemietet und 1992 unter Denkmalschutz gestellt.

Wir beginnen die Begehung des ehemaligen Werksgeländes in der heutigen "Cafeteria" (jetzt das Kabarett „Die Käs“), im L-Stück der großen Halle, dem ehemaligen Öllager der Naxos-Union.

Öllager (siehe Plan am Ende des Kapitels, 1b)

Herr Werner: Hier im Öllager wurden die verschiedenen Öle, Maschinenöle, wie Gleitöle, Hydrauliköle, dünne Öle für Spindellagerungen usw. aufbewahrt. Das Schleifmittelwerk hat auch seine speziellen Öle hier gelagert. Alle Öle, die wir für unsere Maschinen brauchten, waren hier untergebracht. Sie sehen noch die Kreise hier an der Wand, die stammen von den Tonnen, die in Regalen übereinander gestapelt untergebracht waren. Auch Reinigungsmittel wurden hier aufbewahrt. Dieser Raum ist ein Spezialraum; er ist mit einem Vorraum verbunden, der mit einer Erhöhung eine Art Wanne zum Auffangen von Öl bildet. Das ist in der Zeit entstanden, in der dem Umweltschutz besonders Rechnung getragen wurde, indem verhindert wurde, dass Öl direkt ins Erdreich gelangt. Es waren umweltbelastende Öle, die hier gelagert wurde. Der ganze Raum war mit einem speziellen Lack gestrichen, damit nichts in den Untergrund abfließen konnte.

Auf dem Weg vom Öllager durch die Härterei zur Betriebs Schlosserei (2, 3)

Herr Werner: Allgemein im Gegensatz zu heute, wurde früher - das galt nicht nur für die Naxos-Union, sondern für die gesamte Industrie - möglichst vieles selbst gemacht. Und wir haben - und ich kann das sagen, weil ich in der Werkzeugmacherei gelernt habe und eine zeitlang da war - außer Bohrer alle Werkzeuge und alles, was zur Bearbeitung von Metall notwendig war, selbst gemacht: Fräser, Scheibenfräser, Senker, wir haben alles selbst gemacht. Und diese Dinge mussten natürlich auch gehärtet werden. Sie wurden normalerweise zuerst auf der Fräsmaschine hergerichtet und dann wurden sie gehärtet: und zwar entweder durchgehärtet oder einsatzgehärtet. Einsatzgehärtet sagen wir, wenn nur die Oberfläche gehärtet wird. Dabei wird dann mit Kohlenstoff die Oberfläche aufbereitet, da man zum Härten einen gewissen Kohlenstoffgehalt braucht. Und diese Dinge wurden hier in der Härterei gemacht. Hinzu kam dann noch die aufwendige Nitrierhärtung, wofür wir dann später auch in Fechenheim uns eine große Anlage beschafft haben: Für die Schleifspindel, früher hat man gesagt, das Herz einer Schleifmaschine ist die Schleifspindel, die je nach Größe einen Durchmesser zwischen achtzig und hundertzwanzig Millimeter hat. Das war also ein wichtiger Teil der Maschine, mit einem Meter zwanzig oder einem Meter fünfzig Länge. Und diese Spindeln wurden im Allgemeinen nitriert. Darunter versteht man ebenfalls einen Härtevorgang, bei dem aber nicht Kohlenstoff, sondern Stickstoff verwendet wird. Das ist eine ganz spezielle Sache, bei der diese Spindeln acht Tage lang in Kästen eingepackt, mit Lehm verschmiert und bei ca. 550 Grad Celsius mit Stickstoff aufbereitet wurden. Und dann hatten die Spindeln ihre Härte erreicht, eine Oberflächenhärte, die härter war als die aus einem normalen Härtevorgang. Diese Anlage, die hat nicht jeder gehabt. Die N.U. hatte die neue Härterei in Fechenheim von Degussa bauen lassen. Das waren dann Tieföfen von 2,5 Meter Tiefe, in denen konnte das, was vorher waagrecht in Öfen lag, dann senkrecht gehärtet werden. Auf diese Methode waren wir sehr stolz. Die Härteöfen konnten auch als Einsatzöfen verwendet werden und so weiter und so weiter. Aber die Vorgänger davon, die standen immer hier. Und jetzt kommt der Elektriker, der kann ihnen klären, wie das innen ausgesehen hat.

Herr Decher: Da drin sind die Heizspiralen, spezielle Heizspiralen, die eine sehr hohe Temperatur ausstrahlen, ich weiß jetzt nicht genau mit wie viel Grad gehärtet wurde.

Herr Werner: Mindestens mit achthundert Grad.

Herr Decher: Man durfte aber nicht gleich diese hohe Temperatur bringen, die Temperatur musste langsam hoch gehen, damit das Material, das eingesetzt war, sozusagen die Temperatur mitnehmen konnte und nicht gesprungen ist. Eine zu starke Hitze auf einmal führt dazu, dass die Oberfläche ausbrennt, was dann dazu führt, dass Risse entstehen, die sich erst nachher zeigen.

Herr Werner: Hier kann ich mich erinnern, war die Betriebsschlosserei, jedenfalls zu meiner Zeit. Hier vorne war eine große, hohe Platte. War die bei ihnen noch da (zu Herrn Decher)?

Herr Decher: Die Richtplatte? Die steht jetzt draußen.

In der großen Werkhalle (Westseite) angekommen, stehen wir vor der Richtplatte (4)

Herr Werner: Also das war der Bereich von dem Meister, Herrn N.N., durch den wir viel Geld gespart haben, weil er hier Maschinen auf einen moderneren Stand bringen konnte. Diese Richtplatte steht auf einem relativ großen, schweren Fundament. Das Wichtigste an ihr ist, dass sie sich in sich nicht verzieht. Und das ist nur durch das Fundament zu erreichen. Ich nehme an, dass es eine Tiefe von mindestens zwei Meter hat, ein Betonfundament, das wahrscheinlich auf Eisenkeilen steht, damit es ausgerichtet werden kann. Man sieht hier die Ankerschrauben mit Keilschuhen, die müssen mit einer Wasserwaage genau eben gelegt sein, damit die Maschinen daraufgestellt werden konnten, die repariert oder umgebaut werden sollten. Und wie gesagt, der Meister war für uns ein sehr wertvoller Mann, weil er viele Maschinen von Riemenantrieb auf Räderantrieb umgebaut hat.

Herr Decher: Ich bin also sicher, dass diese Platte auch noch heute, wenn Sie da eine Maschinenwasserwaage darauf legen, hundertprozentig gerade ist.

Katja Widmann: Was ist eine Maschinenwasserwaage?

Herr Decher: Es gibt einen Unterschied zwischen einer Wasserwaage und einer Maschinenwasserwaage. Eine Maschinenwasserwaage ist eben noch genauer.

Herr Werner: Eine Maschinenwasserwaage zeigt eine Veränderung von zwei Hundertstel auf einen Meter an. Das heißt, wenn Sie Ihr Haar - die Haare haben normalerweise eine Stärke von vier Hundertstel - wenn sie also ihr Haar auf den Meter darunter legen, zeigt die zwei Striche an, so empfindlich ist die.

Herr Decher: Zu einer Wasserwaage, die ein Schreiner oder ein Maurer hat, ist diese also hundertmal empfindlicher.

Katja Widmann: Eine Maurerwaage reagiert nur auf einen Millimeter.

Gang in den Schaltraum (5)

Herr Werner: Hier war der Elektroraum. Waren Sie nicht (zu Herrn Decher) zu Ihrer Zeit dafür zuständig?

Herr Decher: Ja, das (*zeigt auf ein großes marmorgetäfeltes Gehäuse*) ist ein sehr schönes Stück hier, das war aber zu meiner Zeit schon nicht mehr in Betrieb, das wurde vor meiner Zeit bereits stillgelegt und durch ein neueres ersetzt.

Herr Werner: Das, was sie hier sehen, ist eine Schalttafel, die hat einen enormen ideellen Wert. Wie gesagt, ich komme viel in Deutschland rum, ein solcher Schaltraum ist etwas besonderes. Das sollte man erhalten, egal was mit der Halle passiert.

Herr Decher: Die Isolation bestand hier früher aus Marmor.

Katja Widmann: Wegen der Genauigkeit oder wegen der Schönheit?

Herr Decher: Weder noch, das war ein Isolator, ein natürlicher Isolator. Nachher wurden anstelle von Marmor Kunststoffe genommen, die es zu der Zeit, als das hier entstand, noch nicht gab.

Herr Werner (zu Herrn Decher): Können sie in etwa sagen welchen KW-Wert der Trafo hier hatte?

Herr Decher: Der hatte fünfhundert KW. Aber zum Schluss war es das dreifache. Und man hatte dann drei oder zwei sechshundert KW und einen fünfhundert KW Trafo darauf gemacht.

Katja Widmann: Dann kamen also hier die Starkstromleitungen, und die wurden dann auf mehrere Leitungen verteilt.

Herr Decher: Das hier, das sind aber auch schon neuere Leitungen. Früher waren das andere. Das hier war die Leitung, die vom Transformator kam.

Herr Werner: Und die Transformatoren, wo standen die?

Herr Decher: Die waren von außen zugänglich. Und verteilt wurde das über diese Kupferschienen, die gehen dann wieder zu den einzelnen Schaltern und von den Schaltern wieder an die Großverbraucher nach draußen. Und in den Großverbrauchern, den großen Verteilungen, wird der Strom dann wieder an kleinere Verteiler verteilt. Da drüben sieht man die Sicherungen.

Britta Klickermann: Und zu dem Raum, hatten da nur Elektriker Zugang?

Herr Decher: Nur Elektriker gingen hier hinein, da war nur Zugang für Elektriker. Draußen war ein Schild angebracht, dass ausschließlich Elektriker Zugang hatten und der Raum war zudem auch noch verschlossen. Und zu guten Zeiten sind wir hier drin mit Filzpantoffeln rumgelaufen.

Stimme: Warum?

Herr Decher: Das war hier erstens immer pikobello sauber, weil Staub im Übermaß dazu führt, dass es Überschlüge bei den Schaltgliedern gibt, und außerdem ist es ein guter Isolator, wenn man auf Filz steht.

Herr Werner: Es war einmal, dass ein Arbeiter, der in der Nähe von drei nebeneinander offen liegenden, also ohne Isolierung versehenen Leitungen im oberen Geschoss der Halle etwas reparierte (14). Diese Leitungen führten Starkstrom, die werden wir nachher noch sehen. Also dieser Arbeiter kam mit einer der Leitungen in Berührung - und da kommt man nicht mehr ohne weiteres davon los. Strom hält einen bekanntlich fest. Und er brachte dann die Leitung, an der er fest hing, mit der danebenhängenden zusammen, um so einen Kurzschluss zu erzeugen. So hat er das überhaupt überlebt. Sein Blut muss gekocht haben, sodass nachher sein Blut ausgetauscht werden musste, aber er hat überlebt. Warum ich das erzähle, ist, weil man damals gar nicht schnell genug in den Schaltraum gekommen wäre, um den Strom abzustellen. Bis dahin wäre sein Blut schon verkocht gewesen.

Willy Praml: Und der lebt noch oder hat dann noch eine längere Zeit gelebt?

Herr Werner: Ja, das war ein urwirklicher Oberschlesier. Ich habe ihn noch als Meister kennen gelernt und bis Mitte der fünfziger Jahre hat er noch hier gearbeitet.

Gang zurück in die große Werkhalle, wir bleiben vor der Honmaschine stehen (6)

Herr Werner: Was Sie hier sehen ist eine Besonderheit, die Sie wohl in ganz Frankfurt und Umgebung nicht wiedersehen werden. Das, was Sie hier noch offen sehen - die selbe Länge geht nach unten, das war eine Honmaschine. Wir haben ja, wie schon gesagt, alles selbst gemacht, unter anderem auch unsere ganze Hydraulik. Und Hydraulik heißt: Umgang mit Flüssigkeiten. In einem Zylinder wird ein Kolben und eine Kolbenstange durch das Öl bewegt und am Ende der Kolbenstange hängt ein Maschinentisch, der hin und her geschoben wird. Wir haben Maschinen gebaut, die eine Schleiflänge von bis zu vier Metern hatten und mussten also deshalb auch einen entsprechenden Zylinder einbauen. Dieses Zylinderrohr bekamen wir von außerhalb geliefert und dieses ist dann innen durch unterschiedlich dicke Honköpfe mit Schleifsteinen (Honsteine) bestückt und dabei wird eine hin- und hergehende, drehende Bewegung gemacht. Und erst wenn an allen Stellen die gleiche Kraft angezeigt war, hat man gewusst, dass das zu schleifende Rohr, das Lindenrohr, einen gleichen Innendurchmesser hatte. Wenn eine Stelle da war, die zu eng war, haben die Manometer dies angezeigt.

Katja Widmann: Wusste die Maschine auch, an welcher Stelle etwas zu viel war?

Herr Werner: Das hat man dann an der Längenskala abgelesen.

Herr Decher: Der Mann, der Arbeiter, hat das dann gesehen.

Herr Werner: Da wurde dann so lange abgehont, bis eine gleichmäßige Anzeige sichtbar wurde. Das ging über Druck, dass an jeder Stelle praktisch die selbe Reibungskraft vorhanden war. Da hat man dann gewusst, dass es gleichmäßig war. Das Rohr musste nicht unbedingt in der Linie sein, aber es musste gleichmäßig sein. Und das, was Sie hier sehen, stellen Sie sich vor, das ist die Kolbenstange oder Zylinderstange, an deren Ende etwas drangehängt ist, das hin und her gezogen wird.

Herr Decher: Aber zu Ihrer Frage, ob die Maschine wusste, wo der Punkt war, der gut oder schlecht war. Sämtliche Maschinen waren zu unserer Zeit nur so gut, wie ihr Bediener. Und das hing vom Können des Mannes ab, der optimal mit der Maschine umgehen konnte. Er hatte seine Anzeigeinstrumente, die ihm sagten, hier geht die Maschine schwer, und dann wusste er auch, wo das war und wie viel er zustellen konnte. Das heißt er wusste, ob er das Teil im Durchmesser größer machen musste, wenn er das optimale Gefühl dafür hatte.

Herr Kotthaus: Ich wollte noch einen kleinen Nachtrag dazu machen, was die Menschen hier so gemacht haben. Es gab hier immer schöne Zeichnungen, aber der eine hat es hin bekommen und der andere nicht. Das ging so weit, dass bestimmte Sachen nur von bestimmten Leuten gemacht werden konnten. Da hatten wir eine ganze Reihe von Werkstücken, die manche nicht hin bekamen. Es kam also sehr auf den Bedienungsmann an. Wenn der nicht wollte, dann ging das nicht. Auch bei der Bedienung der Maschinen, in der Fertigung, war es teilweise sehr personalabhängig. Die Leute waren Facharbeiter, die etwas auf dem Kasten hatten. Das hab ich als Erstes von unserem Chef damals gelernt. Mein Chef hat mir gleich zu Anfang einen Vortrag gehalten und aus seinem Ganzen Verhalten hab ich einen riesen Respekt vor der Werkstatt bekommen. Wir liefen da in Schlips und Kragen rum und die Kerle sahen so richtig nach Arbeit aus. Ich wollte nur sagen, dass der Mensch hier eine ganz wichtige Rolle gespielt hat und zwar nicht nur an der Maschine.

[aus dem Protokoll des 3. Treffens am 27.03.2002]

Herr Werner: Das ist eine interessante Sache auch für jemand, der nicht viel mit der Technik zu tun hat, denn das, was wir Ihnen näher bringen wollen, ist Basiswissen über die Handhabung von Technik und über den Aufwand, den wir hier auf Naxos betrieben haben. Wir haben auch Zylinder von außerhalb bekommen, die wir in Lohnarbeit hier an dieser Maschine bearbeitet haben.

Aber um zum Schleifvorgang zurückzukommen, in der Regel wurden dazu acht oder zwölf Honsteine verwendet. Man konnte ein dickeres oder dünneres Rohr unabhängig von seiner Höhe hier einspannen.

Gegenüber der Honmaschine

Herr Werner: Drehen wir uns um! Was Sie hier sehen (*deutet auf verschiedene Bodenplatten innerhalb der Halle*), sind Fundamente für Maschinen. Hier haben Drehbänke gestanden, die standen hier so schräg. Wie war das bei Ihnen (*zu Herrn Decher*)?

Herr Decher: Das war auch so. Ich denke, dass größtenteils die Fundamente, die bereits existierten, übernommen wurden, so ein Fundament ist sehr teuer und die Maschine, die darauf steht, arbeitet auch nur so gut wie sein Fundament.

Herr Werner: Also Sie müssen sich vorstellen, hier ist man in die Tiefe gegangen, so etwa achtzig Zentimeter und hat das seitlich mit „Poron“ [spezieller Klebstoff] abgestellt und dann betoniert. Darauf wurde dann die Maschine gestellt.

Was wir drumherum sehen, ist Holzpflaster. Ich habe voriges Jahr noch, in einem ganz modernen Siemens-Werk im Frankenland, auch wieder Holzpflaster gesehen. Das heißt, das Holzpflaster, was hier schon immerhin vor fast achtzig Jahren verlegt wurde, war eine gute Sache, das Holz war fußwarm. Das hat natürlich zur Folge,

dass, wenn das Dach (*zeigt auf die nicht mehr dicht verschließbaren Dachfenster*) nicht dicht ist und das Holz dadurch feucht wird, dieses dann aufquillt. Hier sehen Sie es ja! Hier ist der Boden jetzt auf dreißig Zentimeter Höhe aufgequollen. Um das wieder zu reparieren, müsste jetzt das Ganze rausgerissen werden und neu gelegt werden.

Willy Praml: Das wird von Jahr zu Jahr schlimmer.

Katja Widmann: Aber das konnte irgendwie die Fundamente nicht verdrücken?

Herr Werner: Nein, nein, nein, das quillt. Das Holz war schon gut, das war fußwarm und, wenn ein wertvolles Werkstück gefallen ist, dann ist es auch nicht kaputt gegangen.

Britta Klickermann: Hat man das auch wegen der aufsaugenden Wirkung von Holz legen lassen?

Herr Werner: Nein, aber das war auf die Dauer nicht zu verhindern, dass Öl von den Maschinen auf den Boden tropfte. Daraus entsteht dann heute die Frage, ob der gesamte Boden herausgerissen und auch das Erdreich ausgehoben werden muss. Es gab Umwelt-Gutachten, die behaupteten, dass alles vergiftet sei und man keinen Menschen darüber laufen lassen könne.

Willy Praml: Wofür war das mit der Grube hier in der Mitte (*zeigt auf eine durch die gesamte Länge der Halle laufende, und durch Holzboden abgedeckte Rinne*)?

Herr Decher: Da verlaufen die Versorgungsleitungen.

Willy Praml: Wir haben sie vor zwei Jahren aufgemacht, als wir im Millenniumsjahr hier den „Tarzan“ aufführten; da haben wir die Rinne als Urwaldbach genutzt.

Herr Decher: Man sieht da hinten, da verlaufen die Hauptkabel. Die wiederum gehen zu den Verteilungen und von den Säulen wurde sie zu den einzelnen Maschinen gelegt.

Herr Werner: Sie müssen sich überlegen, Sie stehen hier in einer Halle, die um 1902 gebaut wurde. Sehen Sie dort oben die Kabel, von denen ich vorhin sprach, die drei Kabel an der Decke, an der der Mann hing, der beinahe verbrannt wäre? Das ist die Stromzuführung für den Kran.

Weitergang bis etwa zur Mitte der Halle

Willy Praml: Das ist die Oberleitung.

Herr Werner: Das ist heute nicht mehr zulässig, heute müssen die Kabel geschlossen sein. Aber hier sieht man halt, wie es früher war.

Willy Praml: Und was wurde da befördert mit dieser riesigen Laufkatze?

Herr Werner: Da muss ich jetzt etwas ausholen. Hier in diesem Bereich habe ich als Lehrling gearbeitet, da stand eine kleine Hobelmaschine. Sie müssen sich die Halle im Ursprung vorstellen, bevor wir nach Fechenheim umgezogen sind, da war hier die Fertigung und Montage. Es gibt Bilder, alte Bilder, auf denen man sehen kann, wie die Maschinen aufgebaut waren, wie die Maschinen montiert und bestimmte Teile gefertigt wurden. Das weiß ich noch, da in der Ecke, da standen die Hobelmaschinen. Und wir hatten ja Hobelmaschinen, wir hatten Fräsmaschinen, eine große Dreherei und die Verzahnung. Das würde die Zeit sprengen, wenn wir aufzählen würden, was wir alles gefertigt haben. Und denken Sie dran, diese Maschinen hatten ja ihr Gewicht, dafür gab es ein Gleis, ein Quergleis, wo man sie rausfahren konnte.

Willy Praml: Enorme Gewichte?

Herr Werner: Enorme Gewichte, aber das ist ja alles relativ, fünf Tonnen, da oben (*Blick auf die seitliche Aufschrift am Kran*), schauen Sie, da steht, fünfzehn Tonnen. Normalerweise konnten man ihn mit bis zu zehn Prozent überlasten. Bis zu achtzehn Tonnen konnte man hier dranhängen. Und so schwer waren die fertigen Maschinen. Die bestanden erst aus Einzelteilen und wurden dann von uns zusammen gesetzt.

Willy Praml: Die sind hier auf den Schienen reingefahren und dann mit dem Kran weiterbefördert worden.

Herr Werner: Die Schiene ist dann später rausgemacht worden. Wir hatten hier nämlich keinen Gleisanschluss. Es wurde dann mit dem LKW angeliefert, die fahren hier rein und dann wurde abgehoben.

Weitergang bis etwa 15 Meter vor dem Ende der Halle, auf der rechten Seite. Wir stehen vor der Treppe, die zum oberen Geschoss der Halle führt und blicken auf einen Stahlsockel

Herr Werner: Hier sehen Sie auch wieder die, wie soll ich sagen, die Langlebigkeit von Stahl. Vor hundert Jahren ist das hier hingestellt, im Laufe der Zeit sind viele Löcher hineingebohrt worden und die gibt es immer noch. Und wenn die ab und zu gestrichen werden, "gemeningt" nannte man das früher, dann sieht das ganz fein aus, auch heute noch.

Willy Praml: Deswegen steht die Halle ja unter Denkmalschutz, wegen seiner Stahlkonstruktion.

Herr Werner: Ja, ja, das ist ne' feine Sache, eine ganz feine Sache.

Frau Schneider: Und der Fußboden, ist das auch noch das erste Holz?

Herr Werner: Der musste oft gewechselt werden, aber da sind Stücke dabei, die hundert Jahre drinnen liegen.

Frau Schneider: Das ist ja sehr langlebig, so ein Holzpflaster.

Herr Werner: Ja sehr langlebig, das Holzpflaster, das hier drinnen liegt, das ist ursprünglich getränkt. Sie müssen sich das so vorstellen, das Holz ist mit einer Teerart getränkt und wurde mit Bitumen aufgeklebt. Sie sehen hier, wie exakt man das früher gemacht hat. Man hat sogar zum Teil Ornamente gelegt, als Bogen und so, ganz gezielt. Und ich weiß, in Fechenheim mussten wir immer darauf achten, wenn die Kerle kamen, um ein neues Holzpflaster zu legen. Ich selbst habe das dann zweimal wieder rausreißen lassen. Weil die, die das machen, die müssen mit einer Art Richtscheit und so einem kleinen Beilchen die Unebenheiten an den Rändern gerade hacken, so nach jedem dritten, damit der Boden akkurat aussieht.

Britta Klickermann (an die Teilnehmer): Sie, die nicht hier gearbeitet haben, haben Sie das Treiben mitbekommen, waren sie manchmal auch in der Halle?

Frau Schneider: Ich habe gesehen, wie das hier so war.

Britta Klickermann: Und wie war das für Sie, aus dem Büro kommend, war das laut, stinkend?

Frau Schneider: Großartig eigentlich. Großzügig und hell und nicht stinkend.

Katja Widmann: Aber bestimmt auch laut mit den ganzen Maschinen, oder?

Frau Schneider: Nein, so laut habe ich das nicht in Erinnerung.

Herr Werner: Ja, nach uns ist das Schleifmittelwerk eingezogen und hier habt Ihr ja zum Teil die Pressen stehen gehabt. Dann auch mit neuen Fundamenten. Schade, dass das heute alles hier so leblos ist.

Vor dem Staubfilter (9)

Willy Praml: Was war denn das hier für ein Gewerke?

Herr Decher: Bei der Pressen- und Schleifscheibenbearbeitung fällt immer Staub an und der wurde hier gefiltert. Das heißt, die Luft wurde mit dem Staub abgesaugt, gefiltert und anschließend wieder sauber ausgeblasen.

Katja Widmann: Und das gab es früher noch nicht?

Herr Decher: Das gab es früher noch nicht.

Herr Lachner: Als ich 1947 eingetreten bin bei der N.U., daran kann ich mich noch gut erinnern, lag in einigen Fertigungsabteilungen des Schleifmittelwerkes auf den Fensterbänken sehr viel Schleifstaub.
Damals hat sich kein Mensch darum gekümmert. Später mussten in diesen Bereichen Staubmasken getragen werden. Nachdem die Gesetze verschärft wurden, musste jede Maschine mit einer Absaugung versehen werden. Es gab auch regelmäßig Staublungen-Untersuchungen. Nebenbei bemerkt wurde der abgedrehte Schleifstaub in große Behälter gesaugt. Dieser ist dann später im Werk in Hanau wieder aufgearbeitet worden.
[Nachtrag von Herrn Lachner]

Katja Widmann: Und wurde dann vorher, bevor es die Staubfilter gab mit Mundschutz gearbeitet?

Herr Decher: Nein, Mundschutz gab es da auch noch nicht.

Katja Widmann: Aber Staub gab es.

Herr Decher: Ja, Staub gab es (Lachen), aber das ist schon lange her. Schon zu meiner Zeit bei der Naxos, im Schleifmittelwerk, ist ständig am Staubschutz, an der Staubabscheidung und der Sicherheit für die Arbeiter gearbeitet worden. Genauso wie an der Erleichterung der Arbeit. Früher wurde körperlich viel mehr gearbeitet, bis später mit sogenannten "Handlings" und kleinen Aufzügen den Arbeitern wenigstens die schwere Arbeit abgenommen wurde.

Katja Widmann: Die Fundamente stehen ja ganz eng und demnach die Maschinen auch. Wie viele Menschen haben hier unten in der Halle gearbeitet?

Herr Decher: Hier unten, zu Zeiten der Maschinenfabrik? Das ist schwer zu sagen.

Katja Widmann: Hunderte?

Britta Klickermann: Man kann es sich schwer vorstellen.

Frau Schieder: Ist hier in Schichten gearbeitet worden?

Herr Decher: Ganz früher wohl nicht, nachher dann schon, nachher wurde mindestens in zwei Tagesschichten, von morgens sechs Uhr bis abends sechs Uhr gearbeitet..

Treppen hoch in den oberen Stock zum Labor und Zahnungsmaschinenraum (10,11)

Herr Decher: Hier war der Klimaraum, der Messraum.

Herr Werner: Hier standen wir und haben ganz hochwertige Verzahnungsmaschinen gearbeitet und da war auch der Feinmessraum.

Frank Hollmann: Zahnungsmaschinenraum?

Herr Werner: Ja, Zahnungsmaschinenraum, das heißt Zahnräder, Kegelräder und dergleichen mehr, sind hier gefertigt worden. Das war eine besondere Fertigung, die einer hohen Qualität bedurfte und deswegen einen extra Raum brauchte.

Herr Decher: Das war auch der erste klimatisierte Raum. Man musste nämlich die Metalle auf eine gewisse Temperatur bringen, weil Metalle auf Temperaturunterschiede verschieden reagieren.

Herr Mohr: Unterhalb des technischen Büros war der Feinmessraum. Dieser Raum diente dazu, äußerste Präzision zu erreichen. Dieser Raum war auf 20°C temperiert und hatte eine relative Luftfeuchte von 60%. Dort wurden die Teile, die genau sein mussten, eingebracht und 8 Stunden liegen bleiben, bevor sie vermessen wurden. Das war eine Kontrolle, die höchste Präzision erbracht hat.

[aus dem Protokoll des 4. Treffens am 10. April 2002]

Willy Praml: Da hat mir mal einer erzählt, ein spanischer Gastarbeiter, hier wäre am Schluss versucht worden, künstlich Diamanten herzustellen.

Herr Decher: Ja, um Schleifscheiben zu bearbeiten, wurden Diamanten verwendet, jedoch keine hochkarätigen. Und später wurden dann auch künstlich hergestellte Diamanten für diese Arbeiten verwendet..
Auf der Galerie der Halle (12, 13)

Von der Galerie aus ist der Blick frei auf den unteren Bereich. Von hier aus ist der Lastenkran zu erreichen. Auf der einen Längsseite befand sich die Dreherei, auf der anderen die Fräseerei.

Von der Galerie aus betreten wir den Kopfbau, der sich an die Halle anschließt und durch eine Tür betreten werden kann.

Wir befinden uns jetzt im ersten Stock des Kopfbaus. Rechts und links führen Türen zu weiteren Räumen (siehe Plan des Kopfbaus)

Herr Werner: Hier waren Konferenzräume.

Herr Decher: Ein Stock tiefer war der Betriebsrat.

Frau Schneider: Der Herr Junkert.

Herr Werner: Können Sie sich vorstellen, wir haben so ungefähr in den achtziger Jahren, als der erste Einbruch im Maschinenbau kam, hier zusammengesessen. Hier hat der Herbst damals gesagt: "Leute, was machen wir? Wir brauchen noch ein anderes Standbein im Maschinenbau oder reicht das, was wir haben?" Und dann hat man sich Gedanken darüber gemacht, ob man in die Verpackungsindustrie einsteigt. Wir hatten damals Kontakte nach Wiesbaden zu einer großen Verpackungsfirma. Und da existierten bereits Pläne darüber, auch Verpackungsmaschinen zu produzieren. Die Fachleute hätten wir gehabt. Aber bis das dann richtig zum Tragen kam, gab es wieder einen kleinen Aufschwung, woraufhin alle Pläne in Vergessenheit gerieten. Das hat sich hier, in diesen Räumen, abgespielt.

Herr Decher: Die Räume sind noch so gut erhalten.

Herr Werner: Ja, ja, die waren gut gemacht. (Holzverkleidung und Parkett)

Herr Werner: Hier das waren kleine Konferenzräume, hier hat auch der Herr Herbst sein Büro gehabt, solange der Maschinenbau noch hier war.

Frau Schneider zu Herrn Werner über Britta Klickermann: Sie fragte mich gerade, ob ich die Räume hier kennen würde: Nein.

Gang in das Erdgeschoss des Kopfbaus (siehe Plan des Kopfbaus)

Herr Schneider: Hier waren die Räume für die ersten Jugendvertreter, für die kaufmännischen und die gewerblichen Lehrlinge. So alle vierzehn Tage oder drei Wochen haben wir beim Betriebsrat gesessen und gemeinsam Probleme der Lehrlinge besprochen.

Frau Schneider: Ja, das war bei dem Herrn Junkert.

Frank Hollmann: Fanden die Besprechungen für alle angestellten Lehrlinge hier statt?

Herr Schneider: Ja, aber damals war das noch nicht so ausgeprägt wie heute. Das war neu und lief erst so langsam an. Aber das war schon einmal ein Fortschritt.

Frank Hollmann: Und in welchem Jahr war das?

Herr Schneider: Das war 1956.

Katja Widmann: Gingen diese Treffen von Ihnen aus, oder war das gesetzlich vorgeschrieben?

Herr Schneider: Ich denke, das wurde damals erst gesetzlich vorgeschrieben, denn freiwillig macht das ja keiner.

Katja Widmann: Und sind da auch Probleme für die Auszubildenden diskutiert worden oder verlief das relativ friedlich?

Herr Schneider: Nein, man kann sagen, es gab damals keine großen Konflikte, die ganze Lehrlingsausbildung war hier eigentlich sehr gut angelaufen. Man hörte sich ja schon vorher um, wohin man als Lehrling geht. Man hörte, dass die Stimmung in der Naxos recht gut sei. Und ich sage mal, der ganze Ablauf der Lehrlingsausbildung, das war hier schon sehr gut organisiert. Von dem ersten Lehrjahr bis zur Gesellenprüfung.

Katja Widmann: Dann hatten Sie als Lehrlingsbeauftragter nicht so viel zu tun.

Herr Schneider: Ja, man hatte hauptsächlich Vorschläge bezüglich der Ausbildung zu machen.

Katja Widmann zu Herrn und Frau Schneider: Waren Sie die einzigen, die für die Belange der Jugendlichen zuständig waren, oder gab es da noch andere?

Herr Schneider: Ja, es gab noch einen dritten gewerblichen Lehrling, der hieß Koch..

Frau Schneider: Wir wurden von den Lehrlingen gewählt. Die Namen derjenigen, die gewählt werden konnten, hingen alle an dem schwarzen Brett. Und ich hatte mich beim Durchlesen der Liste schon gewundert. Wer wird das wohl sein, der Schneider. Der hat am 25.6. Geburtstag und ich am 26.5.

Katja Widmann: Ist ihr heutiger Mann ihnen schon vorher aufgefallen?

Frau Schneider: Nein, ich kannte ihn überhaupt nicht. Ich weiß noch, als ich zum ersten Mal in den Raum kam, in dem wir uns dann immer zu den Besprechungen trafen, da kam ich also in den Raum rein, schon etwas aufgeregt. Die beiden Herren saßen bereits da und guckten einen so von der Seite an. Das war eben ganz fremd. Dann haben wir so langsam zusammengearbeitet. Und der Herr Junkert, der hatte uns manchmal eine Freikarte gegeben für die Oper.

Katja Widmann: Allen Drei?

Frau Schneider: Nein, da Herr Koch kein Interesse hatte, sind mein Mann und ich allein gegangen.

Gang, die Treppen des Kopfbaus nach außen, zum Außengelände
(siehe Geländeübersicht)

Herr Schneider: Die gewerblichen Lehrlinge und die kaufmännischen Lehrlinge hatten miteinander absolut keinen Kontakt. Der Schwerpunkt der Ausbildung für die gewerblichen Lehrlinge fand in Fechenheim statt.

Katja Widmann: Trafen sich die jungen Leute auch nicht beim Mittagessen, haben die sich da auch nicht gesehen?

Herr Schneider: In Fechenheim waren keine kaufmännischen Lehrlinge und hier in Frankfurt waren keine gewerblichen Lehrlinge, nur mal für ein, zwei Monate, und da wurden keine Kontakte geknüpft.

Katja Widmann: Aber hier waren auch Arbeiter aus der Verpackungsbranche und somit auch Frauen hier auf dem Gelände.

Frau Schneider: Ja, die Frauen arbeiteten in der Schleifmittelfabrik, die haben da Schleifscheiben geformt und so weiter. Aber ohne den Betriebsrat hätten wir uns nie kennen gelernt.

Katja Widmann: Und hätte der Betriebsratsvorsitzende, der Herr Junkert, nicht so gerne Karten verschenkt, dann hätten sie sich vielleicht auch nicht kennen gelernt.

Frau Schneider: Ganz genau, wenn uns damals jemand gesagt hätte, ihr zwei heiratet einmal, dann hätten wir beide gesagt, im Leben nicht.

Katja Widmann: Das hat also lange gedauert.

Frau Schneider: Das hat lange gedauert, 1957 sind wir in die Jugendvertretung gewählt worden und da haben wir uns immer mal zu Veranstaltungen getroffen. Am Anfang hatten wir immer Freikarten und dann nachher haben wir selbst bezahlt. Und erst 1963 haben wir uns verlobt und 1966 geheiratet. Mein Mann ist dann nach seiner Gesellenprüfung zur Ingenieursschule gegangen, und ich habe nach zweieinhalb Jahren die N.U. verlassen, weil ich die Prüfung früher machen durfte. Später hatte ich eine Anstellung als Chefsekretärin und musste abends sehr lange arbeiten. Das war für uns beide gut. Mein Mann musste abends auch oft lange arbeiten und so konnte ich in Ruhe meine Überstunden machen. Deswegen haben wir uns nur hier und da mal gesehen.

Katja Widmann: Dafür sind sie jetzt immer noch zusammen.

Frau Schneider: Ja, und das war irgendwie eine gute Sache. Es wurde doch das letzte Mal erzählt, dass bei der Naxos immer alles so besonders gründlich gemacht wurde. Da wurde doch die Geschichte mit dem Korinthenkacker erzählt. Da musste ich daran denken, dass mein Mann auf seine Art auch so etwas ist. Ich wohl auch. Wir sind beide übergenau, und das haben wir letzten Endes vielleicht bei der Naxos gelernt. Dieses ganz genaue hat sich bis heute erhalten, es muss immer alles bis aufs Letzte ausgeklügelt sein, es muss alles richtig sein.

Katja Widmann: Die Naxos hat Sie also geprägt, obwohl Sie gar nicht so lange hier gearbeitet haben, zwei Jahre nur, oder?

Frau Schneider: Ich war nur zweieinhalb Jahre hier, ich bin dann nach dem Besuch der Sprachschule nicht mehr zur Naxos zurück. Damals war es bei den kaufmännischen Angestellten so, dass wir in jede Abteilung kamen. Als ich mit der Sprachschule fertig war, habe ich mich gefragt, was willst du denn jetzt tun? Ich wollte eigentlich gerne was Neues machen. Und wenn ich zurückgekommen wäre, dann wäre ich in eine Abteilung gekommen, in der ich bereits alle anfallenden Arbeiten kannte. Ja, aber der Naxos habe ich viel zu verdanken, auch später, wenn ich überlegt habe: „Wie sollst du dieses oder jenes machen? Ach, so wie du es bei der Naxos gemacht hast.“ Ja, da brauchte man nirgends nachzuschlagen, sondern nur zu überlegen, wie hast du das da gemacht, beim Export oder beim Import, im Einkauf, in der Buchhaltung, ich brauchte mir im übertragenen Sinn nur eine Schublade aufzumachen. So, wie man das bei der Naxos gemacht hatte, war das immer richtig.

Und als ich in der Zeit meiner Ausbildung bei der N.U. in die Berufsschule kam, da hat der Lehrer gleich zu mir gesagt: "Wo kommst du her? Von der Naxos! Damit du es gleich weißt, da musst du deinen Abschluss mindestens mit eins machen. Den habe ich nachher mit Auszeichnung gemacht und die Leute von der N.U. haben auch viel Wert auf gute Zeugnisse gelegt. Ich hatte schon ein gutes Mittlere-Reife-Zeugnis. Und man hat sich in der N.U. ja auch richtig wohl gefühlt. Man konnte da alles fragen. Bei der Naxos brauchten wir samstags nicht zu arbeiten, aber weil die Berufsschule am Samstag war, da haben sie uns in der Woche einen halben Tag frei gegeben. Aber zum Beispiel Steno und Schreibmaschine, das mussten wir sowohl für die Arbeit bei der N.U. lernen als auch für die Prüfung. Das war auch Bestandteil des Lehrvertrages, da mussten wir dann nach der Arbeitszeit lernen. Um halb sechs war hier Schluss, dann ging man in die Nähe vom Zoo und dort hatten wir dann Unterricht. Steno und Schreibmaschine mussten also in der Freizeit erlernt werden. Das fand ich aber nicht so schlimm.

Katja Widmann: Man hat das dann ja auch gerne gemacht, oder?

Frau Schneider: Ja, vor allem haben wir das dann auch gemeinsam gemacht. Einer hat für den Anderen gearbeitet. Morgens früh beim Betriebsunterricht von 7.30 Uhr-9.00 Uhr hat jeder versucht, dem anderen - falls er noch nicht ganz ausgeschlafen hatte- irgendwie zu helfen.

Die Gruppe befindet sich außerhalb des Gebäudes, nahe des äußeren Eingangs des Kopfbaus

Hier draußen entdeckt die Gruppe den alten Tresor, der noch bei dem Herrn Herbst senior im Büro stand.

Herr Werner: Da fällt mir ein, dass sich ein Buchhalter damals selbst das Leben genommen hat. Das hat niemand geglaubt, dass bei der Naxos - in der Buchhaltung, wo nur ganz akkurate Leute waren, wo höchste Vertrauensquote herrschte, dass da jemand dabei war, der tatsächlich so ausflippte, dass er sich das Leben nahm. Weiß noch jemand wie der hieß?

Das muss so ungefähr in den 50er Jahren passiert sein. Das ist ja, wie gesagt, angeblich so gewesen, dass er Spieler war, dass er praktisch nicht vom Spieltisch weggekommen ist. Hat dann bei der Naxos in die Kasse gegriffen, und bis wir es gemerkt hatten, war es bereits zu spät, es fehlte eine größere Summe, und er hatte sich das Leben genommen.

Herr Lachner: Diese Passage, da hätte einer 100.000 Mark aus der Kasse geholt. Das stimmte so nicht: Der Mann, der hieß Wiegand und war in der Buchhaltung und niemand hat gewusst, dass der schwul war. Damals war das ja noch nicht so toleriert wie heute. Der hat sein ganzes Geld an die jungen Leute gegeben. Der Herr Werner hat gesagt, er sei spielsüchtig gewesen, aber das war er überhaupt nicht. Es war eben diese Veranlagung, seine ganze Art war auch so. In so einem Betrieb ist ja alles vertreten, da sind Lesben und Schwule. Nur damals hat man das eben ganz anders gesehen, heute ist man viel toleranter.

—

Einer unserer Fahrer ist jeden Tag nach Hanau gefahren und hat dort Arbeiter mit dem Bus abgeholt. An dem Morgen kam er zu mir, er war über Fechenheim gefahren, und hat gesagt: „Herr Lachner, da muss was mit dem Wiegand sein. Ich bin da vorbeigefahren. Da war Polizei und so.“ Das war der Tag, an dem ihn tot aufgefunden hatte, den Wiegand.

[aus dem Protokoll der Redaktionssitzung vom 6.5.2002]

Ja, das sind so die Geschichten. Da war auch noch der Herr Kleinbach, der frühere Direktor. Sie kennen den Herrn Kleinbach (zu Frau Schneider)?

Frau Schneider: Little River haben wir den genannt – „Klein Bach“.

Herr Werner: Der Parkplatz hier war ihm. Er hat damals - Mercedes war noch nicht so im Gespräch - einen Opel Kapitän gefahren.

Frau Schneider: Ja, das war ein großes Auto, das er hatte.

Herr Werner: Der hat immer da vorne gestanden. Er war der Kaufmännische Direktor, oder?

Herr Decher: Ich kannte ihn nicht.

Herr Werner: Er hat sich primär mit dem Schleifmittelwerk beschäftigt. Wir im Maschinenbau hatten den Herbst Junior als Direktor. Wir haben das mit dem Selbstmord nur am Rande mitbekommen. Warum? Die Kasse ist ja vom Maschinenwerk und vom Schleifmittelwerk gemeinschaftlich geführt worden. Der Herbst Junior hat uns immer angehalten: "Meine Herren, meine Herren, ich will nicht vor meinen Vater treten müssen und sagen müssen, dass wir in den roten Zahlen stehen und dass das Schleifmittelwerk ein bisschen was rüberschieben muss. Ich will, dass das ein für alle mal aufhört, wir müssen uns selbst tragen."

Frank Hollmann: Heißt das, dass Herr Herbst Junior unabhängig vom Schleifmittelwerk und somit von seinem Vater werden wollte?

Herr Werner: Ja, aber das Schleifmittelwerk war ja als erstes da. Wir haben immer gesagt, aus Dreck wird Gold gemacht. Das Schleifmittelwerk macht mit dem Backen der Schleifscheiben aus Staub oder aus Sand Gold. Und die waren ja eine der größten Schleifmittelwerke Europas. Als wir die Produktion der Schleifmittel hier

aufgelöst haben und den Bau in Butzbach begonnen haben, da stand das ganze unter dem Motto: Wir bauen das größte Schleifmittelwerk Europas. Das war der Ansatz.

Herr Decher: Das war ein falscher Ansatz.

Herr Werner: Bitte?

Herr Decher: Das war ein falscher Ansatz.

Herr Werner: Ja. Ich war damals bei einer Wochenendtagung dabei, wo wir Beratungsfirmen der Auftraggeber hatten. "Sagt uns was der Markt hergibt und wie es weitergeht!" Das weiß ich wie heute noch, das war im Hotel Klein, in der Gegend von Bad Vilbel. Und da haben uns diese Berater ihre Recherchen vorgelegt und da stand drin: Leute macht euch nichts vor, das Schleifen in der Art, wie es heute noch gemacht wird, wonach ihr auch Euer neues Schleifmittelwerk ausgelegt habt, wird sich langsam in den nächsten Jahrzehnten verändern. Wenn Ihr es heute darauf auslegt, größter Marktführer Europas im Schleifmittelwerk zu werden, könnt Ihr das Pech haben, dass das gar nicht mehr so wichtig ist. Und dann liegt ihr nebendran und genauso war es. Das weiß ich wie heute noch, wir haben das alles ein bisschen verdrängt. Naxos Schleifscheiben, das war was Besonderes! Daimler Benz, jeder hat mit Naxos-Schleifscheiben gearbeitet. Aber dann kamen die diamantartigen CBN-Scheiben, wo nur noch ein Zehntel der Schleifscheiben verbraucht wurde und da haben wir dann doch recht schnell gemerkt, dass wir uns in Butzbach verkalkuliert hatten. Wir haben in Butzbach, das kann er besser schildern (Blick zu Herrn Decher), den größten Durchlauftunnelofen auf der Welt gehabt. Ein Durchlauf dauerte 8 Tage. Er war aber sehr störanfällig.

Herr Decher: Der läuft heute noch!

Herr Werner: Das war ein riesen Ding.

Herr Decher: Ein Ofen, in den kontinuierlich die Ware durchgeschoben wurde und hinten fertig rauskam.

Herr Werner: In Butzbach - das ist auch so eine Anekdote - da hat man aus Kostengründen die eigenen Fachleute im Haus nicht ernst genommen. Herr Schmidt, mein früherer Assistent, der später Betriebsleiter war, hatte damals gesagt: "Wir haben jetzt ein neues Konzept für den Tunnelofen. Die Leute sagen alle, das, was ihr bisher gemacht habt, ist alles Schnee von gestern. Das macht man heute ganz anders, viel moderner, viel besser, viel einfacher. Und das war der zweite Reifall."

Herr Decher: Das war eigentlich der Anfang vom Ende. Wir haben hier einen Tunnelofen, 73 Meter lang. Der hat enorm gut gearbeitet mit sehr wenig Ausschuss. Es gibt immer mal einen Ausschuss. Und dann sind wir nach Butzbach gegangen und haben in dem neuen Tunnelofen und hatten einen Ausschuss von sechzig Prozent. Da sind sechzig Prozent kaputte Scheiben hinten raus gekommen! Das kann man auf die Dauer nicht verkraften und das konnte man nicht abstellen, das konnte man binnen vier Jahren nicht abstellen. Man konnte das besser machen, aber nicht abstellen.

Herr Werner: Der Schmitt hat immer gesagt: „Hätte man uns gehört, uns Fachleute - da haben Sie, Herr Decher, ja auch dazu gehört - und hätten den Ofen wieder so gebaut, wie man das hier in der Naxos-Halle gewusst hat, dann hätten wir viel, viel Geld gespart.“ So war das der Anfang vom Ende. Aber man hat einfach jemand neues als Betriebsleiter eingesetzt. So nach dem Motto: "Alles neu macht der Mai." Und nicht alles was neu ist, ist auch besser. Aber das war eine ganz typische Sache.

Frau Hawlicek: Das war ja auch schlimm für die Firma!

Herr Decher: Es gab Zusagen für die Genauigkeiten, die nie eingehalten werden konnten.

Willy Praml: Aber das Ende der Firma, das ist doch nie richtig dargestellt worden. Der Betrieb wurde geschlossen und dann ist irgendwie Gras über die Sache gewachsen.

Herr Werner: Es ist darüber gesprochen worden. Aber das würde den Rahmen für heute sprengen, das richtig darzustellen.

Willy Praml: Wir werden das noch als eigenes Thema behandeln.

Herr Werner: Ja, das ist ein eigenes Thema. Ich habe es miterlebt, ich war ja bis 1990 hier, habe ja bis zum 65 Lebensjahr hier gearbeitet und somit das Auf und Ab erlebt. Ich habe immer Betriebstagebuch geführt. Habe

alles immer ziemlich akkurat aufgeschrieben, von jeden Konferenzen Berichte gemacht und so weiter. Ich kann also so ziemlich nachvollziehen, wie das damals war. Aber global kann man sagen: Es war ja der Zusammenbruch der gesamten Maschinenbau-Branche. Wir waren alle dem Irrtum erlegen, dass der Kalte Krieg zu Ende sei und somit die Grenzen im Osten fallen. Mit dem Osten hatten wir ja schon vorher gute Geschäfte gehabt. Wir dachten, jetzt können wir noch mehr liefern. Wir dachten: Die Leute wollen ja auch nach vorne, die brauchen Waren, sie brauchen unsere Präzisionsmaschinen und Schleifmittel. Und das war falsch. Ich bin soweit gegangen, dass ich gesagt hatte, uns kann gar nichts Besseres passieren, unsere Leute in der ehemaligen DDR sprachen zum Teil russisch. Die Verständigung auf der Praktikerebene lief bestens, das sprach alles nur für uns. Da kam kein anderer an uns heran, weil keiner außer uns diesen Hintergrund hatte. Aber das war alles falsch. Die russische Industrie brach nämlich zusammen. Ich weiß es von Pittler, bei denen standen fünfzig Maschinen, fertig zum Versand nach Russland, aber es kam kein Geld. Die Maschinen wurden zum Schluss fast verschrottet und das war praktisch der Zusammenbruch des Maschinenbaus in Deutschland. Das war 1991, 1992. Das ist jetzt einmal so im großen Zusammenhang gesehen. Danach kamen die unterschiedlichen Zusammenschlüsse. Gildemeister hat mit der Niedersächsischen Landesbank zusammengearbeitet. Die Banken kamen also daraufhin ins Spiel, und das war, wie das so ist, wenn die Banken über Geschäfte mitentscheiden können, das kann man auch heute nachvollziehen. So war das dann auch bei uns.

Ich stehe unter dem Eindruck, dass sich daran auch heute noch nichts geändert hat. Selbst die Nachfolgegesellschaft der Naxos, die Ingersoll, steht seit September schon wieder im Konkursverfahren. In der Zwischenzeit sind da nur noch Reste. Die Mannschaft ist von 200 auf unter 100 halbiert worden. Es ist nicht für möglich zu halten, wie das geht. Natürlich spielt auch hier die Qualität eine Rolle. Die letzten, die übrig bleiben, das Schleifmittelwerk hat auch mal eine Pechsträhne gehabt. Wir haben über unsere Monteure miterlebt, wie bei BMW und Daimler-Benz unsere Maschinen einen großen Ausschuss produzierten. Weil die Räder haben einfach nicht gehalten, sie sind zum Teil auseinandergefliegen. Ähnliches hatte die Maschinenfabrik produziert. Man hatte von Siemens Steuerungen eingebaut, die einfach nicht ausgereift waren, und wenn die Maschinen nicht richtig funktionierten, wurde die Naxos belangt. Unsere Konkurrenz, das habe ich jetzt erst wieder erfahren, sagt: "Wenn ihr kaufen wollt, dann kauft ihr das, was wir, die Konkurrenz bauen und wofür wir die Verantwortung haben."

Weitermarsch

Frau Schneider zu Katja Widmann im Gehen: Noch mal zu dem Herrn Kleinbach, der hatte auch Humor. Da waren einmal zwei Lehrlinge, die hatten im Treppenhaus gestanden und geschwätzt und dann kam er heraus und sagte: "Ach, spielt ihr beiden Hermann und Dorothea!" Und das fand ich irgendwie niedlich.

Katja Widmann: Wieso Hermann und Dorothea, waren das Sie beiden (Sie und ihr Mann)?

Frau Schneider: Nein, das waren zwei andere aus der Firma, die sich immer viel unterhalten haben. Man ist als Lehrling schon sehr jung und ich weiß noch, ich war einmal in der Kantine, und da gab es fast jeden Tag Fleisch. Und ich habe nicht so gern Fleisch gegessen. Ich hatte wohl das Fleisch etwas ungeschickt auf dem dreigeteilten Teller geschnitten und bin mit dem Messer dabei abgerutscht in die Soße, und zwar so heftig, dass die braune Soße mir bis unter das Kinn spritzte. Man kann sich leicht vorstellen, wie meine Bluse aussah. Die Vorderseite war voller brauner Flecken. Ich schämte mich sehr und schlich aus dem Speisesaal. Meinen Teller „entsorgte“ meine Tischnachbarin – auch ein Lehrling. Das bedurfte keiner Frage. Zu dieser Zeit war ich gerade im Einkauf zur Ausbildung. Ich ging zum Abteilungsleiter des Einkaufs Herrn Kirchheim und sagte zu ihm: "Jetzt schauen Sie mich doch einmal an, ich muss heute Abend noch zum Schreibmaschinenkurs. Was soll ich denn jetzt machen?" Daraufhin sagte er: "Fährst du nach Hause und ziehst dich um!" Und dann bin ich gleich nach Hause gefahren, das hat dann aber so lange gedauert, dass ich abends erst wieder da sein konnte. Das war aber selbstverständlich. Der hat nicht gesagt: „Stell Dich nicht so an.“ Meistens haben die ja "Sie" zu uns gesagt. Das habe ich ihm hoch angerechnet, dass ich nach Hause gehen durfte, um etwas anderes anzuziehen. Das war schon peinlich. Und im Esssaal beim Rausgehen! Aber es gab in der Kantine immer sehr gutes Essen und wie gesagt, sehr große Portionen Fleisch.

Weitergang den kleinen Weg um das sog. Gymnasium, das Verwaltungsgebäude herum zur ehemaligen Parkanlage

Herr Werner: Vorne im Eck im sogenannten Gymnasium, das war der Sitz vom Senior. Der konnte alles überblicken. Wenn er schräg herunterschaute, sah er Gespanne, die Pferde, die von hier aus zum Ostbahnhof gefahren sind. Sie haben die Scheiben hingefahren und sind mit Kohle zurückgekommen. Das habe ich als Lehrling noch erlebt.

Da waren Stallungen. Das war alles bestens organisiert. Deshalb war die Naxos ja so etwas Besonderes.

Frau Simon: In dem sogenannten Gymnasium war also die Verwaltung?

Herr Lachner: Zu 50% war da Verwaltung, zu 50% Lager. Die Leute mussten in den ersten Stock und haben sich da die Kleinteile geholt.

[aus dem Protokoll des 3. Treffens am 27. März 2002]

Herr Werner: Hier fuhren die schweren zweispännigen Fuhrwerke. Ich weiß noch, wie die hier runterkamen und einschwenken mussten.

Und das hier unten war der Lagerplatz, die Stallungen für die Pferde. Das dort war ein Freiraum, wie so ein Parkplatz könnte man sagen. Und hier im Park, das war das Glanzstück, wo wir mittags unsere Brote aßen.

Frau Hawlicek: Ja, da ist früher ein kleiner Brunnen gewesen.

Herr Werner: Der ist dann später vergrößert worden.

Frau Hawlicek: Und dann war die Kantine dort drüben.

Frau Schneider: Da war doch die Frau Weigand, die hatte dort so einen Laden.

Willy Praml: Ach hatte der dort ein Kiosk, so ein Wasserhäuschen?

Frau Schneider: Ja, da konnten wir uns immer schöne Sachen kaufen.

Frau Hawlicek: Das war der Kiosk, da das rote. Da haben wir uns immer unser Brotzeug geholt.

Herr Werner: Da drüben in der zweiten Etage war die Lehrlingsabteilung. Da sind unsere mechanischen Leute ausgebildet worden. Hier unten das war der Versand, oben war das Konstruktionsbüro.

Willy Praml: Der Park wurde gerade erst rekonstruiert, ich überlege, wie das vorher war. Da war überhaupt nichts mehr zu erkennen von dem, was einmal war. Das war alles verrottet und kommt erst jetzt so langsam wieder zum Vorschein.

Herr Werner: Den Teich haben wir angelegt, weil wir einen Löschbrunnen brauchten. Und das war dem Herrn Lachner sein Stolz, als er seine neue Kantine bauen konnte.

Herr Decher: Das war nachdem die Maschinenfabrik ganz nach Fechenheim gekommen war. Vorher war dort das Eisenlager.

Herr Werner: Richtig, da standen drei Abschneidmaschinen.

Herr Werner: Ja, das war früher ein Schmuckstück hier. Da war wie eine grüne Oase für die Leute, die hier in der Gegend gewohnt haben. Für die müsste das eigentlich auch wieder ein Schmuckstück werden.

Willy Praml: Das soll ja auch wieder aufgemacht werden, zumindest wenn es nach uns geht.

Frau Werner: Warum stehen hier eigentlich Wohnwägen?

Herr Werner: Da wohnen Leute drin. Die Dame, die das letzte Mal da war.

Willy Praml: Die machen einen Kinderzirkus.

Herr Werner: Kinderzirkus sagen Sie?

Willy Praml: Ja, aber das ist nur vorübergehend. Die werden hier weggehen, wenn die ihren eigenen Standplatz haben.

Herr Werner: Ja das ist tatsächlich nicht zu fassen, mitten in einem exklusiven Gebiet, drei Minuten vom Zoo entfernt und dann eine solche Sache hier.

Willy Praml: Es kann hier aber alles bebaut werden, es ist alles zur Bebauung freigegeben.

Herr Werner: Was! Hier bebauen? Ach hören Sie doch auf!

Willy Praml: Man kann hier rund herum alles zubauen. Hier sind drei Wohnungseinheiten geplant.

Herr Werner: Das ist ja unglaublich.

Willy Praml: Dann bleiben drei Bäume übrig.

Herr Werner: Das ist ja unglaublich, wie kann man denn so etwas machen? Das gibt's doch nicht.

Willy Praml: Das gibt's nicht, aber es ist so. In Frankfurt ist alles möglich.

Frau Schieder: Das hätte der Buchmann ja auch nicht gekauft, wenn er da nicht ordentlich Geld hätte rausschlagen wollen.

Frau Hawlicek: Hier war früher die Küche. Da haben wir gegessen.

Herr Lachner: Der Flachbau war die Küche. Hier ist gekocht worden und für die Leute, die hier gearbeitet haben, Essen ausgegeben worden. Das zweite war, dass wir jeden Tag mit Autos nach Fechenheim gefahren sind und die Leute dort auch bedient haben. In der Glanzzeit hat von der Naxos-Küche noch der Matte Pittler gelebt, teilweise sind wir noch nach Butzbach gefahren, haben außerdem den Kindergarten bedient. Das waren ungefähr 750 Essen.

Frau Simon: Wie viel hat denn so ein Essen gekostet?

Herr Lachner: Am Anfang haben wir 30 Pfg. genommen, dann 50, dann 70 und am Ende hat es 2 DM gekostet.

Das Essen ist unterschiedlich gewesen, von Hasenschenkel und Cordon Bleu über Eintopf. Die Differenz hat die Naxos übernommen. Geschäftsleitung, Betriebsrat und auch die Leute sind damit zufrieden gewesen.

[aus dem Protokoll des 3. Treffens am 27. März 2002]

Katja Widmann: Gab es Essen für alle zur gleichen Zeit, oder gab es gestaffelte Zeiten?

Frau Hawlicek: In zwei Gruppen.

Katja Widmann: Wie lange hatten Sie Mittagspause?

Frau Hawlicek: Eine halbe Stunde.

Katja Widmann: Nur eine halbe Stunde.

Frau Hawlicek: Leider ja. Ich glaube, die eine von zwölf bis halb eins und die andere von halb eins bis eins. Zu Mittag mussten wir über die Straße und dann bis hierher laufen und schnell essen.

Katja Widmann: Da war die Zeit ja fast schon vom Hin- und Herlaufen aufgebraucht. Und Frühstückspause?

Frau Hawlicek: Die haben wir am Platz gemacht, eine viertel Stunde, um neun. Dafür sind wir nicht hier übergekommen.

Katja Widmann: Und Kaffeepause gab es nicht?

Frau Hawlicek: Nein, am Nachmittag glaube ich nicht mehr, nein.

Zurück im ehemaligen Öllager, dem heutigen Ort, der unter anderem für das Erzählcafé genutzt wird

Herr Werner: Ja, wir waren schon wer. Leider, weg! Und auf Ihre Frage, warum das alles so gelaufen ist, das kann ich im Detail gar nicht so genau sagen. Das war der Zusammenbruch der gesamten Struktur. Aber, ich wiederhole mich, ohne Werkzeug und Schleifmaschine können Sie keine vernünftige Produktion halten. Sie können über einen Computer, einen PC, steuern, aber Sie bringen keine Ware heraus. Egal, was Sie hier in die Hand nehmen, alles muss gefertigt werden. Das muss man greifen können und das geht nur mit einem gewissen Maschinenpark. Und diese Maschinen, egal ob das jetzt hier Stanzen sind, Biege, egal was es ist, die obliegen laufender Verbesserungen. Und damit werden leider auch Arbeitsplätze rausgekegelt. Ich habe das bereits geschildert, wir haben eine 6-Zylinder-Kurbelwelle, das war bei Borgward, da haben wir ganz neue Maschinensätze geliefert.

Und Sie, Frau Hawlicek haben vorhin über Leistungslohn gesprochen. Borgward war ja früher ein sehr sozialer Betrieb in Bremen. Das könnt ihr jungen Leute so nicht mehr nachvollziehen, aber Sie Herr Praml, Sie müssten das noch wissen. Wir hatten den Auftrag,

Maschinen zu liefern, die die Schleifzeit der Kurbelwelle um mindestens drei Minuten verkürzte. Sagen wir mal, von fünfzehn auf zwölf Minuten. Unsere Monteure sind hochgefahren. Entsprechend dem schriftlichen Vertrag waren die Maschinen auf die zwölf Minuten eingestellt. Und als wir unsere Maschinen lieferten, hatte es wegen der kürzeren Schleifzeit einen Aufstand im Betrieb gegeben: "Wir schleifen die Kurbelwelle in fünfzehn Minuten." Darauf entgegneten unsere Monteure: "Das geht nicht. Die müsst Ihr in zwölf Minuten schleifen, die Maschinen sind schneller und die Schleifscheiben darauf abgestimmt." Die Kurbelwelle muss in zwölf Minuten geschliffen sein. Es gab einen mords Aufstand. Um den Betriebsfrieden nicht zu stören, bekamen unsere Monteure daraufhin von der Geschäftsleitung den Auftrag die Maschinen zu drosseln, damit der Schleifvorgang wieder fünfzehn Minuten dauert.

Stellen sie sich vor: Neue Maschinen, neu gekauft, neue Investitionen, aber es kam unter dem Strich nichts dabei heraus. Zwei Jahre später war Borgward im Konkurs. Das können Sie auch nachlesen. All diese Dinge sind für den Werkzeugmaschinenbau entscheidend. Heute schleift man diese Welle, von der ich eben gesprochen habe, wahrscheinlich in sechs Minuten. Mit den neuen Schleifscheiben CBN. Diese mussten aber nicht nach 30, 50 Anstichen neu abgerichtet werden, weil sie ihre Form behielten. Damit der Pleul nicht kantet, mussten sie leicht ballig sein. All das geht in großer Schnelligkeit und deshalb sind z.B. die heutigen Fahrzeuge im Vergleich zu dem, was sie früher kosteten, sehr billig. Natürlich nicht die Superschlitten, ich meine die normalen Gebrauchswagen. So sind die Zusammenhänge. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Deshalb wird diese Branche nicht sterben, aber wenn in Deutschland nicht umgestellt wird, dann wandern die Käufer ab.

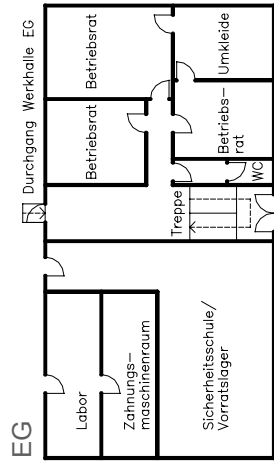
Herr Decher: Es ging vorhin doch um die Scheiben, die abgerichtet werden müssen. Das ist natürlich für jemanden, der nicht weiß, was das ist, ein böhmisches Dorf.

Das fällt mir deshalb ein, weil wir vorhin im Labor von Diamanten gesprochen haben. Meistens wurden für diese Arbeit Diamanten genommen, um einer ganz harten Scheibe wieder ein Profil zu geben. Und das konnte man nur mit einem Diamanten machen. Die Bearbeitungsmaschine, also die Schleifmaschine, hatte eine Vorrichtung, damit, wenn die Scheibe nicht mehr ihr Maß hatte, diese dann mit einem Diamanten abgezogen werden konnte.

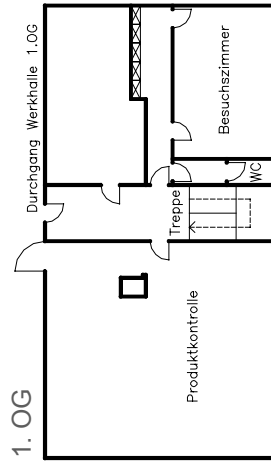
Herr Decher: Ich möchte nur noch einmal wiederholen, dass, wenn wir hier über die Maschinen und Werkzeuge sprechen, dann ist das für einen Fachmann klar, worum es uns geht. Aber ohne die Vorbildung kann man das alles nicht so einfach verstehen.

Willy Praml: Wir sollten uns nun, nach dem Rundgang über das Gelände, die Frage stellen, wie wir uns öffentliche Führungen erarbeiten und uns auf sie vorbereiten können. Da müsste natürlich sehr kompakt und großzügig geschildert werden, was für eine Firma das hier früher einmal war und wie die Arbeit im Großen und Ganzen abgelaufen ist. Dem müssen wir uns aber ein anderes Mal widmen. Für heute müssen wir leider Schluss machen.

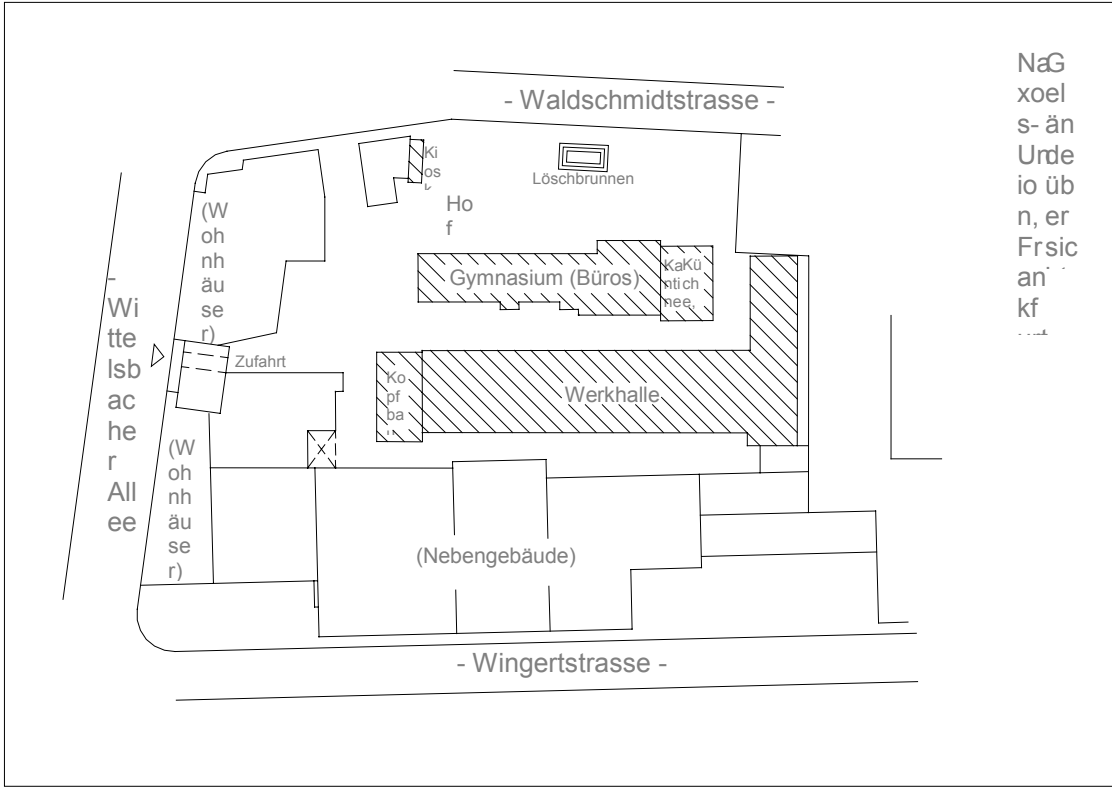
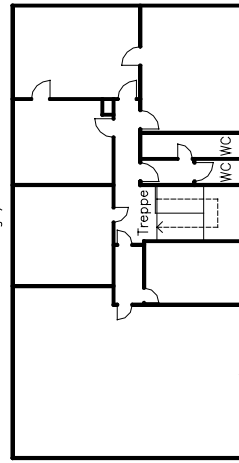
Kopfbau Naxos-Union, Frankfurt, Wittelsbacher Allee



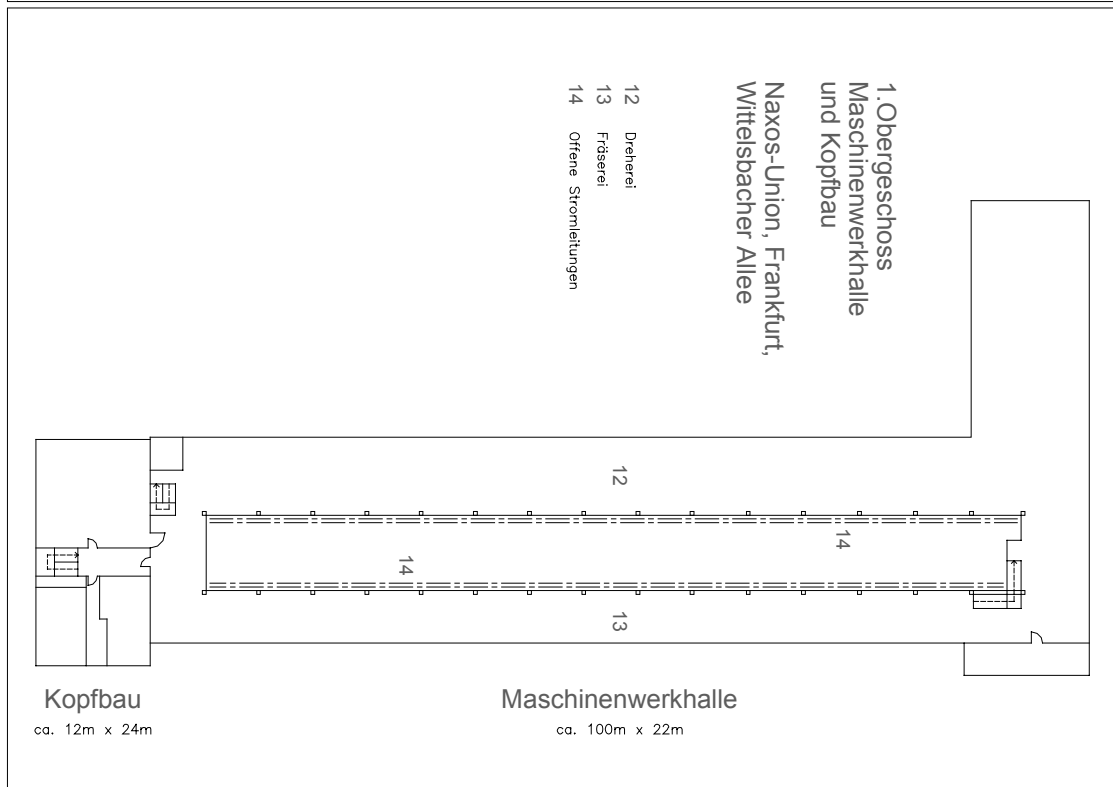
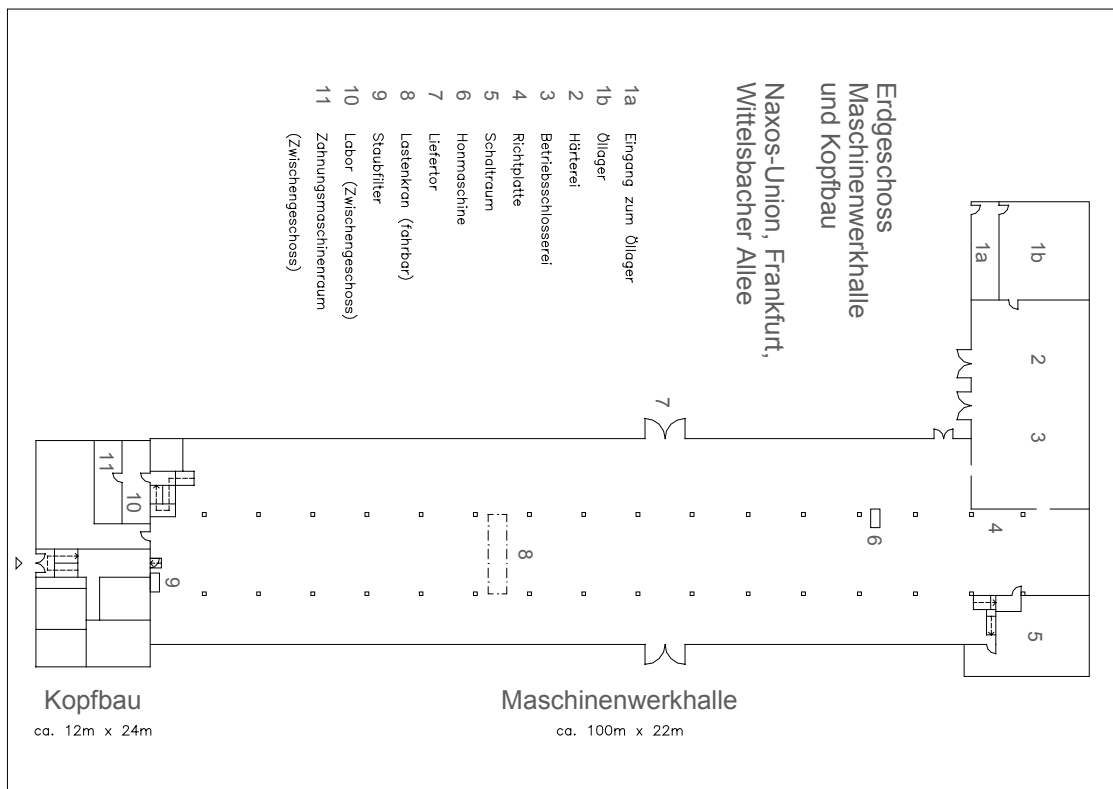
Haupteingang



2. OG – Arbeitsvorbereitung / Umkleieräume –



NaG
xoel
s-än
Urde
io üb
n, er
Frsc
an
kf



6. Die Geschichte der Naxos-Union in der Chronologie ihrer Führungspersonlichkeiten

Von den Anfängen 1871 bis zu ihrer Schließung 1990

Da die Teilnehmer des Erzählcafés meist bis zu 40, sogar 50 Jahren der Naxos-Union aktiv angehörten, war es möglich, die Geschichte dieser Firma aus dem erlebten Erinnern der Teilnehmer, teilweise bis zu ihren Anfängen, zurückzuverfolgen.

Frank Hollmann: Beim heutigen Treffen soll es um die Führungs- bzw. Lenkungs-Persönlichkeiten gehen, die die Geschichte der Naxos-Union geprägt haben, von der Gründung durch Julius Pfungst am Ende des deutsch-französischen Krieges 1870/71 bis hin zur Umwandlung in eine Aktiengesellschaft im Jahr 1989. Diejenigen Fakten, die in dieser Erzählrunde nicht mehr durch eigenes Erinnern rekonstruiert werden können, werden durch die Festrede des Frankfurter Denkmalpflegers Volker Rödel ergänzt, in deren Mittelpunkt die Geschichte der Gründungsfamilie Pfungst behandelt ist. Ich habe das Heft gelesen, das wir über die Stiftung bekommen haben und mir daraus einen Überblick über die Pfungst-Familie verschaffen können.

Julius Pfungst – der Gründer

Willy Praml: Wer war der Firmengründer?

Frank Hollmann: Das war der Julius und der Arthur war der Sohn.

Herr Gelhardt: Ja, genau. Julius, der war Archäologe und hat durch seine Beziehungen mit der Regierung in Griechenland vereinbart, dass er als Alleiniger den „ächten“ - mit ä - Naxos-Schmirgel auf der gleichnamigen Ägäis-Insel brechen und nach Deutschland importieren durfte. Und dann kam Dr. Arthur, der Sohn, und dann nach seinem Tode, Mariechen Pfungst, seine Schwester. Und die war bis, ich glaube, 1934/35 hier und hat das Werk geleitet, bzw. war Eigentümerin. Und hat aber dann, weil es schlechter wurde für die Juden hier in Frankfurt, nicht nur in Frankfurt, sondern in ganz Deutschland, die Geschäftsführung übergeben an Rudi Herbst, Rudolf, Herr Herbst senior im Sprachgebrauch. Damals war er aber noch nicht der Senior, denn so nannte man ihn erst als sein Sohn ihm in der Geschäftsführung nachfolgte. Der hieß Erik Herbst, ich glaube die Frau vom alten Herbst war Schwedin oder Norwegerin.

Herr Werneburg: Sie war Dänin.

Herr Gelhardt: Ach ja. Deshalb hieß sein Sohn Erik und nicht Erich.

Herr Werneburg: Sven-Erik.

Herr Gelhardt: Ja. Der alte Herr Herbst, also der Senior, der war ja quasi bis zu seinem 92. Lebensjahr hier Chef. Ich weiß, dass unser Einkaufschef oftmals hingegangen ist, denn der alte Herr Herbst hat noch alles unterschrieben. Er kam aber dann gar nicht mehr so mit. Und wenn der Einkaufschef dort gewesen war um unterschreiben zu lassen, dann haben die anderen gesagt: „Du hast jetzt für 200.000 DM eingekauft. Weiß denn der das, dass das 200.000 DM kostet? Dann antwortete der: „Nein, der weiß das nicht. Der meint, das seien 20.000 DM. Sonst hätte der das nicht genehmigt.“
Er war sehr sparsam gewesen, der alte Herr Herbst.

Frau Schneider: War das der Herr Kirchheim, der Einkaufschef?

Herr Gelhardt: Ja, damals war das noch der Herr Kirchheim.

Britta Klickermann: Und wie lange war er in etwa da? Bis in die 50er/60er Jahre?

Herr Gelhardt: Bis in die 70er Jahre. Dann übernahm der Sohn, Herbst Junior die Leitung der N.U. und dann kam der Herr Dr. Klein.

Frank Hollmann: Das war dann in den 80er Jahren.

Herr Gelhardt: Ja, dann war das wohl erst in den 80er Jahren, als der Herbst gegangen ist. Der hat ja dann sogar Hausverbot bekommen vom Dr. Klein.

Frau Schneider: Ein Herr Kleinbach, der war doch hier auch Chef.

Herr Gelhardt: Ja, das war der Chef vom Schleifmittelwerk.

Willy Praml: Wie ging das weiter nach dem Sven-Erik?

Herr Gelhardt: Nach Sven-Erik kam Herr Dr. Klein, der kam ja von außerhalb. Er hat Geschäfte machen wollen auf Kosten der Naxos und ist dann stillgelegt worden, das weiß ich nur vom Hörensagen. Er saß dann oben in seinem Zimmer, er hatte ja noch einen Vertrag gehabt, hatte aber nichts mehr zu sagen. Ich saß zwei Zimmer neben ihm gesessen und hab dann immer mal mitgekriegt, was er so machte. Ab und zu haben wir uns auf der Toilette unterhalten. Dann habe ich gefragt: „Was machen Sie denn jetzt hier?“ Da hat er gesagt: „Ich lerne russisch und krieg es auch noch von der Naxos bezahlt!“

Herr Eicke: Tolles Büro soll er gehabt haben.

Herr Gelhardt: Ja, war schön. (allseits Lachen)

Herr Werneburg: Dann war noch der Herr Brüheim, der Chef vom Konstruktionsbüro.

Willy Praml: Und nach dem Dr. Klein, wer kam dann?

Herr Gelhardt: Dann kam der Herr Radu. Der war vorher nicht im Betrieb gewesen, der kam von draußen herein. Der hat natürlich dann hier einiges umgekrempelt, ob es gut war oder nicht, das kann ich nicht beurteilen. Anschließend, da war es Vorstand und nicht mehr Direktion, wir haben Diskus gekauft, weil die Naxos ja damals so viel Geld hatte, dass wir gesagt haben: „Wir kaufen das angeschlagene Werk Diskus und schieben dann unsere Gewinne da hinüber“. Das war ca. 1985. Da wurden dann einige Mitarbeiter hier herüber geholt, andere entlassen.

Herr Eicke: Experten, aber in Anführungsstrichen.

Herr Gelhardt: Richtig, Sie sagen es.

Willy Praml: Was hat die Firma Diskus gemacht?

Herr Gelhardt: Die haben auch Schleifmaschinen und Schleifscheiben hergestellt, aber die Kleinschleifmaschinen, beispielsweise zum Schleifen von Uhrteilen.

Herr Blume: Der Unterschied war ja der: Hier waren die Betten gegossen und bei Diskus waren sie geschweißt.

Herr Gelhardt: Ja, die waren ja dort auch leichter die Maschinen, da konnte man die Betten auch schweißen. Man hatte bei uns ja auch einmal versucht, Betten aus Schweißkonstruktionen herzustellen.

Willy Praml: Betten?

Herr Gelhardt: Ja, Betten, das Unterteil, auf dem die Aufbauten standen.

Herr Decher: Ja, das sieht man einmal, das ist das Problem von jemanden, der von Schleifmaschinen nichts weiß, der hat natürlich auch keine Vorstellung davon, was das Bett einer Schleifmaschine ist. Und für uns ist das eine solche Selbstverständlichkeit, dass man auf den Begriff gar nicht mehr eingeht.

Frank Hollmann: Ich dachte, ich wüßte schon dadurch viel, daß ich sagen kann, daß eine Maschine auf einem Fundament steht.

Herr Decher: Ja, auf dem Fundament steht das Bett und darauf der Tisch, der Ober- und der Untertisch.

Willy Praml: Radu und dann?

Herr Gelhardt: Dann war ich nicht mehr in der Naxos. Ich war hier nur so lange bis die Verwaltung nach Fechenheim verlegt wurde.

Herr Eicke: Leiter vom Schleifmittelwerk war Dr. Closs, auch noch, als das Werk in Butzbach war.

Herr Gelhardt: Dr. Closs war der Leiter für das Schleifmittelwerk, aber Radu war Leiter für das Gesamte, also quasi der Kaufmännische Leiter.

Willy Praml: Ja, genau. Uns interessieren die großen Bosse.

Herr Gelhardt: Ich nehme auch an, dass Herr Radu bis zum Schluss da war und dann auch den Ablauf noch abgewickelt hat.

Willy Praml: Also praktisch Julius, Arthur, Mariechen, Herbst senior, Herbst junior, Dr. Klein, Radu. 120 Jahre – 7 Führungspersonen.

Herr Gelhardt: Wobei die beiden Herbsts meiner Ansicht nach die längste Zeit die Führung hier hatten.

Frank Hollmann: Was hatte Herr Herbst senior gemacht, bevor er die Naxos übernommen hatte?

Herr Gelhardt: Er war hier sowieso schon Direktor und wurde dann Geschäftsführer. Er hatte das Vertrauen der jüdischen Besitzer. Und er hat alles auch in diesem Sinne weitergeführt. Er hat auch mit den damaligen Herrschern hier ziemliche Gefechte ausgetragen.

Frau Hawlicek: Er ist sehr alt geworden, 92 Jahre, ja, ich habe ihn gekannt.

Herr Gelhardt: Ich würde auch sagen, sie haben das Werk durch ihre Sparsamkeit hochgebracht, die beiden Herbsts. Da ging nichts neben heraus.

Da kann ich noch eine Episode erzählen: Herr Herbst hat ja hier im Nebenhaus gewohnt, im dritten Stock. Und er ist jeden Morgen sehr früh in die Firma gegangen. Er hatte eine Putzfrau, die Marie, die kennt der eine oder andere hier sicher noch? Die Marie, das war so eine urwüchsige Dame aus dem Elsas. Einmal, es war Winter, da hat die Marie der Frau Herbst einen Korb Holz zum Feuermachen im Ofen hinaufbringen wollen. Herr Herbst, der an diesem Tag wohl später hinuntergegangen war, sah die Marie und fragte: „Wo wollen Sie hin?“ Zitternd hat sie geantwortet: „Ich wollte ihrer Frau etwas Holz bringen.“ „Haben wir das bezahlt?“, hat er gesagt, „dann bringen Sie das mal schön wieder zurück!“ Und sie hat es dann zurückgebracht.

Noch eine Episode aus der Zeit: Wir hatten ja damals überall in den Büros Öfen gehabt. Da hat es am Tag vielleicht ein Brikett gegeben, es musste gespart werden nach dem Krieg 1947/48. Und einmal hat der Lagerverwalter, der Herr Schölller, den Auftrag bekommen, in jedes Büro ein Brikett zusätzlich zu geben. Da war wohl etwas übrig. Natürlich ist er auch in das Büro vom Herrn Herbst gegangen: „Herr Herbst, ich habe hier ein weiteres Brikett für jeden Ofen.“ Da hat der gesagt: „Das brauche ich nicht, bringen Sie das bitte zurück, das können wir sparen.“ Was hat der Schölller gemacht? Der hat es natürlich in seinen Ofen geworfen.

Herr Decher: Das Thema Sparsamkeit hatten wir hier auch schon einmal. Dazu habe ich auch einen Beleg mitgebracht. Das ist eine Lohnabrechnung von einem Monat. [Lässt einen sehr langen und schmalen Lohnstreifen herumgehen].

Frank Hollmann: Der ist schwierig abzuheften. (Lachen)

Herr Decher: Im Monat 50 Überstunden, das war das Normale.

[Der Lohnstreifen geht herum, es entstehen Zweiergespräche, Herr Werneburg verabschiedet sich.]

Frank Hollmann: Ich hätte gern, dass wir das einmal chronologisch durchgehen. Vielleicht gibt es doch die eine oder andere Erinnerung oder Überlieferung.

Willy Praml: Ja, dieser Erzählkreis ist ja der Versuch, erlebte Geschichte als ein Stück unserer Weltgeschichte, zu bearbeiten, das heißt 150 bis 200 Jahre Industriegeschichte. Wir sind an deren Ende angekommen. Was jetzt kommt, wissen wir noch gar nicht. Wir fangen an zu ahnen, was für eine Revolution jetzt passiert, aber die 200 Jahre liegen zurück und teilweise sind sie sozusagen noch als Lebensgeschichte mitteilbar. Wir versuchen also gerade ein Stück objektiver Geschichtsschreibung zu ergänzen um erinnerte Geschichte, also von Menschen gestaltete und erlebte Geschichte. Das ist der Zweck des Erzählcafés.

Wenn man jetzt zurückgeht auf den Gründer der Weltfirma Naxos-Union, wird uns und den Lesern dieser gemeinsamen Arbeit interessieren: Der Mythos dieser großen Firma, ist der in den Köpfen der hier Beschäftigten abgebildet gewesen? Was ist davon übrig geblieben? Hat man sich Geschichten erzählt? Gibt es so etwas wie eine Traditionsbildung innerhalb der Belegschaft der Firma, etwa dass man sagte: Ja, das hat man erzählt, das musste jeder, der „Naxianer“ war, wissen, sonst hat er nicht dazu gehört?. Das wäre jetzt ein

Aspekt, wie weit das Erinnern der Leute zurück in die Anfänge dieser Fabrik geht, der Leute, die hier - egal zu welcher Zeit - gelebt und gearbeitet haben. Deswegen gehen wir zu dem Julius Pfungst, er war ja immerhin der, der 1871 diese Firma gegründet hat, die bis zum Jahre 1989, also fast 120 Jahre gehalten hat. Er hat das Fundament gelegt. Und für die „Naxianer“ war das sozusagen der Urvater.

Zwischenruf: Adam. (Lachen)

[Hier hat leider das Tonband eine Zeitlang nicht aufgenommen. Herr Gelhardt hatte gerade von kleinen Schleifstäben aus Korund erzählt, die man früher zu Hause gehabt hätte, um z. B. Sägen zu schärfen.]

Willy Praml: Wusste man etwas von den Arbeitern, die dort auf Naxos die Steine abbauten?

Herr Eicke: Rohmaterial von Naxos hatten wir doch schon lange nicht mehr. Das war doch viel zu teuer.

Willy Praml: Später kam das Material nicht mehr von Naxos?

Herr Lacher: Nein, da nahm man synthetisches Rohmaterial.

Herr Eicke: Aber wir hatten ein Ehepaar, das bei uns arbeitete, das kam von Naxos.

Willy Praml: Gastarbeiter, nach 1945 dann.

Herr Eicke: Das war in den 70iger Jahren.

Willy Praml: Ja, griechische Gastarbeiter.

Frank Hollmann: Ich habe in meinen Unterlagen gelesen, daß Julius Pfungst wohl die Fähigkeit hatte, diese Rechte, die er auf den Naxos-Stein hatte, immer wieder zu verteidigen. Später war das wohl anders.

Herr Gelhardt: Ja, denn der Sohn hatte einfach nicht mehr die Beziehungen wie der Vater. Der Vater konnte das nur anleihen durch seine archäologischen Arbeiten, die er dort durchgeführt hatte. Dadurch hatte er Beziehungen zur Insel Naxos und zur griechischen Regierung aufgebaut.

Willy Praml: Ach ja, der Julius war Archäologe haben Sie gesagt.

***Dr. Arthur Pfungst – der Sohn
und Marie Pfungst – die Tochter***

Frank Hollmann: 1899 ist das Todesjahr von Julius Pfungst und Arthur Pfungst übernimmt die Firma. Wie stand die Firma da wohl da? Ich glaube, das war die Hochphase der Naxos.

Herr Gelhardt: Nein, die Hochphase war das noch nicht. Das weiß man nur von alten Bildern, wie das da war. Ich hab damals noch als Quark bei Aldi gelegen, das kann ich nicht beurteilen.

Willy Praml: Es geht ja auch ein bisschen darum, was man gehört hat. So wie in einer Familie. Die Familie siebt, was wichtig ist für die Identität der Familie, damit die Nachkommen Bescheid wissen.

Herr Gelhardt: Wobei aber jetzt noch wichtig ist, dass ich in der Maschinenfabrik war und mich das Schleifmittelwerk gar nicht so interessiert hat, obwohl ich auch über die Betriebsabrechnung mit dem Schleifmittelwerk zu tun gehabt hatte. Aber die Produktion der Schleifmittel hat uns in der Maschinenfabrik eigentlich gar nicht interessiert.

Frank Hollmann: Aber Sie wissen erstaunlich viel über Julius Pfungst.

Herr Gelhardt: Ja, was ich gelesen habe.

Britta Klickermann: Der Arthur Pfungst, wie wurde der eigentlich beschrieben? Also ich weiß, der war eher ein Künstlertyp.

Herr Gelhardt: Der war Schriftsteller. Er hat Gedichte geschrieben.

Willy Praml: Hat hier jemand von ihm Gedichte gelesen?

Herr Gelhardt: Ja, das hat man früher einmal gemacht. Die hat es in der Naxos-Bibliothek gegeben. Zum guten Ton hat es gehört, dass man davon etwas gelesen hatte.

Willy Praml: Es hat zum guten Ton gehört, daß man Gedichte des Arthur Pfungst gelesen hat?

Herr Gelhardt: Zumindest dass man wusste, in welche Richtung er geschrieben hat.

Willy Praml: Und was hat man darüber gedacht oder darüber gesagt? Gelächert?

Herr Gelhardt: Nein, nein. Also, wenn einer so eine Fabrik leitet und nebenher auch noch künstlerisch tätig ist, so ist das doch immerhin erwähnenswert. Und auch lobenswert. Und es war nicht so, dass der Mist geschrieben hätte. Das war für uns nur damals, ich war ja noch ganz jung, etwas hochgeistig.

Willy Praml: Überkandidelt.

Herr Gelhardt: Hochgeistig. Und daran hatten wir damals, das war 1946/47, kein Interesse, wir mussten ja sehen, dass wir unsere Arbeit behielten. Also als wichtigstes, erst einmal eine Wohnung finden. Ich kam 1946 aus Kriegsgefangenschaft zurück und hatte erst die Hälfte meiner Lehre gemacht. Und habe dann hier zum Glück bei der Naxos die Möglichkeit erhalten, meine Lehre zu beenden.

Britta Klickermann: Wie alt waren Sie da?

Herr Gelhardt: 21 Jahre alt. Mit 17 in den Krieg, mit 21 Jahren zurück.

Willy Praml: Wo waren Sie?

Herr Gelhardt: Südfrankreich, Italien, Afrika also immer in der westlichen Seite. Und dann war ich 2 Jahre in Amerika in Gefangenschaft. Und ich habe dort als kaufmännischer Lehrling Holzfäller gemacht. Ja, ich habe auch Geld bekommen. \$ 1,15 am Tag, dafür musste man sich aber auch alles kaufen, Zahnpasta etc.

Willy Praml: Aber noch einmal zurück: Dies war ja eine Fabrik jüdischer Besitzer. Es war zu der Zeit eine Schande, mit Juden zusammen zu arbeiten. Wie war das? Hat man darüber gesprochen? Ich weiß, Sie waren ja alle erst nach 45 dort. Wie ist man mit dieser Vergangenheit umgegangen? Die jüdische Besitzerin, die Marie Pfungst, ist ja von den Nazis umgebracht worden.

Herr Gelhardt: Ja, in Theresienstadt ist sie umgebracht worden.

Willy Praml: Man sagt zwar, sie sei eines natürlichen Todes gestorben...

Herr Gelhardt: Ja, sie war wohl schon kränklich, als sie in das KZ kam.

Herr Lachner: Mariechen Pfungst hatte ja auch zwei Häuser, eines in Fischbach und eines in Bad Homburg. Da war der Dr. Werner, der hat da oben die HJ betreut und wäre angeblich ein strammer Mann während der Hitler-Zeit gewesen. Nach dem Krieg habe ich den Auftrag bekommen, diese Häuser zu betreuen und habe dadurch Dr. Werner kennen gelernt. Und ich habe mich gewundert, dass nach dem Krieg, es wird 1948/49 gewesen sein, ein Mann mit diesem Ruf noch da wohnen konnte. Also, den alten Herbst, deswegen komme ich darauf, habe ich oft selber fahren müssen. Das war so eine Marotte von ihm. Da konnte ich auch einmal mit ihm reden und habe ihn nach Dr. Werner gefragt, ob es wahr sei, dass der daran Schuld war, dass Mariechen Pfungst abgeholt wurde. Herr Herbst antwortete: „Die Frage ist berechtigt, und das haben mich auch schon ganz

andere Leute gefragt.“ Also, die Marie Pfungst war eigentlich eine Seele von Mensch, das habe ich gelesen. Das hat gestimmt, die ist durch die Fabrik, wenn ein Arbeiter ein bisschen schmal war, da hat sie den Rock gehoben und Goldstücke herausgeholt. Aber sie war nicht ehrlich und nicht gerecht, das muss man auch sagen. Also gewohnt hat sie im Gärtnerweg 2 und der Dr. Werner hat dem Herrn Herbst gesagt. „Wenn Sie nicht nach Berlin fahren, dann wird die nächste Woche abgeholt.“ Daraufhin sind die Beiden nach Berlin gefahren und haben versucht, der Mariechen Pfungst Theresienstadt zu ersparen. Sie kamen wieder, da hat sie gesagt: „Ich war immer gut, ich war immer lieb, ich habe niemandem etwas getan. Ich bleibe hier.“ Zwei Tage später wurde sie abgeholt. Dann kam eines Tages ein Priester hierher zum Senior und hat gesagt: „Das Mariechen Pfungst ist in meinen Armen gestorben“ und hat alles erzählt, wie es war in Theresienstadt. Und dabei hat der Priester gesagt, „Ein Fluch von ihr liegt auf dem Dr. Werner, denn der hat sie verraten.“ Herr Herbst meinte dazu: „Dadurch, dass ich mit diesem Mann in Berlin war und der sich so loyal gezeigt hatte, konnte ich ihn auch nicht entlassen.“ So etwas steht natürlich nirgendwo in den Annalen, aber ich weiß es persönlich von Herrn Herbst. Ich habe sie selber nicht kennen gelernt. Sie hatte auch ihre Marotten, aber sie war eine gute Frau... Dieser Dr. Werner ist während des Krieges eingesetzt worden, zusammen mit einem anderen Mann. Dieser sollte als NSDAP-Mann die Fabrik leiten. Der hat sein eigenes Büro da vorne gehabt. Das hat mir der Herbst erzählt. Der kam morgens und hat seine Zeitung gelesen, dann haben sie sich noch 10 Min. unterhalten und dann ist er wieder heimgegangen. Der hat so viel Vertrauen zu Herrn Herbst gehabt, dass er ihm alles überlassen hat. Und den Dr. Werner, den hat der reingeholt. Der hat gesagt: „Wir brauchen ein Haus für junge Leute in der HJ.“ Und da hat sich das Haus von Mariechen Pfungst angeboten in Fischbach. Das hat der Dr. Werner dann geleitet.
[aus dem Protokoll des 3. Treffens vom 10. April 2002]

Willy Praml: Was denkt ein junger Mann, der aus Gefangenschaft kommt und den der „große vaterländische Aufbruch“ wahrscheinlich auch erwischt hat, wenn er zurückkommt und in eine jüdische Firma geht?

Herr Gelhardt: Das hat mir persönlich überhaupt nichts ausgemacht.

Willy Praml: Hat man da nichts gesagt?

Herr Gelhardt: Da hat hier in der Naxos kein Mensch darüber gesprochen. Wir wussten, dass es eine jüdische Firma war, aber das hat uns gar nichts ausgemacht.

Herr Decher: Das Zusammenleben mit Juden war ja früher ganz unkompliziert. Das wurde ja dann erst hochstilisiert. Vorher gab es ja nie Probleme.

Willy Praml: Ja, vor dem Krieg.

Herr Gelhardt: Ich hatte einen Französischlehrer, der war Jude, der hat noch 1936 unterrichtet. Dann ist er pensioniert worden. Was dann mit ihm geschah, weiß ich nicht. Ich hatte in meiner Klasse jüdische Freunde gehabt, das wusste man doch damals gar nicht, ob jemand Jude war oder nicht. Wir haben nur gewusst, dass jemand Jude war, wenn er am Laubhüttenfest grüne Bretter an seinem Balkon angebracht hat. Da wusste man: „Aha, da ist ein Jude, der feiert Laubhüttenfest.“ Aber es hat uns auch nicht gestört. Es ist sehr viel hochgespielt worden.

Willy Praml: Ja gut, aber dann sind die abgeholt worden.

Herr Gelhardt: Ja gut, aber die wurden nachts geholt und am nächsten Morgen waren sie nicht mehr da. Neben uns hat ein Ehepaar gewohnt, er war Jude, sie war Christin. Eines Morgens hat sie uns dann erzählt: „Heute Nacht haben sie ihn abgeholt.“ Das war schon ein älterer Mann und ein halbes Jahr später hat sie dann die Nachricht bekommen, dass er an Lungenentzündung gestorben wäre. Also auch da hatten wir nichts gemerkt, nur am nächsten Morgen festgestellt, dass er nicht mehr da war. Ach, noch zu der Frage, wie es war, in eine jüdische Firma zu gehen.

Herr Lachner: Wenn Sie sich vorstellen, als ich hier eingetreten bin, war die Naxos zu 80% ausgebombt, ich war junger Kaufmann und habe damals gleich gefragt: „Werden die Maschinen nicht abgeholt, sonst stehe ich ja bald wieder auf der Straße!“ Daraufhin sagte man mir: „Nein, das ist ein ehemals jüdischer Betrieb, da wird nichts abgeholt.“ So ist es auch gekommen. [aus dem Protokoll des 3.Treffens am 10. April 2002]

Herr Gelhardt: Ich habe zuerst gelernt bei der Norddeutsche Lederwerke. Da konnte ich später nicht mehr weiterlernen, weil die Werke alle im Osten waren. Das war auch eine jüdische Firma, die hieß früher Adler & Oppenheimer. Ich war also nur in jüdischen Firmen.

Willy Praml: Sie kommen aus dem Osten?

Herr Gelhardt: Nein, die hatten ihre Werke im Osten und hier war nur die Verkaufsstelle.

Willy Praml: Ach so, und Sie haben hier gearbeitet. In Offenbach?

Herr Gelhardt: Nein, hier in Frankfurt, Mainzer Landstraße.

Willy Praml: Also von Arthur wusste man, daß er ein Intellektueller war. Ein paar Leute, die letztens hier im Erzählcafé waren, meinten, dass sei ein Spinner gewesen.

Herr Gelhardt: Ja gut, das kann ich nicht beurteilen, ich kenne ihn nicht. Zu meiner Zeit war der ja schon tot.

Willy Praml: Ja, Arthur ist früh, schon 1912, verstorben. Und Mariechen war bis 1934 Leiterin des Werkes und ist 1943 in Theresienstadt verstorben.

Herr Gelhardt: Der Arthur hatte den Betrieb aber vorher schon in eine Stiftung umgewandelt. Das war sehr klug von ihm gewesen. Und da war er auch Stiftungsvorsitzender.

Frank Hollmann: Ja, das war ja schon eine Stiftung zu der Zeit. Aber die Rosette, also die Frau vom Julius Pfungst, die soll doch auch in Erscheinung getreten sein.

Herr Gelhardt: Nein, von der habe ich nie etwas gehört.

Willy Praml: Der Arthur war nicht verheiratet.

Herr Gelhardt: Das Mariechen auch nicht.

Katja Widmann: War es nicht ungewöhnlich damals, daß eine Frau die Firma leitete?

Herr Gelhardt: Wenn sie Besitzerin war, nicht.

Frank Hollmann: Ja, das Mariechen. Wer war sie? Sie wurde beschrieben als eine Frau, die durch die Halle gelaufen ist und wenn sie einen schmalen Arbeiter sah, ihm ein Goldstück gab. Existiert so etwas wie ein Mythos um das Mariechen?

Die Herbst Familie: Rudolf, senior und Sven Erik, junior

Herr Gelhardt: Sie war eben sehr volksnah, was man so gehört hat. Sie war für die Belegschaft da. Aber das war auch so als Herr Herbst da war, der war genauso zu den Leuten.

Willy Praml: Der Herbst hat hier gewohnt?

Herr Gelhardt: Ja, erst hat er hier gewohnt. Später dann im Westend. Von dort ist er morgens hierher gefahren mit der Straßenbahn. Ausgestiegen ist er immer schon am Zoo, weil er dann mit einer günstigeren Fahrkarte fahren konnte. Wäre er bis hierher gefahren, hätte er mehr bezahlen müssen.

Herr Eicke: Der Herr Herbst lebte aber zuletzt in Bad Homburg, da lebt seine Frau heute noch.

Herr Gelhardt: Ja, der junge. Ich spreche vom alten Herbst, Entschuldigung, vom Senior.

Willy Praml: Die Erinnerungen an den Senior sind nur positiv besetzt, nicht wahr? Ein Vorbild.

Herr Gelhardt: Ja, ich hatte mit dem jungen Herbst auch sehr viel Streit gehabt, aber er war gut für die Naxos.

Willy Praml: Integer, sparsam, hat alles vorgelebt, nichts in die eigene Tasche gewirtschaftet.

Herr Gelhardt: Nur wir als Kaufleute hatten einen sehr schweren Stand bei ihm, weil wir Geld ausgaben **und manchmal Ideen stoppen mussten, als Kaufleute.**

Frau Hawlicek: Streng war er, streng und gerecht.

Frank Hollmann: 1936 ist das Mariechen Pfungst ja zurückgetreten und hat die Geschäftsleitung an den Herrn Herbst abgegeben.

Herr Gelhardt: Geschäftsleitung und gleichzeitig den Vorsitz der Stiftung. Das war ja das Wichtigste: dass die Stiftung weiterlief, indem sie durch einen sogenannten „Arier“ geleitet wurde.

Frank Hollmann: Habe ich das richtig in Erinnerung, ist der junge Herr Herbst aus dem Krieg zurückgekommen?

Herr Gelhardt: Also, da gehen die Meinungen auseinander. Im Krieg war er sicherlich nicht. Aber nach seiner Lehre bei Naxos und nach seinem Studium war er woanders als Ingenieur beschäftigt. Da hat ihn sein Vater sicherlich in eine befreundete Firma geschickt und gesagt: „Jetzt machst du hier mal Praktikum, damit du auch noch ‘was anderes siehst und danach kommst du wieder hierher zurück.“ Ich meine, ich wäre im Juli 1946 gekommen und er war 2 oder 3 Monate vor mir wieder zurückgekommen. Allerdings hatte er weiter oben gegessen als ich, ich war ja nur Lehrling.

Willy Praml: Wieso war der Sohn, der Sven-Erik, nicht im Krieg?

Herr Gelhardt: Der hat studiert, während des Studiums durfte er sicher zu Hause bleiben. Und ich weiß es nicht, vielleicht war er dänischer Staatsbürger.

Stimme: Vielleicht war er in Dänemark während der Zeit.

Herr Gelhardt: Nein, der war hier.

Willy Praml: In der Partei?

Herr Gelhardt: Nein, in der Partei war keiner hier.

Willy Praml: Als junger Mann nicht in den Krieg zu müssen, da musste man irgendwie Beziehungen haben.

Herr Gelhardt: Ja, wie gesagt, entweder war er dänischer Staatsbürger oder aber er war freigestellt für die Zeit seines Studiums und danach war er in einem wehrwichtigen Betrieb. Naxos war ja auch ein wehrwichtiger Betrieb, oder kriegswichtig.

Ja, und dann 1946, wird sein Vater gesagt haben: „So, jetzt wird es Zeit. Ehe ein anderer hier den Posten einnimmt, kommst du zurück.“

Frank Hollmann: Dann haben die Beiden sich das geteilt?

Herr Gelhardt: Nein, nicht geteilt. Der junge Herbst war Betriebsleiter für die Maschinenfabrik und der Alte war der Oberboss. Und dann später ist der junge Herbst der technische Direktor geworden. Vorher war das der Dr. Kuhn.

Willy Praml: Es gab den technischen und den kaufmännischen Direktor und über denen stand der Geschäftsführer, der alte Herbst?

Herr Gelhardt: Ja.

Willy Praml: Die Naxos war ja kriegswichtiger Betrieb. Die war ja bombardiert, zu 2/3 kaputt nach 1945. Sie wurde bombardiert, weil hier kriegswichtiges Material hergestellt wurde.

Frau Hawlicek: Da gab es auch mehrere Tote, das weiß ich genau.

Herr Gelhardt: Fechenheim ist auch bombardiert worden.

Frau Hawlicek: Haben Sie auch noch die Pferdefuhrwerke gekannt, Herr Gelhardt?

Herr Gelhardt: Das war vor meiner Zeit. Wir hatten noch 2 Pferde, als ich kam, aber die hatten nur noch ihr Gnadenbrot hier bekommen.

Frank Hollmann: Die Zeit kennen Sie noch, Frau Hawlicek?

Frau Hawlicek: Ich weiß das durch Gespräche mit Kolleginnen, die schon während des Krieges hier waren. Daher weiß ich, dass es hier einen Stall gab und Pferde. Ich selbst habe die Pferde nicht mehr gesehen. Man hat mir auch gesagt, dass durch Bomben mehrere Tote auf der anderen Seite, beim Schleifmittelwerk, gelegen haben sollen. Die waren verschüttet, die haben sie ausgraben müssen. Das weiß ich von einer Dame, die leider schon tot ist, mit der ich 16 Jahre lang zusammen gearbeitet habe. Als ich 1954 kam, war zum Teil ja alles schon aufgeräumt, aber nicht wiederaufgebaut. Da gab es Baracken, das waren nur so provisorische Gebäude, in denen wir gearbeitet haben.

Herr Gelhardt: Als ich kam, da hatten wir eine Baracke auf der dieser Seite [Schleifmittelfabrik], daher weiß ich das mit den Pferden, denn direkt hinter uns war der Pferdestall gewesen. Da waren 4 oder 5 Abteilungen, alle in der einen Baracke und neben der Baracke waren dann die Toiletten. Allerdings gab es da keine Türen vor den Toiletten, da hat man quasi im Freien gesessen. Zumindest bei der Männertoilette, auf der Damentoilette war ich ja nicht.

Frank Hollmann: Was war der Grund dafür, dass es so lange gedauert hat, bis wieder aufgebaut wurde?

Herr Gelhardt: Das Material. Wo wollte man Material her bekommen? Das hat doch jeder zurückgehalten damals. Bis 1948, dann war alles da.

Frank Hollmann: Ich dachte, um die Wirtschaft wieder anzukurbeln nach dem Krieg, hätte man geschaut, dass man schnell wieder aufbaut.

Herr Gelhardt: Ja, geschaut hat man schon.

Gast: Also, ich war in Norddeutschland nach dem Krieg, von 1946 bis 1950. In einem Kaufladen wollte ich eine Nähnadel kaufen, da sagten die: „Haben wir nicht.“ Noch nicht einmal eine Nähnadel! 1948 nach der Währungsreform war dann alles voll, alles da. So war's.

Frank Hollmann: Ab der Zeit ging es dann überall bergauf.

Herr Gelhardt: Wir haben in Gefangenschaft die Mitteilung bekommen, wir sollten unseren Angehörigen Nähadeln schicken, Nähadeln und Salz. War alles nicht da.

Gast: Ich bin gebürtig aus Pommern, da haben sie uns weggejagt. Da hatten wir nichts, nur, was wir auf dem Leib trugen.
Wissen Sie, wo Pommern ist?

Frau Schieder: Ja, ich bin selbst in Pommern geboren worden. So alt bin ich. (Lachen)

Herr Blume: Das kann aber alles nicht so ganz stimmen, das mit dem Material. Also 1955 gab es mit Sicherheit in der Dreherei schon die vollhydraulischen Drehbänke.

Herr Gelhardt: Man hat schon investiert, wenn man aus dem Ausland etwas bekommen konnte. Dann ging es schon. Aber der Aufbau, der war sehr schwer.

Willy Praml: Hat die Naxos-Union besondere Mittel bekommen nach 1945 als jüdische Firma?

Herr Gelhardt: Nein, man kann auch gar nicht mehr von jüdischer Firma sprechen, denn es war ja eine Stiftung. Die Juden hatten ihre Sachen alle untergebracht in der Stiftung. Die sind ja nicht enteignet worden.

Willy Praml: Ja, die Stiftung blieb aufrechterhalten.

Herr Gelhardt: Natürlich, da haben die ihr ganzes Geld hineingebracht.

Willy Praml: Ja, sonst bekamen die ehemals jüdischen Besitzer eine Apanage.

Herr Gelhardt: War ja niemand mehr da.

Katja Widmann: War die Halle hier auch zerbombt?

Herr Gelhardt: Ich weiß es nicht, ich glaube nicht.

Herr Blume: Drüben, auf der anderen Seite, die Schleifmittelfabrik, die war sehr kaputt.

Herr Gelhardt: Aber die zweite Halle, die dahinter war, die war zerstört.

Katja Widmann: Warum war die Naxos denn ein kriegswichtiger Betrieb? Weil sie Teile für Panzer hergestellt hat?

Herr Blume: Alles, was geschliffen wurde. Also, Antriebswellen und Kurbelwellen. Gerade die Kurbelwellen und die Schleifmaschinen waren besonders gut. Allerdings hat man damals schon gesagt: „Naxos-Schleifmaschinen und Norton-Schleifscheiben, die sind unschlagbar.“

Katja Widmann: Wurde in der Zeit nur Kriegsmaterial hergestellt oder auch Schleifmaschinen?

Herr Gelhardt: Schleifmaschinen wurden normal gebaut, nur sie wurden dann für die Produktion von Kriegsmaterial verwendet. Wir haben auch die Schleifmaschinen für das Innenschleifen der Kanonenrohre gebaut. Als Lehrling hatte ich noch so keine Übersicht, aber es wurde erzählt. Die letzte hat kurz nach dem Krieg hier noch gestanden. Die sollte noch während des Krieges ausgeliefert werden und zwar nach Japan. Und es war hier schon bekannt, dass die von Japan nach Russland geliefert werden würde. Das wusste man, weil man russische Schilder anbringen musste. So haben wir also unserem sogenannten „Feind“ die Maschinen geliefert. Das war damals nicht so wichtig, Hauptsache das Geld war da.

Willy Praml: Das ist nicht wahr, oder? Eine ehemals jüdische Firma, deren Besitzerin im KZ stirbt, produziert hier während des zweiten Weltkrieges Maschinen, die wissentlich über Japan nach Russland geliefert werden.

Die Aktiengesellschaft

Frank Hollmann: Ja, kommen wir jetzt auf die Zeit nach Herbst junior zu sprechen. In welchem Jahr wurde die Naxos in eine Aktiengesellschaft umgewandelt? Wir wissen immer noch sehr wenig über die Zeit nach Herrn Herbst junior und wie das dann weitergelaufen ist. Auf welche Weise ist er hier entlassen worden oder hat er abgedankt? Weiß das noch jemand?

War es zum Ende der Ära Herbst junior schon so, dass die Firma aufgeteilt war?

Herr Eicke: Nein, damals war noch keine Teilung da. Außer die bekannte, Maschinenfabrik und Schleifmittelwerk. Wenn es der einen schlecht ging, ist die andere für sie eingesprungen und umgekehrt. Das war schon ein Verein. Erst später, als es nach Butzbach ging, da wurde es anders. Aber darüber kann ich nichts sagen, weil ich zu der Zeit schon weg war.

Frank Hollmann: Dann ist sie erst nach dem Herbst junior zerfallen.

Herr Eicke: Nein, noch später. Nach dem Radu. Oder: während der Herr Radu etwas zu sagen gehabt hat.

Frank Hollmann: Wann war das?

Herr Eicke: Ich bin 1987 gegangen, da war der Radu noch da und noch alles in Ordnung.

Frank Hollmann: Und dann ging es sehr schnell?

Herr Eicke: Dann kam die Firma Rothenberger, aber wie das gelaufen ist, weiß ich nicht. Die haben alles aufgekauft und dann ging alles kaputt.

Frank Hollmann: Hatte sich denn davon in den 80er Jahren noch nichts abgezeichnet?

Herr Decher: Nein, im Gegenteil, das waren noch die Zeiten des Aufschwungs, sowohl die Maschinenfabrik als auch das Schleifmittelwerk standen beide gut da.

Herr Eicke: 1987 war noch alles Ok.

Frank Hollmann: Wann ist der Betrieb hier eingestellt worden?

Herr Decher: Der Betrieb des Schleifmittelwerks läuft heute noch, in Butzbach.

Herr Eicke: Und die Maschinenfabrik, die schon 10 Jahre in Langen war, ist jetzt ab 1. Mai verkauft worden an eine Mannheimer Firma. Es waren zuletzt 150 Leute da, und es sind jetzt zum 1. Mai sind 75 Leute entlassen worden. Die andere Hälfte arbeitet noch weiter, aber eben jetzt für die Mannheimer Firma. Jetzt laufen die Übergabesachen. Die Firma war verkauft worden vom Rothenberger an eine amerikanische Firma. Den Namen weiß ich nicht [Ingersoll, Anm. Der Protokollantin], ich weiß das nur vom Hörensagen. Und die haben jetzt auch Pleite gemacht und wie gesagt, haben es nun die Mannheimer übernommen und die Hälfte der Belegschaft entlassen.

Frank Hollmann: Und was war mit Herrn Klein?

Herr Eicke: Herr Klein kam und hat den alten Herbst abgelöst. Sie haben noch 4 Wochen zusammen gearbeitet und dann hat der Klein den Herbst aus dem Werk hinausgeschmissen. Der durfte nicht mehr kommen.

Das Thema schwenkt über zu Herrn Klein, der sich als Nachfolger von Herrn Herbst jun. beworben hätte. Allerdings habe man ihn eingestellt, ohne ihn jemals gesehen zu haben. Herr Werner meint, dies sei ein typischer Fall gewesen, wie ein gutes Haus durch eine Personalberatung kaputtgemacht worden sei. Selbst der Pförtner im Werk Fechenheim habe gesagt „Ihr werdet schon sehen, was Ihr von dem habt. Da hat Euch die Personalberatung aber einen angedreht“. Dr. Klein habe dann auch verboten, dass Herr Herbst noch auf Betriebsgelände konnte, obwohl dieser doch Stiftungsratsvorsitzender gewesen sei. Für Herrn Werner sei dies heute noch unglaublich: „Jeder kleine Arbeiter muss alles Mögliche machen, um eingestellt zu werden, aber der oberste Mann wird vorher nicht einmal angeguckt.“ Der Untergang der Naxos sei durch das Management entstanden.
[aus dem Protokoll des 3. Treffens am 10. April 2002]

Frank Hollmann: Und warum?

Herr Eicke: Ich kann nichts Näheres dazu sagen. Jedenfalls durfte der Herbst nicht mehr kommen.

Britta Klickermann: Wir reden jetzt vom Junior?

Herr Eicke: Ja.

Katja Widmann: Und dann hat wieder jemand den Herrn Klein hinausgeschmissen wie ja Herr Gelhardt vorhin erzählt hat.

Herr Decher: Ja, die Mühlen mahlen langsam. Man hat erst später erkannt, was dahinter gesteckt hat.

Herr Eicke: Ich kann nichts sagen, weil ich im Schleifmittelwerk war und das alles passierte in der Maschinenfabrik.

Im ganzen gesehen war aber, wie gesagt, in der Zeit, in der ich beschäftigt war, alles in Ordnung, auch finanziell, in beiden Betrieben.

Britta Klickermann: Obwohl es in den 80er Jahren doch allgemein eine Verschlechterung der Lage im Maschinenbau gab, oder?

Herr Decher: Ja, es gab da eine Zeit, wo der Maschinenbau einen Auftragsrückgang hatte. Das war die Zeit, wo das Schleifmittelwerk einige Arbeiten an die Maschinenfabrik abgegeben hat. Aber das war nur eine kurze Zeit.

Also, die Schleifmaschine, das ist ein langwieriges Geschäft, von der Auftragsvergabe bis zur Auslieferung der Maschine, dazwischen liegt eine lange Zeit. Nach dem Auftragseingang wurde dann vorfinanziert, dann Beschaffung des Materials, dann wurden die Betten gegossen. Also ein $\frac{3}{4}$ Jahr für eine Maschine war es mindestens, dann durfte es aber keine große Maschine sein.

Herr Eicke: Ich hatte im Personalwesen zu tun mit Einstellungen, Kündigungen und Entlassungen, und wir haben solange ich hier war nur immer Leute gesucht und keine gefunden. Es war zumindest äußerst schwierig, welche zu finden. Die kamen vom Arbeitsamt, teils angesäuselt, „Ja, das kann ich aber nicht und das auch nicht. Es ist auch zuwenig Geld, das mache ich nicht.“

Gast: Das ist doch heute auch noch so.

Herr Eicke: Wir hatten viel mit Leiharbeitsfirmen zu tun gehabt. Das ging ruckzuck. Da hat man angerufen, der Leiharbeiter kam und dann lief das.

Britta Klickermann: Ging es denn da um Facharbeiter?

Herr Eicke: Nein, da ging es um Anlernberufe. Bei Schlossern usw. war es kein so großes Problem, aber bei denen, die an Maschinen gearbeitet haben als Hilfsarbeiter, war es schwierig.

Frank Hollmann: Ja, da wird die letzte Zeit noch ein wenig ungeklärt bleiben. Auch in Bezug auf die Führungs- und Lenkungspersönlichkeiten bleibt, dass es ein schwieriges Ende gab.

Herr Kotthaus: Wir sollten versuchen, noch einmal alle Führungspersönlichkeiten aufzulisten, wenn auch nicht mit Jahreszahlen, dann doch wenigstens in der richtigen Reihenfolge.
Herbst sen. und darauf folgend Herbst jun. (der er ja immer blieb, der Junior). Der hat dann, das sage ich mal einfach so, seinen Nachfolger gesucht, das war der Herr Dr. Klein. Der Herbst jun. hatte ja 3 Funktionen: Vorsitzender der Stiftung, Vorsitzender des Vorstandes der Naxos-Union und Leiter der Maschinenfabrik. An sich ein Unding, er war somit sein eigener Arbeitgeber. Von diesen 3 Funktionen hat er also 2 neu besetzt: Vorstandsvorsitzender der Naxos-Union (womit immer beide Firmen Maschinenfabrik und Schleifmittelwerk gemeint sind) wurde Dr. Klein, Leiter der Maschinenfabrik Herr Eichler, Leiter der Schleifmittelfabrik war zu der Zeit Dr. Closs. Seine Position als Vorsitzender der Stiftung hat dann Herr Schüssler, der schon Mitglied im Vorstand war, übernommen. Die erste Änderung, die dann kam, war meines Wissens nach, dass Herr Eichler entlassen wurde, wohl wegen schlechter Geschäftszahlen. Er wurde durch Herrn Zillig ersetzt. Inzwischen hatte die Naxos ja den Diskus übernommen und Herr Zillig war bis dahin der Leiter der Diskus gewesen. Als Witz der Geschichte, trat es also ein, dass der Leiter der übernommenen Firma jetzt zum Leiter der übernehmenden Firma wurde. Parallel geschah dann das Desaster mit dem Dr. Klein und dann kam der Radu dazu. Dann hatte eine ganze Zeitlang Herr Radu die kaufmännische Leitung und Zillig Leitung der Maschinenfabrik, also technische Leitung. Das ging also bis 1989/90, dann trat der Wechsel ein. Die Maschinenfabrik wurde an Rothenberger verkauft, also die Stiftung übergab an Rothenberger. Da waren noch Radu und Zillig im Amt. Bis dahin waren wir ja immer der Meinung gewesen, die Firma könne gar nicht verkauft werden, weil sie ja im Besitz der Stiftung war. Nun waren wir aber inzwischen in eine Aktiengesellschaft verwandelt worden und die Stiftung war nur noch Aktionär und da

ging plötzlich ein Verkauf. Aber es ging wohl nicht so, wie der Herr Radu sich das vorgestellt hatte. Der kam ja von einer Tochtergesellschaft der Metallgesellschaft. Jedenfalls ging die Übernahme von Rothenberger so aus, dass der Herr Radu kurz danach das Haus verlassen musste. Herr Zillig blieb weiterhin. Dann kam irgendwann der Herr Dr. Mießen. Der wollte eigentlich ein Riesenkonzern aufbauen, wie er mir selber erzählte, fand sich dann aber zu seinem eigenen Schrecken als Sanierer wieder. Das kann völlig in die Hose. 1993 kam es dann zum Vergleich. Da war die Katastrophe komplett. Dr. Mießen kam uns da, ich weiß nicht wie, irgendwie „abhanden“. Der ist dann wohl gegangen, das hing wohl mit dem Umzug nach Langen zusammen, der hat sich wohl irgendwie mit dem Rothenberger überworfen. 1997 war dann der Konkurs. Da zwischendrin war der Herr Delmestre, das war ein besonderer Mensch gewesen. Der war zunächst Berater für die Naxos, hat einen Haufen Geld an der Naxos verdient, und er hatte solch ein tolles Konzept vorgelegt, dass man ihn als Dr. Mießen ging zum Vorstand gemacht hat. Plötzlich war er Vorstand. Das war sowieso ein Kardinalsfehler: man soll ja nie einen Berater versuchen lassen, seinen eigenen Senf umzusetzen. Das ist ganz verkehrt. Das ging auch prompt ganz in die Hose. Der hat also fähige Mitarbeiter rausgeschmissen oder aufs Altenteil versetzt und war völlig unzugänglich. Der kam auch aus dem Baugewerbe. Der hat auf jeden Fall maßgeblich an der Misere mitgewirkt. Das ging aber sehr schnell, schon nach einem Jahr war ersichtlich, dass das überhaupt nicht funktioniert, was er da vorgeschlagen hat. Zum Zeitpunkt des Konkurses, 1997, meine ich, war Dr. Menzler als kaufmännischer Vorstand und einen Dr. Moll gab es auch noch, für die Technik, der war aber nur kurz da. Ja, das sollten alle Namen der Vorstände sein. Das war jetzt alles Maschinenfabrik.
[aus dem Protokoll der Redaktionssitzung vom 6.05.2003]

Willy Praml: Wir sind im Laufe dieses Erzählcafés schon mehrmals auf das Thema der Aufarbeitung der Industriegeschichte Frankfurts im Kontext der Zukunftsplanung einer „Route der Industriekultur Rhein-Main“ zu sprechen gekommen. Ein Vorhaben, das im Ruhrgebiet vor etwa 12 Jahren begonnen wurde, um die Geschichte dieser größten Industrieregion der Welt aufzuarbeiten und quasi für die zukünftigen Generationen zu überliefern. Nach diesem Beispiel soll die „Route der Industriekultur Rhein-Main“ in den in dieser Region noch vorhandenen Relikten des Industriezeitalters rekonstruiert werden, und zwar von Aschaffenburg am Main bis Bingen am Rhein. Es gibt etwa 70 Bauwerke, die da denkmalpflegerisch gesammelt sind, meistens stehen die noch nicht einmal unter Denkmalschutz, manche sind ganz bedeutend, andere müssen erst einmal entdeckt werden. Das sind teilweise Hafenanlagen, Brücken, Straßenverbindungen, Industrieanlagen, Stauwerke, also das, was diese Region wirtschaftlich immer schon verbunden hat, obwohl sie ja politisch und verwaltungsmäßig sehr stark parzelliert war und ist. Seit 1000 Jahren gehörte diese Region zu völlig verschiedenen Herrschaftsgebieten. Heute gibt es, glaube ich, noch 34 verschiedene Gemeinden, jedenfalls war das vor ein paar Jahrzehnten noch so. Außerdem teilt es sich noch auf vier Bundesländer auf. Früher gab es an dieser Stelle eigenständige Fürstentümer. Also, die Region war nie ein einheitliches Ganzes, weder politisch noch kulturell, im Gegensatz zum Ruhrgebiet, das ja ins Nichts eines Sumpfgebietes gesetzt wurde und sich als ein einheitliches Gebiet entwickelt hat. Hier hingegen haben wir eine historisch zerstückelte Gegend, die aber zusammengehalten wurde durch die Hauptverkehrsschlagadern Rhein und Main. Die geplante „Route der Industriekultur Rhein-Main“ soll dieser Region sozusagen eine eigene, ihr adäquate Identität herausbilden helfen. Dabei spielt die **Naxos-Union oder N.U.** aufgrund ihrer bedeutenden Geschichte, aber auch die Halle, die von Architekten als architektonisches Kleinod des Industriezeitalters gewürdigt wird, die ihr angemessene Rolle. Obwohl die Halle ja zerfällt, weil niemand etwas tut, wird sie trotzdem als wertvoll erachtet. Die „Route der Industriekultur Rhein-Main“ soll dazu dienen, die historisch gewachsene Kultur der Region wieder mit unserem heutigen Leben in Verbindung zu bringen. Und dazu sollen auch die Ergebnisse dieses Erzählkreises beitragen. Auch was mit der Hoechst AG passiert ist, mit den Adler-Werken usw. gehört zur Geschichte dieser Region dazu. Und wir können sagen, dass wir mit unserer Arbeit des Erzählcafés dazu beitragen.

7. Die Naxos-Union – eine große Familie oder ein reiner Männerbetrieb?

Heute - im 7. Treffen des Erzählcafés - werden sich die Anwesenden in zwei Gruppen aufteilen, werden Frauen und Männer getrennt voneinander befragt. In den bisherigen Erzählrunden wurde immer wieder die Frage berührt, welchen Stellenwert Frauen innerhalb der Firma einnahmen. Waren Frauen überhaupt wichtig für die Firma? War die Naxos-Union ein reiner Männerbetrieb? Wir wollen erfahren, wie z. B. die Ehefrauen das Leben ihrer Männer bei der Naxos-Union miterlebt haben. Wie haben die Männer die Erlebnisse ihrer Arbeit in das Familienleben hineingetragen, bzw. welche Auswirkungen hat die Arbeit auf Naxos für das Privatleben gehabt; wie sind die Wochenenden verlaufen, wie der Urlaub, wie und in welcher Form spielte das Betriebsklima in das Private hinein?

Eine Männer-Erzählrunde

Frau Simon: Gab es eigentlich auch Frauen bei der Naxos-Union oder war das ein reiner Männerverein?

Herr Amthor: Nein, Frauen gab es eigentlich nicht. Sagen wir mal, die Abteilungsleiter waren alles Männer.

Frau Simon: Also, es gab noch keine geeigneten Frauen, Technikerinnen oder so?

Herr Amthor: Die einzige, das war früher die Lissy Alfhart gewesen, die hatte so eine Sonderfunktion. Sie hat Sozialbetreuung gemacht. Ich weiß noch, ich bin mit ihr herumgefahren, und wir haben Wohnungen gesucht. Sie war eine stramme SPD-Frau, und sie war z.B. mehrere Jahre die Vorsitzende von den Maingas-Werken und war noch Vorsitzende des Arbeiter-Wohlfahrtsverbandes. Sie hat aber weniger auf den Betrieb Einfluss nehmen können. Das war eine Sozialbetreuung und wo was war, konnte man sie immer gebrauchen.
Frau Simon: Aber so im Betrieb, das war hauptsächlich Männersache?

Herr Werner: Ja, das war Männersache. Wir hatten aber natürlich in den Büros Sekretärinnen gehabt.

Herr Mohr: Es gab ja aber auch etliche Frauen, die hier beschäftigt waren; die waren im Großen und Ganzen aber nicht in der Fertigung tätig. Ich habe mich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, dafür Frauen einzustellen. Wir haben schlechte Erfahrungen gemacht. Es waren also nur Männer bei uns in der Fertigung.

Frank Hollmann: Also, was haben Sie als Ehemänner von Ihrer Arbeit mit nach Hause getragen? Wie war das mit Betriebsgeheimnissen zum Beispiel? Gab es eine Art Ehrenkodex, also Dinge, die auf gar keinen Fall nach außen dringen durften, bzw. waren die Frauen überhaupt so stark mit der Arbeit der Männer konfrontiert?

Herr Mohr: Geheimnisse aus der Fertigung etc. waren diesbezüglich nicht verwertbar. Die konnten die Frauen auch gar nicht begreifen, es ging ja ausschließlich um Spezialmaschinen, die hier gebaut wurden. Da gab es auch keine großen Betriebsgeheimnisse, in dem Sinne. Aber die Japaner sind gekommen und haben fotografiert. Das war etwas anderes, das waren Experten, das waren Fachleute. Wenn ich meiner Frau z.B. was über die Funktionsweise von Hydraulik erzählte, dann hörte die das und zwei Minuten später hatte sie das vergessen und dann konnte sie das auch nicht weitergeben.

Herr Werner: Also, das ist natürlich eine...

Herr Mohr: Entschuldigung. Ich möchte in diesem Zusammenhang eine redaktionelle Sache loswerden. Ich bin ganz schnell. Also das Logo der Naxos heißt NAXOS-UNION, geschrieben mit Großbuchstaben. Einer der

letzten Direktoren, der wollte etwas Moderneres hineinbringen und hat dem X einen langen Fuß verpasst. Gebracht hat's nichts, hat nur gekostet.

Frank Hollmann: Ach so, Sie meinen, dass das, was als Briefkopf für unsere (Erzählcafé-) Protokolle zu sehen ist, nämlich „Bauhütte NaXos 2002 ff“, mit nur einem großen X, nicht dem Original-Logo der Naxos-Union entspricht?

Herr Mohr: Ja, weil ursprünglich alles mit Großbuchstaben geschrieben wurde. Das mag belanglos sein, aber wenn Sie es ändern könnten, wäre ich Ihnen schon dankbar. Denn es erinnert mich immer an alte Zeiten. Und das große X bei Ihnen, das hat mich schon gestört als es kam.

Herr Gelhardt: Das mit dem großen X kam aber nicht von diesem Direktor. Das kam von einer Public-Relation Dame, die hier neu eingestellt wurde.

Herr Mohr: Und sie hat, um was zu bringen, dem X den langen Fuß verpasst.

Herr Gelhardt: ...und hat alles in Blau gemacht!

Willy Praml: Hat alles in Blau gemacht?

Herr Gelhardt: Ja, das Logo, alle Schriftzüge, die Briefköpfe! Deshalb mussten wir alle alten Briefköpfe wegwerfen und neu kaufen, nur weil diese Dame eine tolle Idee hatte., alles in Blau zu machen, groß geschrieben und mit dem verlängerten X.

Herr Mohr: Also, nehmen Sie doch das „x“, wie es vorher war.

Herr Gelhardt: Ja, da steckt noch Power dahinter. Das Blaue, das war etwas Anderes.

Frank Hollmann: Zurück zu den Betriebsgeheimnissen. Es interessiert mich, wie das denn nun damit war.

Herr Werner: Bei uns in der Maschinenfertigung, das ist ja verständlich, gab es Betriebsgeheimnisse in Form von angemeldeten Patenten. Wir waren ja grundsätzlich zurückhaltend. Wir haben nach dem Motto gehandelt: Ein Patent ist dazu da, dass man es umgeht. Aus dem Grund haben wir unsere Neuerungen ohne viel Worte umgesetzt und haben halt – wie allen anderen auch - gehofft, dass man bei den Messen - die Messen waren ja der Sammelpunkt, wo man sich überall umgesehen hat - nicht so viele Nachahmer findet. Aber intern, Familie, Ehefrau, da kam ich an und für sich nie in Verlegenheit, meiner Frau dieses oder jenes verschweigen zu müssen, um nicht in irgendwelche Kollisionen zu geraten. Und ich glaube, ich bin da auch aussagefähig, denn die Montage war ja Jahrzehnte mein Gebiet. Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen war Herr Mohr?

Herr Mohr: Da ist auch das Interesse der Frau nicht vorhanden gewesen.

Herr Werner: Wenn überhaupt, dann kam ja auch nur das Schleifmittelwerk infrage, wo Bindungen, also Mittel, die unter bestimmten chemischen Verbindungen zustande kamen, hergestellt wurden. Dort war man zurückhaltender, damit nichts an die Öffentlichkeit dringen konnte. Das war nämlich das Besondere, der Konkurrenzkampf bei den Schleifmitteln, an die Daten des Anderen heranzukommen, also herauszufinden, wie es die Konkurrenz macht. Da gab es halt Produkte mit einer entsprechenden Qualität, die die Konkurrenz auch gerne gehabt hätte. Wenn Daimler Benz sagt: 'Wir kaufen nur Naxos-Räder, weil da z.B. die Standzeit besser ist als bei anderen Herstellern', dann möchte die Konkurrenz natürlich gerne dahinterkommen, warum das so ist. Bei den Schleifmitteln kann ich mir also vorstellen, dass es da Geheimnisse über die Zusammensetzung gab, aber Details kann ich dazu auch nicht geben.

Herr Decher: Also, die Verbindung von Bindemitteln war streng geheim.

Herr Gelhardt: Ja, wie man die Körner, nein, das Korn verbindet. Wenn ich gesagt hätte, die Körner, dann hätten die im Schleifmittelwerk mich erschossen.

Herr Decher: Auf die Mischung kam es an.

Herr Gelhardt: Ich meine die Bindemittel, die dafür ausschlaggebend waren, wie das Korn zusammengehalten wird.

Herr Mohr: Das äußerte sich auch darin, dass das Schleifmittelwerk ein Labor hatte. Es wurde dort auch viel gearbeitet. Und da bestand natürlich immer die Möglichkeit, dass Betriebsgeheimnisse nach außen drangen oder dergleichen. Hier im Maschinenwerk, hatten wir kein Labor in dem Sinne. Wir hatten eine Versuchsabteilung, da wurden aber sozusagen keine großen Dinge erfunden.

Herr Werner: Eine Zeitlang wurden wir allerdings auch hier angehalten, keine Zusammenstellungen zu zeigen, aus denen man erkennen konnte, wie die Maschinen im Inneren funktionierten. Da hat man damals bei uns in der Montage gesagt: "Hört zu, so leicht wollen wir das den Anderen nicht mehr machen, dass wir komplette Zusammenstellungen aushändigen, sondern nur noch einzelne Stücke." So dass also nur die Gruppe, die mit der Sache gearbeitet, also montiert hat, Einsicht in das Innere der Maschinen hatte. Das war aber erst so in den siebziger, achtziger Jahren, das ist auch bald wieder eingeschlafen, würde ich sagen. Das war nur mal ein kurzes Aufwallen. Warum, man hat ja doch gewusst, wie das so ist: Da kommen die Japaner mit den Kameras, knien überall in allen Ecken und so weiter und so weiter. Darüber gibt es ja ganze Bände. Und wir haben das ja auch selbst erlebt. Wir hatten da eine kleine Walzenschleifmaschine, eine W 400, für Japan bauen dürfen und zu unserer Überraschung haben wir ein paar Jahre später feststellen müssen, dass man die Maschine in Japan vollkommen zerlegt hatte. Und wir haben dann auf der nächsten Messe, Singapur oder wo, unsere Maschine wiedergesehen, spiegelbildlich nachgebaut, auf die Schraube genau.

Herr Mohr: Schauen sie, ich war auch bei Herrn Werner als Versuchsingenieur tätig und nachher als Abnahmeingenieur, als Betriebsassistent. Und ich musste erleben, dass die Japaner bei der Maschinenabnahme solange dabei geblieben sind, bis wir die Maschine transportreif gemacht hatten. Und das heißt also, bis die Maschinen vollständig demontiert waren. Und da wurde jeder Handgriff abfotografiert.

Willy Praml: Durften die das?

Herr Mohr: Wir haben kein Geheimnisse gehabt. Die Naxos ist immer offen gewesen. Es hat also in dem Sinne kein Verbot gegeben. Jeder einzelne Operationsgang: Wie kommt der Spindelstock da raus, der muss da leicht angehoben werden und dann raus und dann, konnte von jedem jederzeit mitverfolgt werden.

Willy Praml: Haben sie nicht gewusst, dass sich das zur Industriespionage eignet?

Herr Werner: Ja freilich haben wir das gewusst.

Herr Mohr: Wir haben das gewusst. Die kamen an und hatten die Taschen voller Geschenke, aber sie haben uns damit nicht beeinflussen können, es gab ja kein Verbot in dem Sinne.

Herr Werner: Wir sind prinzipiell nach dem Motto verfahren, möglichst wenig Patente anzumelden, weil jedes Patent einen Reiz ausübt, und wir wollten eben diesen Reiz umgehen. Ein Patent anzumelden heißt für die Konkurrenz: „Achtung, hier geschieht etwas Wichtiges! Genauso können wir das nicht machen, aber wir machen dann irgendwie einen Zwischenbolzen dazwischen, dann sieht das zwar anders aus, aber der Effekt ist der gleiche.“ Deshalb haben wir auch im Hinblick auf Patente nichts Nennenswertes hervorgebracht. Und ich weiß ja wovon ich rede, ich habe das ja alles jahrzehntelang mitbetreut. Unsere Monteure wurden auch angehalten, mit den Zeichnungen draußen beim Kunden spärlich umzugehen, wenn Zusammenstellungen dabei waren, die über das notwendige Maß an Informationen für den Kunden hinausgingen. Damit meine ich die normalen Bedienungsanleitungen oder Kataloge. Aber um auf unser Ausgangsthema zurückzukommen, standen wir auch unseren Ehefrauen gegenüber in keinem Zwang, zumindest hier im Maschinenbau nicht. Im Schleifmittelwerk mag das, wie gesagt, alles anders gewesen sein.

Willy Praml: Dort gab es also Betriebsgeheimnisse.

Herr Gelhardt: Ja, wir waren auch angehalten, über Finanzen etc. nichts nach außen zu tragen.

Frank Hollmann: Aber ist das nicht auch so, dass, wenn man sich untereinander kennt und unterhält, mehr bespricht als eben nur persönliche Dinge?

Herr Werner: Ja, die Details, die haben sich natürlich schnell rumgesprochen, da begehe ich keine Unzulässigkeit, wenn ich das sage.. Ich habe erlebt, dass in jedem Betrieb, wo Männer und Frauen zusammen arbeiten, Probleme entstehen. Ich habe 1949 erlebt, als ich für zwei Jahre im Konstruktionsbüro tätig war, wie das mit unserem sehr begabten Konstruktionschef, dem Herrn X, gelaufen ist. Der konnte keinen Rock sehen, ohne dass er nicht hinfassen musste.
(Lachen)

Herr Werner: Nein, nein das ist eine Tragik. Warum war das eine Tragik? Ein begabter Mann, aus Süddeutschland, ein kleiner agiler Mann, der uns die ganze neue, moderne Hydraulik nach dem Krieg verschafft hat. Die kam von ihm und dabei kam ziemlich was rum. Aber er hatte da diesen Mangel, den er nicht lassen konnte. Und irgendwie, das war uns aber nicht bekannt, hat seine Frau, die später zwei Kinder von ihm hatte, offenbar von ihren Eltern gesagt bekommen, dass ihr Mann, mit dem sie damals noch verlobt war, ein Windbeutel sei, den sie nicht heiraten solle. Aber es ist ja dann immer so: Frauen meinen, dass, wenn sie kommen, sich das schon ändern werde. Das geht ja meist, eins zu hundert, daneben. Und so war das auch da. Scheinbar hat das schließlich dazu geführt, dass die Frau ihre Verbindung zu ihrer eigenen Familie, bestimmt eine gut situierte Familie, weitgehend abgebrochen hat. Wir waren ja eine Gruppe, eine Gemeinschaft, haben in der Mittagspause Tischtennis gespielt. Und dann hieß es Ende 49 auf einmal: Wo ist denn heute der X, der ist ja gar nicht da? Und ein paar Stunden später hieß es dann: Großes Unglück! Die Frau von Herrn X habe sich das Leben genommen. Trotz zweier Kinder. Er muss es also so übertrieben haben, dass die Frau wohl nicht mehr ein noch aus wusste. Zurück in ihre eigene Familie konnte sie offenbar auch nicht, weil da vorher wohl schon alles schief gelaufen sein musste.

Wir waren alle schockiert. Er war daraufhin ein zwei Tage nicht da, dann kam er wieder, sichtlich zerknirscht. Kurz danach haben wir erfahren, dass er zum Generaldirektor, zum Herbst Senior, bestellt wurde und der hatte gesagt: "Sie haben für die Naxos vieles getan, aber das ist nicht unser Stil. In einem viertel Jahr ist Ihre Kündigungszeit abgelaufen, dann sind sie nicht mehr hier. Suchen Sie sich also schnellstens eine andere Stelle." Er ist also mit Anstand entlassen worden. Er ist dann später zu einer anderen Firma gegangen. Ich habe ihn ein paar Jahre später auf einer Messe wiedergetroffen. Aber er ist nicht wieder richtig auf die Füße gekommen. So was gibt's.

Wir haben auch Unterschlagung gehabt und Spieler, aber das sind Sachen, die kommen in jedem Betrieb vor. Mit den Sekretärinnen gab es immer mal Komplikationen, in den Büros mehr als bei uns, aber das sind gewisse Dinge, die normal sind heutzutage.

Bezogen auf die eigene Frau, denn ich war schon sehr früh an sie gebunden, und sie musste mich mit der Naxos teilen. Warum? Ich war als junger Mann, wie jeder: Wir wollten was erreichen, also haben wir uns engagiert. Wir waren alle froh, wenn wir Frauen gehabt haben, die uns den Rücken freigehalten haben, wie man immer so schön sagt. Das war damals kein Problem. Die Frauen blieben sowieso zu Hause und haben nicht das Bedürfnis gehabt, sich zu profilieren. Das war in unserer Zeit nicht üblich. Und so hat man abends gesagt: Heute war es ein schwerer Tag, dieses oder jenes. Personell gesehen haben die Frauen nicht so viel Kontakt zum Betrieb gehabt. Es war unser Stil, die Frauen trotzdem ein paar Mal im Jahr oder mindestens ein Mal im Jahr einzubinden, indem die einzelnen Abteilungen ein wunderschönes Fest veranstalteten. Ich habe vor kurzem mein Naxos-Album durchgeblättert und da haben wir unter anderem im Kolping-Haus, Mitte der fünfziger Jahre, so ein schönes Fest mit unseren Meistern und Obermonteuren gefeiert. Mit Einladungen! Und so haben das andere Abteilungen auch gemacht, so dass man sich untereinander auch kennen lernte, also auch die Frauen untereinander. Unser Betrieb war wie eine Großfamilie und diese wurde gepflegt, viele Jahre lang. Ich habe heute noch Bilder, auf denen zu sehen ist, wie unser damaliger Junior-Chef in der Polonaiseschlange mitgelaufen ist. Die Hände auf die Schultern vom kleinen Fritz, oder so. Das waren dann wunderschöne Abende. Aber da war viel Vorbereitung nötig, es wurde sich viel engagiert. War der Herr Rettig schon mal hier?

Herr Mohr: Nein.

Herr Werner: Der war zum Beispiel über etliche Jahre der Drahtzieher auf der Betriebsebene. Ähnliches haben die Büros gemacht. Aber im Betrieb selber glaube ich, war das doch etwas ausgeprägter, weil das eine größere Familie war, so dass wir also untereinander die Bezeichnung Naxos-Familie mit gutem Recht geprägt haben.

Frank Hollmann: War das nur beschränkt auf die Feiern oder ist das auch noch weiter gegangen?

Herr Werner: Da gab es auch noch Querverbindungen, aber die waren individuell, das kann man da nicht dazu zählen. Ich habe zum Beispiel eine private Querverbindung zu einem Herrn Müller gehabt, Theo Müller, das war der zweite Chef, der die ganzen Rundschleifmaschinen betreut hat. Die Verbindung besteht heute noch mit der Witwe. Der Mann ist mit vierundneunzig Jahren gestorben. Wir haben uns jedes Jahr mindestens dreimal gegenseitig besucht. Aber das sind individuelle Dinge, die mit dem Betrieb nicht viel zu tun haben.

Herr Gelhardt: Das ist auch heute noch bei einzelnen vorhanden.

Herr Werner: Bei einzelnen, ja.

Herr Mohr: Das hat sich, wenn ich das noch ergänzen darf, dann fortgesetzt, ist aber in den letzten Jahren, in den achtziger Jahren, etwas eingeschlafen. Hier in Frankfurt hatten wir Betriebsfeste und Betriebsfahrten, aber das hat sich dann, als wir unser Zweigwerk in Ziegenhain aufgebaut haben, das 1968 in Betrieb genommen

wurde, weiter verstärkt.. Dort, auf dem Lande, waren die Bindungen untereinander, aus meiner Sicht gesehen, noch intensiver. Ich habe das auch schon bei dem Kapitel über die Lehrlinge erwähnt, dass dort die Bindungen besser waren, als hier in der Stadt. Das hat sich dann auch auf der Betriebsebene fortgesetzt. Die haben jedes Jahr ihre Feier gehabt.

Herr Gelhardt: Das war dort ja auch ländlich, das war etwas anderes.

Herr Mohr: Ja, das war eher ländlich. Die haben jedes Jahr ihr Spießbratenessen gehabt, da haben die mich dann immer hinzugeholt, da musste ich immer dabei sein. Und jedes Jahr ging das dann weiter und auch beim Jubiläum wurde groß gefeiert. Und die Arbeiter haben das von sich aus organisiert, das kam aus der Mannschaft heraus, das war also kein angeordnetes Fest in dem Sinne.

Herr Gelhardt: Und die Einweihung ist dort auch gefeiert worden.

Herr Mohr: Natürlich, das ist ein tolle Sache gewesen.

Herr Werner: Wann war das?

Herr Mohr: Achtundsechzig haben wir dort eingeweiht.

Herr Werner: Achtundsechzig, da kam dann Schwalmstadt ganz schnell dazu.

Herr Mohr: Ziegenhain, wo das große Zuchthaus ist.

Herr Mohr: Jetzt heißt es Schwalmstadt. Die haben dort den Hochsicherheitstrakt und die Leute aus dem Zuchthaus, die haben auch für mich gearbeitet. Die haben ja auch Dreher und Bohrer eingesperrt, die machen ja auch manchmal Blödsinn, nicht wahr. Und da konnte ich, wenn ich einen Engpass in der Fertigung hatte, mit den Leuten dort schon reden.

Herr Werner: Ich werde nie vergessen: Zur Montage gehörte auch die Blechbearbeitung und die haben wir zum Teil dort in der Betriebsabteilung machen lassen. Man hat mich damals zu einem Team geführt und da hieß es: „Wir haben hier Leute aus dem Zuchthaus, das sind gute Leute!“ Da bin ich durch zwei Tore hereingeführt worden und da haben fleißige Leute intensiv gearbeitet. Und da habe ich natürlich neugierig gefragt: "Was hat der denn auf dem Kerbholz?" Und da hieß es: "...Doppelmörder, hat seine Frau und die Tochter umgebracht. Der hat lebenslänglich. Und der hat das und der hat jenes gemacht." Das hat man den Leuten natürlich nicht angesehen. Die haben gute Arbeit gemacht. Es wurde gerade ein Karussell gebaut. (zu Herrn Mohr:) Können Sie sich daran noch erinnern, die haben da so Dinger gemacht?

Herr Mohr: Ja, Ja. Also zur Ehrenrettung des Doppelmörders muss ich sagen, ich kannte ihn. Der Pfarrer des Ortes und der Bürgermeister hatten sich für ihn eingesetzt. Ein hervorragender Facharbeiter. Es gab dort Freigänger und die wurde von der Anstaltsleitung angeboten, weil wir bei der Naxos die besseren Maschinen hatten. Was aus Gründen der Ausbildung, wir waren ja auch Ausbildungsbetrieb, abgelehnt wurde. Wir haben bei uns also keine Freigänger gehabt, sondern es wurden nur fertige Produkte von dort geliefert.

Herr Werner: Aber wieder zurück zu Frauen und Familie. (Zu Herrn Gelhardt:) Was haben wir noch vergessen? Wie war das bei euch in den Büros oben? Was habt ihr da unternommen?

Herr Gelhardt: Wir hatten auch mit einigen privaten Kontakt und haben auch in den Abteilungen kleinere Feste gefeiert. Aber große Feste, wie das in der Maschinenfabrik der Fall war oder unter den Arbeitern, das gab es bei uns nicht.

Herr Werner [zu Herrn Decher]: Wie war das im Schleifmittelwerk bei euch?

Herr Decher: Mir ist da gerade etwas eingefallen, und zwar gab es bei uns, das ist jetzt doch schon einige Jahre her, eine Theaterveranstaltung, die von den Kindern der Naxosmitglieder besucht wurde. Und das war dann das große Treffen der Naxos-Union: Mütter mit ihren Kindern, die sich dabei dann auch näher kennen gelernt. Da kommen wir jetzt wieder auf den Namen Alfhart zu sprechen, die das organisiert hatte.

Herr Mohr: Die Lizzy, gell!

Willy Praml: Und wo hattet ihr da aufgeführt?

Herr Decher: Die Theaterstücke wurden im Zoo - oder wo auch immer es für Kinder etwas gab - aufgeführt.

Willy Praml: Und was waren das für Stücke?

Herr Decher: Zusätzlich zu den im Zoo laufenden Stücken, gab es auch immer extra eins, das von der Naxos kam.

Willy Praml: Wurden dort Themen über die Firma gespielt?

Herr Werner: Nein!

Herr Decher: Aber es war die Absicht, die Kinder durch das Theater zusammenzuführen, um dadurch sozial auf diese einzuwirken.

Herr Werner: Als ich als junger Mann, nach Fechenheim kam, habe ich erlebt, wie viele gestandene Außendienstmonteure wackelige Ehen gehabt haben, weil sie durch ihre Arbeit die meiste Zeit außer Haus waren. Mein Bestreben war deshalb, so Mitte der fünfziger Jahre, als ich mehr Einfluss auf den Außendienstesatz hatte, möglichst viele Leute außendienstfähig zu machen. Ich war dann in den siebziger, achtziger Jahren, zum Schluss stolz darauf, dass ich zwanzig, fünfundzwanzig Leute hatte, die draußen die Aufgaben erfüllen konnten, das waren ja immer Spezialaufgaben. Ich hatte versucht die Abwesenheit dieser Leute von ihren Familien so gering wie möglich zu halten, damit sie ihre Ehe und die Kindererziehung noch einigermaßen passabel gestalten konnten. Das war mein Bestreben. Da habe ich auch einige Rügen in Kauf genommen: "Wie konnten Sie nur so einen jungen Mann da hin schicken?", beispielsweise. Es kam ja mal vor, dass ich einen Mann geschickt hatte, der der Aufgabe noch nicht so recht gewachsen war, weil der noch nicht die nötige Erfahrung besaß. Aber solche Dinge habe ich mit in Kauf genommen, um die Außendienstesätze nicht nur von den Verheirateten erledigen zu lassen. Und die Familien-Veranstaltungen, von denen wir vorher gesprochen haben, waren ein Teil dieser Strategie, um auch den Frauen das Gefühl zu geben werden, wir sind eine große Familie, mein Mann zählt zu den Obermonteuren oder Monteuren, die werden anders gefordert. Aber im Ganzen gesehen, sind wir alle da miteingebunden, tragen also auch indirekt, auch als Frau zum Wohl der Firma bei. Können Sie das nachvollziehen?

Willy Praml: Ja natürlich.

Herr Werner: Das war eine ganz wichtige Sache. Und ich weiß wie heute noch und das meine ich ziemlich wörtlich: Ich habe hier 1990 aufgehört zu arbeiten und bis dahin geschafft das durchzuziehen, also durchzuhalten. Trotz meiner negativen Erfahrung, in den achtziger Jahren, wo mir immer wieder gesagt wurde: "Herr Werner, wir warten noch, bis Sie hier draußen sind und dann werden wir das anders machen. Dann werden wir die Serviceabteilung ausklammern."

N.N.: Was war die Serviceabteilung?

Herr Werner: Die Serviceabteilung war die Außendienstabteilung. Die später dann ihr eigenes Geld verdienen sollte: "Wir sind dann nicht mehr abhängig von dem 'guten Willen' des Betriebsleiters, also meinem Nachfolger. Ob dann der oder der Mann frei ist und Sie den hergeben oder auch nicht, bestimmen dann wir Serviceleute selbst."

Das war eine Gruppe von ich glaube acht oder neun Mann. und man hat dann also diese Leute daraufhin herausgenommen aus dem Bereich der Gesamtmontage und hat ihnen eine extra Abteilung gegeben. Wahrscheinlich hat man sich eingebildet, jetzt endlich Bewegungsfreiheit zu haben. Es hat nicht lange gedauert. Drei Jahre später kam mein Nachfolger dann schon wieder zu mir: "Herr Werner, das ganze ist geplatzt, das ist daneben gegangen. Ein Außendienstmonteur hat gesagt, ich habe meinen Sohn in den letzten drei Jahren nicht länger als acht Tage am Stück gesehen."

Das kommt davon, wenn man eine Familie hat und laufend von Ort zu Ort rennen muss, von Russland nach China, dann wieder nach Japan, zurück nach Frankreich. Dann ist die Anzahl der Tage, wo sie bei der Familie sind, sehr gering. Mit allen Konsequenzen, vom sexuellen, bis zur Erziehung. Das hängt da alles mit drin.

Herr Mohr: Das "System Werner" hat auch noch einen Vorteil gehabt. Sie müssen ja bedenken, dass unsere Maschinen einer Entwicklungsphase unterlagen, die der Monteur, wenn er nur im Außendienst war, nicht mitbekommen hatte. Da musste er dann erst wieder eine Zeitlang im Betrieb sein und hausintern als Monteur arbeiten, damit er die Entwicklung der Maschinen wieder mitbekam und so auf dem letzten Stand der Dinge war. Das ist diese Kombination. Wenn sie das ausschalten, indem sie ihn immer nur rausschicken, dann stehen

die Monteure eines Tages draußen beim Kunden vor einer Maschine, deren Entwicklung sie gar nicht mitgemacht haben. Deshalb war das "System Werner" unbedingt empfehlenswert.

Herr Werner: Ich habe das, solange ich da war, so gemacht. Ich hatte immer so eine Stellung, bestimmt aufgrund meines Alters, dass man mich nicht übergehen wollte. Da war man dann froh, als ich mit fünfundsechzig rausging.

Frank Hollmann: Wurde diese Entwicklung auf der Führungsebene durchgeführt oder wurden solche Veränderungen nur von Leuten ausgeführt, die Weisungen zu befolgen hatten?

Herr Werner: Wir als Betriebsleiter und er [Herr Mohr] waren ja in einer vorgeschobenen Stellung. Wir hatten hier indirekt Einfluss gehabt. Und ich weiß, wie ich dann aufgehört habe - mein Nachfolger war ein Doktor Ingenieur - und der hat scheinbar nicht die Kraft gehabt, Widerstand zu leisten. Damals war das eben etwas anderes, den neuen Strategien Widerstand zu leisten. Es hieß: "Das ist alt, das ist nicht mehr modern, heute hat man eine Serviceabteilung. Und ihr, ihr macht nur noch dieses und jenes!"

Herr Mohr: Noch eins muss man natürlich bedenken. Zu dieser Zeit, als der Werner ging, war auch der Direktor Herbst Junior nicht mehr hier. Der Herbst Junior ist von der Pike auf in seine Position hineingewachsen. Er war zwar der Sohn vom Senior, dem vorherigen Chef, aber trotzdem musste er sich erst von der Pike auf hocharbeiten. Danach kamen, ich mache mich wahrscheinlich unbeliebt, wenn ich das sage, theoretisch gebildete Leute, Dr. Ing. usw.. Das wurde ja schon angedeutet. Ich will keine Namen nennen, aber das waren die Zusammenhänge, die propagiert wurden, als wir groß geworden waren. Wir sind nicht ebenbürtig anerkannt worden. Und jetzt wurden andere Richtungen eingeschlagen. Ich habe noch ein Rundschreiben von damals, mit dem Motto: "Wir werden die alten Zöpfe der Naxos abschneiden, wir werden neue Dinge bringen, wir werden uns neu orientieren, wir arbeiten alle zusammen in e i n e Richtung." Ich muss mal sehen, ob ich das Ding noch finde.

Herr Gelhardt: Auch das ist noch wichtig: Für die beiden [Herr Mohr und Herr Werner] sind die Arbeiter auch durchs Feuer gegangen. Wenn einer gesagt hat, heute machen wir mal noch ein Stündchen, dann haben die das auch gerne gemacht.

Herr Decher: Aber wenn ich richtig unterrichtet bin, dann waren die ersten Zöpfe, die sie abgeschnitten haben, die veralteten Gehaltsstrukturen. Die neuen Leute haben sich erst einmal mehr Gehälter zugeschanzt, also nicht den Arbeitern, sondern sich selbst.

Herr Werner: Zu diesem Thema nur ein Zwischeneinschub: Es muss jeder gewusst haben: Wer bei der Naxos ist, zählt nicht zu den Spitzenverdienern. Ich war, wie gesagt, schon dreiundsechzig Jahre alt, als wir den neuen Direktor bekamen, mit Namen Zillig - den Namen, den kann man ruhig nennen -. Und der hat dann unsere Gehälter gesehen und gesagt: "Was! Für das Geld habt ihr gearbeitet? Für n`en Appel un`n Ei!"

Herr Gelhardt: Und dabei ist noch wichtig: Herr Zillig kam von Diskus (Diskus-Werke, Frankfurt am Main). Und bei Diskus gab es höhere Gehälter als bei uns. Deshalb war der ganz erstaunt, dass wir, die Firma, die die Diskus kaufte, niedrigere Gehälter zahlten als die Firma, die kaputt ging.

Willy Praml: Deshalb sind die ja kaputt gegangen, oder?

Herr Werner: Ja, ja das sind alles Dinge, die so einfach nicht zu klären sind. Aber nochmal zurück zum Thema Frauen und Familie. Ich glaube, das was wir eben ausgeführt haben, das ist sehr wichtig.

Herr Gelhardt: Aber eine Sache, die könnte ich noch zum Besten geben, von wegen Familie. Ich war einmal irgendwo auf einem Mai-Fest und habe da Kartoffelpuffer gegessen. Da steht ein junges Paar mir gegenüber an einem kleinen Tischchen. Meine Frau und ich, wir aßen gerade und dann guckte der Mann mich so an und sagte: "Sind Sie von der Naxos?" Damals war ich schon seit zehn Jahren in Pension. Er fragte mich nochmal: "Sind Sie von der Naxos? Bei der Verabschiedung von diversen Meistern kamen Sie auch zu meinem Vater, er stellte mich Ihnen vor". Ich sagte: "Ja, ja." "Sind Sie der Herr Gelhardt?" Und da habe ich gesagt: "Ist richtig, woher kennen wir uns?" (*lachen*) "Ja, also, Sie sind mir im Gedächtnis geblieben." Da habe ich gefragt: "Ja, wie heißt Ihr Vater denn?" Da sagt er: "Lenz". Ich dann: "Ach! Der Lenz vom Elektrolager!" "Nee, nee!" hat der gesagt. "Das ist mein Opa." (*lachen*)

Herr Werner (zu Herrn Decher): Wie war das bei euch im Schleifmittelwerk? Wie war das da?

Herr Decher: Bei uns gab es keine so großen Abteilungen. Wir von der Werkstatt haben immer mal so ein Treffen gehabt, aber sporadisch, es musste immer jemand gefunden werden, der sich dafür einsetzte, die Lokalitäten mussten ja für so etwas bereitgestellt werden. Das gab es immer wieder. Bis auf die letzten Jahre, da gab es das alles dann nicht mehr so. Wir hatten eben privat Verbindung zueinander. Ich habe mit zwei Vorarbeiter, wenn wir weggingen, geschlossen, über Jahre hinaus zusammen Bowling gespielt. Wir sind auch zusammen in den Urlaub gefahren. Wir treffen uns auch heute noch.

Herr Mohr: Ich hatte ja auch hin und wieder Kontakt mit dem Schleifmittelwerk. Ich war dort, wenn ich mal spezielle Schleifscheiben brauchte. Und vielleicht hing das auch damit zusammen, dass die Arbeiter nicht so sehr an dem Produkt hingen, wie bei uns. Wir haben das halt von der Pike auf gemacht und dann ist die Maschine gewachsen und ist dann rausgegangen, das ist auch noch das. Ihr habt produziert, Konsumgüter. Da lief das raus. Da ist der Kontakt untereinander anders und natürlich auch der Kontakt zu dem Produkt, das erarbeitet wurde, war nicht so, wie bei uns. Eine Maschine, die bei uns gewachsen ist, hatte mit unter eine Lieferzeiten von 12 Monaten, normalerweise. Und im Schleifmittelwerk, da waren die Leute an den Maschinen und machten ihre Handgriffe. Während hier, da war das dann doch anders. Können Sie verstehen, wie ich das meine?

Herr Praml: Ich kann das gut nachvollziehen.

Herr Mohr: Man hatte im Maschinenbau mehr Beziehung zum Endprodukt, als im Schleifmittelwerk. Das ist keine negative Beurteilung, verstehen sie mich richtig.

Herr Praml: Im Schleifmittelwerk, das war eher eine Massenproduktion.

Herr Decher: Und es waren im Schleifmittelwerk auch sehr viele angeleitete, also Hilfsarbeiter hat man damals gesagt und nur wenige ausgebildete Fachkräfte. Dadurch gab es auch eine größere Fluktuation. Es wurde dort gearbeitet, wo man Geld verdienen konnte. Und das war mal da, mal dort. Davon jetzt unabhängig, war unsere Elektro-Werkstatt wiederum ein Verein von Fachleuten, die auch immer zusammengearbeitet hatten und von ihren Aufgaben gefordert wurden. Also in der Werkstatt war ein anderes Zusammenleben, als in der Produktion.

Herr Werner: Ich will noch sagen, was hier in den Zusammenhang passt. Und zwar die Handhabung von Jubiläen und die Handhabung von Jahresendveranstaltungen. Beginnen wir beim letzterem, Jahresendveranstaltungen. Ich spreche jetzt vom Betrieb im größeren, das heißt, da war auch die mechanische Fertigung dabei, die Montage und die ganzen Nebenbetriebe. Und sogar in den Büros war es ähnlich, wenn auch etwas milder. Wir wissen, dass die Büroleute bei Feiern zum Teil runter kamen. Also der letzte Tag vor einer Feier ist wie folgt abgelaufen: Die ersten zwei, drei Stunden gehörten der Sauberkeit der Werkstatt und zwar im Detail, nicht so allgemein, sondern so richtig, bis in die Ecken. Und meistens war es ein voller Tag,, gehen wir mal davon aus, dass es war ein voller Tag war. Und dann hat man schon so ab neun, halbzehn begonnen die Tische zu decken. Das heißt, die Werkbänke wurden umgewandelt in Tische. Auf Maschinen wurden Bretter aufgelegt und dann auf einmal, jetzt wieder zurück zu den Frauen, die sind gekommen und haben dann dort ausgepackt, was jede einzelne so irgendwie beizusteuern hatte. Das heißt also, so ab zwölf oder elf Uhr haben Sie kein Maschinengeräusch mehr gehört. Sie haben dann gemerkt, dass es verschiedene Ecken gab. Und wie das so in einem mittelgroßen Betrieb war, gab es auch gesangsfreudige Leute, da gibt es solche und solche. Ich erinnere mich an etliche Jahre, wo sich, ohne dass wir das als Betriebsleitung beeinflusst haben, kleine Gruppen bildeten nach dem Motto: "Heute machen wir mal auf Niveau, Niveau." Da hat man sich also so um elf Uhr, nachdem man die besonderen Speisen, die die Frauen miteingepackt hatten, ausgepackt, und hatte mitten unter der großen Uhr, in Fechenheim war das meistens so, auf einmal gesungen. Auf einmal wurde gesungen. Ein kleiner betriebsinterner Chor. Man war nett aufgelegt und es wurde gelacht. Manchmal hat einer mit der Ziehharmonika gespielt oder hat eine Mundharmonika gehabt. Wir haben dann, die Betriebsleitung, Herr Mohr und ich, so ab ein, zwei Uhr unsere Runde gedreht und haben jeden einzelnen in die Feiertage verabschiedet.

Herr Mohr: Per Handschlag.

Herr Werner: Per Handschlag. Jeden.

Herr Mohr: Mit entsprechenden Wünschen und so.

Herr Werner: Und dann sind wir auch mal sitzen geblieben. Wir mussten ja auch was angeboten bekommen. Jede Gruppe hatte so eine andere Spezialität gehabt. Und dann kamen die Gespräche und die sagten dann so: "Herr Werner, die Stunde ist sehr wichtig, das ist kein Verlust für die Firma, jetzt können wir mal über das reden, was uns auf dem Herzen liegt. Zum Teil leicht angesäuselt. Alkohol war ja schon so ein bisschen geflossen.

Und dann haben wir, er (Herr Mohr) wie ich, manches wegstecken müssen, was knallhart war, auch als Person gegenüber.

Herr Mohr: Und das war wichtig. Sie konnten später entsprechend reagieren. Denn das, was da kam, war nicht immer schlecht.

Herr Werner: Ich bin von Natur aus so ein bisschen Choleriker. Ich erzählte einmal was, was nicht so gelaufen ist: "Seid vernünftig!" Ich erzählte es zweimal, dann hoffte ich, dass es kurz vor dem Ende steht. Wenn ich es beim dritten Mal noch einmal erwähnen musste, dann konnte es sein, dass ich die Sache schon mit etwas Temperament vorgetragen habe. Das war für die einzelnen manchmal nicht gerade so angenehm. Aber bei uns gab es kein Nachtrag, dann wurde es auch gemacht, es wurde erledigt und dann ging es wieder weiter. All diese Dinge bekamen wir dann gegen Jahresende dann auch präsentiert. Das war eine gute Sache. Der zweite Punkt waren die Jubiläen. Das war dann ähnlich, nur im kleineren Abteilungsmaß. Ich habe noch etliche Bilder. Bei den Jubiläen habe ich ja dann das Präsent überreicht und so und so weiter und so weiter. Das wurde dann ganz gezielt von dem Einzelnen ausgerichtet. Da waren die Ehefrau und die Gruppe beteiligt. Die mussten dann morgens mit kleinen Waschkörben anmarschieren, um die Hausmacher Würste, die Brote und alles was dazugehört hatte mitzubringen. Das hatte ja keiner spendiert, das hatte die Naxos ja nicht spendiert, das hatten die alles selber gemacht und wurde dann hier ausgebreitet. Manchmal kamen dann auch später die Frauen und haben das dann wieder abgeräumt. Das war dann auch eine Sache, die sich so ab elf Uhr für drei, vier Stunden abgespielt hatte. Das war dann aber etwas enger gefasst. Da wurde in den anderen Abteilungen weitergearbeitet, aber in der Abteilung, wo der Jubilar war, hat sich nicht mehr so viel getan. Die anderen kamen auch mal und haben probiert, wie die Hausmacherwurst schmeckt und so weiter und so weiter und dann noch ein Bierchen. So was, das ist für euch vielleicht wichtig, die Atmosphäre. Aus dieser Atmosphäre ist ein positiver Zusammenhalt entstanden. Und das wurde aber, auch hier ist leider das Datum 1990 wieder der springende Punkt, da hat man sich mir gegenüber geniert das zu unterbinden. Aber ich weiß, wie ich dann weg war, wurde das aus Kostengründen ziemlich radikal abgeschnürt. Nichts mehr. Ist doch ein bisschen ausgelaufen, oder wie war das (zu Herrn Mohr) ?

Herr Mohr: Es ist ausgelaufen und die Jungs der Abteilung haben sich nach Feierabend in der Gaststätte getroffen.

Herr Werner: Aber so lange, bis neunzehnhundertneunzig war das gang und gebe. Und ich bin heute noch der Meinung, dass es von den Geschäftsleitungen kurzsichtig war, diese Dinge, wenn sie im Rahmen blieben, zu unterbinden. Sie machen damit mehr kaputt und das kostet mehr Geld als die Stunde Ausfall da und dort. Wie war das bei euch [zu Herrn Gelhardt]?

Herr Gelhardt: Abteilungsweise unterschiedlich, aber das ist jetzt eine Sache, die der Herr Werner eben erzählt hat, die den Neid hervorgerufen hat. Die Leute kamen alle zu mir und fragten mich: „Warum können wir nicht auch so was machen? Wieso dürfen wir nicht das machen, was die Werkstatt macht? Die haben Mittags mal zwei Stunden frei, wo sie sich mal hinsetzen können, mal ein Bier trinken und wir dürfen das nicht.“ Da habe ich gesagt: "Das ist ein Privileg von der Werkstatt. Die haben das schon Jahrzehnte und da können wir so was nicht einfach anfangen," zumal wir auch immer am Ende des Jahres die Inventur vorbereiten mussten. Und das ist Arbeit. Zu der Inventur muss ich noch sagen: Ich war ja beauftragt Inventur im Betrieb durchzuführen, in der Maschinenfabrik. Und das war meine schlimmste Zeit. Da musste ich immer rumschießen und musste die Leute verpflichten, da mitzumachen im Lager. Schrauben zählen oder so. Da habe ich meistens die Herrschaften aus dem TB geholt, weil die schon mal wussten, was da los ist.

Willy Praml: TB?

Herr Gelhardt: Das ist das Technische Büro, die Ingenieure, das Konstruktionsbüro. Die wissen was eine Schraube ist und wussten auch was eine Mutter ist. Die haben schon die ganzen DIN-Nummern gewusst und das alles war für uns prima. Ich habe dann mit den Leuten, die sich freiwillig gemeldet hatten mitzumachen, denen habe ich dann morgens so um halb elf ein Brötchen und ein viertel Fleischwurst spendiert. Und dann habe ich das der Buchhaltung zum begleichen gegeben. Ich war gut befreundet mit dem Buchhaltungschef, aber das war in dem Fall unwichtig und das ist auch ohne weiteres über die Bühne gegangen. Dann war ich einmal über Weihnachten in Urlaub und da hat das der Leiter der Arbeitsvorbereitung gemacht.

Herr Mohr: Der Herr Nedoma?.

Herr Gelhardt: Ja!

Herr Werner: Ah Wa!

Herr Gelhardt: Und da ist der zum Personalchef gegangen und hat gesagt: "Wie ist das jetzt, kann ich denen auch ein Frühstück geben?" Und da hat der gesagt: "Wieso ein Frühstück?" [lachen]
"Ja der Gelhardt hat denen immer ein Frühstück gegeben, die da mitgemacht haben." Daraufhin der Personalchef: "Ja das gibts doch nicht! Wer hat denn das bezahlt?" Der dann: "Ja die Buchhaltung."
(lachen)

Bin ich nach meinem Urlaub zurückgekommen, hat mich der Personalchef geholt und meinte: "Was ist denn los? Hat mein Vorgänger das auch schon immer gemacht?" Und dabei war das in der Naxos schon immer so Usus. Und warum soll ich dann das abrechnen, ne? Der Personalchef weiter: "Ja das können wir in Zukunft nicht mehr so machen." Und dann habe ich gesagt: "Ja also gut, ist auch nicht schlimm, dann bezahl ich das aus meiner Tasche, die paar Leute da." "Um Gottes willen" meinte der, "Das dürfen Sie auf keinen Fall machen!"

Frank Hollmann: Ist das somit also unterbunden worden?

Herr Gelhardt: Ich habe die Inventur noch zwei Jahre machen müssen. Dann bin ich in Pension gegangen und habe das nach wie vor die Naxos bezahlen lassen.

Frank Hollmann: Und warum durften Sie nicht selbst die Kosten übernehmen, wie Sie es angeboten hatten?

Herr Gelhardt: Ich würde die Naxos oder die Firma in ein schlechtes Licht stellen, wenn ich das aus meiner Tasche bezahlen würde.

Herr Werner: Mit dem Abwürgen dieser Dinge, von denen wir sprechen, das ist so wichtig zu sagen, das war der Zeitpunkt, wo langsam auch die Kälte eingezogen ist. Da war vorher noch Wärme. Die Frauen, wie gesagt, ich wiederhole mich, haben diese Tafeln zum Teil mit vorbereitet und dann auf einmal ist das zu Ende.

Herr Gelhardt: Radikal

Herr Werner: Radikal, ja.

Willy Praml: Ab wann in etwa, sagen Sie, hat sich das auf einmal verändert?

Herr Werner: Bei mir kann ich Ihnen das genau sagen. Das war 1990. Ich habe mit 65 Jahren, 1990, hier aufgehört. So lange ich da war habe ich Wert darauf gelegt. Ich hatte schon den Hinweis darauf: Der Werner, die übertreiben, die übertreiben, aber in Gottes Namen, solange die noch da sind, machen wir das noch, aber nachher sieht das alles anders aus. Also, bei der Naxos wurde unser Kreis, Herr Mohr war ja noch länger als ich hier beschäftigt, nach und nach eingegebenet.

Herr Gelhardt: Und bei uns war das 1986.

Herr Mohr: Wir haben immer darauf geachtet, dass das nicht ausuferte, wenn es mal so etwas gab. Getränke waren frei und so weiter, da konnte es leicht zur Ausuferung kommen, aber wir beide [Herr Mohr und Herr Werner] haben darauf geachtet, dass so etwas nicht entstand. Und auch die Mannschaft in sich, das ist interessant zu wissen, die Mannschaft in sich hat extreme Fälle dann auch schon beachtet und beobachtet und hat dann gesagt, hier langsam, jetzt ist Feierabend, du hast genug. Und da musste man auch die Selbsterziehung der Leute

Herr Werner: Im Zweifelsfall haben wir dann ein Taxi kommen lassen.

Herr Mohr: Vielleicht noch etwas ergänzendes zu den Jubiläumsfeiern innerhalb der Abteilungen, also nicht der ganzen Mannschaft, sondern nur der einzelnen Abteilungen, der Dreherei, Bohrerei und Fräserei. Ich spreche jetzt mal nur von meinen Abteilungen. Dort wurde das nicht so finanziert, wie das der Herr Gelhardt geschickterweise gemacht hat, sondern der Jubilar bekam ja ein Obolus, ein Geschenk. Und das wurde dann mir oder ihm [Herr Werner] zugereicht und dann habe ich einen kleinen Laudatio zusammengestellt, dann kam die Mannschaft zusammen und anschließend haben wir die Geschenke überreicht und so weiter. Und der Jubilar hatte so innerhalb kleiner Kreise das Frühstück arrangiert.

Herr Gelhardt: Damit da keine falsche Meinung aufkommt, bei Jubiläen habe ich nichts bezahlt.

Herr Mohr: Ah ja!

Herr Gelhardt: Das war nur bei der Inventur.

Herr Mohr: Inventur das ist wieder was anderes.

Herr Gelhardt: Das war nur bei Inventur.

Herr Mohr: Inventur war ja im Interesse der Naxos, Jubiläum war persönliches Interesse.

Herr Decher: Aber man muss das auch noch vervollständigen. Es gab ja noch Jubiläumsgeld. Für 25 Jahre, so und so viel Geld und es gab auch noch einen Sonderurlaub dazu. Bis auf eine Ausnahme. Es gab ein Jahr kein Jubiläumsgeld. Ist bekannt, wann das war? 25 Jahre nachdem Ziegenhain eröffnet wurde, gab es kein Jubiläumsgeld. Die ganze Mannschaft hätte in diesem Jahr 25. Jubiläum gehabt und das war der Firma zu viel.

Herr Mohr: Ach so die Ziegenhainer Mannschaft? Ja, das haben die damals auch sehr krumm genommen, da waren sie sehr enttäuscht, da haben Sie recht, ja.

Herr Decher: Aber das war zu Zeiten, als wirklich gespart wurde.

Herr Mohr: Das war aber so. Hören Sie! Das war 1993. Sie wissen was '93 hier los war!

Herr Decher: Ja, ja!

Herr Mohr: Sie wissen was hier los war, ja! Ich habe mir '93 sagen lassen müssen: "Herr Mohr, sehen Sie noch eine Perspektive für Ihre Arbeit hier?" Das, nachdem ich hier alle, fast die ganze Mannschaft, entlassen hatte, das hatte ich ja schon anfangs erwähnt.

Herr Gelhardt: Da habe ich noch etwas, was mit den Frauen hier zu tun hatte: Wie wir vorhin schon erwähnt haben, hatten wir hier eine Tischtennismannschaft. Wir haben als Erste hier in allen technischen Abteilungen jede Mittagspause Tischtennis gespielt. Da hat auch der Herr Herbst mitgespielt.

Herr Decher: Da war auch der Herr Herrmann...

Herr Gelhardt: Ja der Herrmann. Der war ja unser Starspieler. Wir hatten hier die deutsche Meisterin, die Ilse Donat, die förderte, dass wir so eine Mannschaft bekamen. Und der Herrmann hatte zu mir gesagt: „Du kennst dich doch aus. Spreche doch mal mit dem alten Herbst, ob wir nicht eine Mannschaft gründen können! Wir brauchen Tischtennisplatten.“ Und dann bin ich hin zu ihm, zum alten Herbst, zum Senior und habe gefragt, ob wir, von den Betriebsabteilungen, die wir Tischtennis spielen wollen, zwei Tischtennisplatten teilfinanziert bekämen? Er meinte daraufhin, dass das machbar sei: "Machen Sie das!" Und dann habe ich gesagt: "Ja, aber das kostet auch noch Beitrag beim Betriebsverband, Betriebssport." "Oh je", hat der gesagt. "was kostet das?" Und dann habe ich gesagt: "25 Mark im Jahr." "Och, sprechen wir nicht drüber." Und so haben wir dann Verbandsspiele im Tischtennis gemacht. Wir waren zwei oder drei Mal Stadtmeister hier in Frankfurt. Gegen das Finanzamt, gegen alle möglichen Firmen haben wir gespielt und da waren dann auch die Frauen der Firma mit dabei. Wenn wir irgendwo hingefahren sind, damals zum Teil noch mit Motorrädern oder auch mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, da waren dann auch die Frauen dabei. Und dadurch kam es auch zu einem näherem Zusammenhalt. Das waren nicht immer die gleichen, die mitgespielt hatten. Natürlich gab es einen festen Kern. Da kamen Mal zwei Neue dazu und beim nächsten Mal gab es wieder eine andere Aufstellung und so weiter. Und das war eben auch mit den hier beschäftigten Frauen.

Herr Werner: Noch etwas, vielleicht nur eine Randerscheinung: Ich habe in meiner Darstellung meiner ersten zehn Jahre bei der Naxos bereits erwähnt, was in dieser Zeit hier so war. Zusätzlich möchte ich Ihnen noch folgendes näher bringen: Ein jeder Betrieb hat gewisse Hierarchiekreise. Das ist in der Politik so, in Kreis- und Bezirksverbänden genauso, wie in Betrieben. Da existieren gewisse Kreise. Es gibt den der obersten Führung, der die Finanzen und die Grundstruktur regelt. Es gibt die mittlere und eine weitere Ebene. Und ich habe das bereits in meiner Ausführung angedeutet, ich war stolz darauf wie ein Spanier, als ich als relativ junger Mann, ich war kaum dreißig, vielleicht achtundzwanzig, als unser damaliger Obermeister Weißer mir mitteilte: "Herr Werner, bei uns trifft man sich so alle viertel Jahr mal, außerhalb der Arbeitszeit, zu einer kleinen Gesprächsrunde. Und ich habe den Auftrag Sie dazu einzuladen dabei zu sein." Ich weiß wie heute noch, das war im Parkhotel, in Frankfurt, unten am Bahnhof. Ja, was war da? Da haben sich so zehn Leute getroffen, Leute, die auch mit den Finanzen zu tun hatten. Das war die Geschäftsleitung die Prokuristen und der Konstruktionschef. Die Meinung, hier wird Geld verprasst, ist eine vollkommen falsche Darstellung. Ich weiß wie

heute noch, ich kam in den Saal, die Leute da waren alles Vollakademiker, zum Teil Lateiner und wir (zu Herrn Mohr). Da konnten wir nicht einfach anfangen zu reden, da konnten wir nur zuhören, nicht wahr (zu Herrn Mohr), aber ist egal. Und dann hat man sich zusammengesetzt, je nachdem, zu einem etwas ausgiebigen Essen, mit einem guten Wein und dann wurden, ich würde sagen primär betriebsinterne Dinge besprochen. Ich saß also neben meinem Chefkonstrukteur, mit dem ich drei Tage vorher wegen einer Konstruktion, die ich bemängelt hatte aneinandergeraten war. Nicht so heftig, da war ich ja noch zu klein dafür, aber ich habe gesagt: "Das klappt nicht und machen Sie das anders!" Und wer den Brüheim kennt, der weiß, wie das war.

Herr Mohr: Ja, ja.

Herr Werner: Also, ich habe dann praktisch neben jemand gesessen, mit dem sich ein Spannungsfeld aufgebaut hatte. Und so konnte man in diesen drei, vier Stunden durch dieses etwas internere Stimmung diese Spannungsfelder wieder abbauen. Wir haben uns am nächsten Tag im Betrieb wieder ganz anders gegenübergestellt. Es wurde kaum über persönliches, familiäres oder was gesprochen, kaum. Es wurde eher über betriebsinterne Dinge im Hinblick auf die Kundschaft gesprochen: "Wie wollen wir uns demgegenüber verhalten? Wie wollen wir die Kostenstatistik machen? Usw."

Unter anderem, hieß es: "Leute, wir können doch nicht null auf null arbeiten, wir wollen doch etwas verdienen, wir müssen doch auch etwas investieren, was machen wir da?" Also, wenn ich das heute sehe, dreizehn Prozent oder zehn Prozent Gewinn, das ist in unserer Branche überhaupt nicht möglich. Das gilt auch heute noch. Wenn wir da mit zwei bis drei Prozent rausgekommen sind, dann war das gut. Wenn wir mit drei Prozent rauskamen, dann hat Herr Gelhardt gesagt: "Hervorragendes Jahr!"

Herr Praml: Gewinn!?

Herr Gelhardt: Ja.

Herr Werner: Das war das, was wir dann wieder investieren konnten in irgendeiner Weise. Und diese Kleinunterhaltungen, die es im Grunde auch in den Abteilungen gab, ich meine abteilungsintern. Im Grunde genommen war das eine gute Sache. Mitte der fünfziger Jahre, wo dann der Umbruch kam, wo jeder gemeint hat, er muss den anderen kontrollieren, wir können jetzt ruhig mal das Wort Gewerkschaft in den Mund nehmen, da wurde, ich weiß nicht, ob das Ängstlichkeit war oder Mut, da wurden dann solche internen Treffen abgeschafft.

Herr Mohr: Ängstlichkeit war das nicht!

Herr Werner: Nein, also jedenfalls es war, es war nicht mehr zulässig. Nebenbei bemerkt, der Aufwand, der betrieben wurde, lag zwischen sieben und achthundert Mark, verteilt auf zehn Mann.

Frank Hollmann: Welchen Aufwand meinen Sie genau?

Herr Werner: Ich meine die Kosten, die das die Naxos gekostet hat.

Herr Gelhardt: Des Treffens.

Herr Werner: Des Treffens, wo sich die ganzen Spannungsfelder wieder normalisiert haben, die kosteten zwischen sieben und achthundert Mark.

Herr Gelhardt: Bei zehn Leuten.

Herr Werner: Bei zehn Leuten. Wie gesagt, es wurde keine Arbeitszeit bezahlt, wohlgemerkt, das war nach der Arbeitszeit. Es ging also nur um das, was man dann dem Hotel bezahlen musste.

Frank Hollmann: Das heißt man hat nach den Umstrukturierungen anders gerechnet und daraufhin sind solche Zusammenkünfte weggefallen.

Herr Werner: Nein, diese Treffen der Personalchefs war zu einer verbotenen Elitebildung erklärt worden, würde ich fast sagen, das war zu elitär. Es hieß, was zählt ist die Gemeinschaft, wir sind alle eins, so unter dem Gesichtspunkt muss man das sehen.

Herr Mohr: Die waren was besonderes.

Herr Werner: Die waren was besonderes, was aber zum Nutzen aller war, weil es ja was menschliches, was zwischenmenschliches war, das hat keinen interessiert.

Herr Mohr: Das war wie die Ritter der Tafelrunde, die da tagten. Und zwar hat man da, in dieser gelösten Atmosphäre, wenn Sie ein Problem anschnitten ganz andere Umstände, wie wenn Sie das während der Arbeitszeit tun, da haben Sie nämlich ein gewisses Spannungsfeld, da müssen Sie aufpassen. Während der Arbeitszeit haben Sie ja nur den Partner gegenüber, der dann von Ihnen was will und Sie wollen was von ihm und dann sind Spannungen da. Während bei solchen Essen oder Veranstaltungen, ich bin da ja dann erst später dazu geholt worden, da war ich richtig stolz drauf. Anfangs war das aber doch ein bisschen eigenartig, nur bei alten Kämpfern dazusitzen, als kleiner junger Spunt. Und eventuell eine Meinung zu haben und diese Meinung auch zu vertreten. Aber das lernt man dann und man lernt dort auch die Leute von einer ganz anderen Seite her kennen. Ich habe erlebt, dass unser hochgeschätzter Prokurist, der Chef vom Technischen Büro, dann doch sehr locker vom Stapel ging. Hat einen Aschenbecher voll Papier gefüllt, den dann angezündet und sich über das Feuer gefreut. Da lernt man die Menschen auch mal anders kennen. Und dann kamen auch gewisse Dinge, die man nie gesagt hätte spaßig rüber und es blieb was hängen. Ich habe dann zwar auch einiges einstecken müssen, aber nicht böseartig. Das war nie nachtragend und das, ich meine die Atmosphäre, dass man die einschlafen ließ, das war ein großer Fehler.

Herr Werner: Ja aber da beginnt dann schon langsam das, was wir beim nächsten Treffen, unserem Abschluss, machen wollen: Der Niedergang, der Niedergang dieser Firma, die solche Abbröckelungen erlebte, wo Gemeinschaftssinn im Ganzen gesehen da war. Wo jeder einzelne sich auf den anderen verlassen konnte. Das wurde dann alles individualisiert, woraufhin sich jeder dann zurückgezogen hatte und sich nur noch auf sein Ding konzentrierte. Gut, es kam vieles zusammen, aber da hat das langsam begonnen.

Herr Gelhardt: Das war aber auch gewollt, mitunter nachher, dass die einzelnen Abteilungen so verbrüdet wurden.

Herr Werner: Also, dazu kann ich nichts sagen. Das ist das einzige, halt, ich muss mich dazu korrigieren, es war üblich, dass wir unseren Frauen gesagt haben, an dem Abend, wo ich jetzt hingehe, bitte...

Herr Gelhardt: Nicht drüber sprechen

Herr Werner: Nicht drüber sprechen. Das war das einzige, bezogen auf die Eingangsfrage.

Herr Mohr: Das waren, das war natürlich, selbstverständlich, das waren Treffen ohne Ehefrauen, das ist ganz klar.

Eine Frauen-Erzählrunde

Britta Klickermann: Das Gelände hier kennen sie alle?

Frau Decher: Ich bin manchmal mit meinem Mann hier gewesen, aber selten.

Britta Klickermann: Man geht ja auch nicht immer mit seinem Mann zur Arbeit.

Frau Decher: Manchmal bin ich mit meinem Mann hierher gefahren, wenn abends, nach dem Arbeitsbetrieb, etwas nicht in Ordnung war; wenn z.B. ein Ventilator noch lief und die Anwohner sich wegen des Lärms beschwerten. Der Pförtner rief dann an und mein Mann musste kommen. Da bin ich manchmal mitgefahren.

Britta Klickermann: Kam das öfter vor?

Frau Decher: Ab und zu, auch wenn z.B. etwas mit dem Ofen nicht stimmte, dann musste er kommen. Er hatte keine direkte Bereitschaft, aber wenn er da war, war es gut. Da war ich dann mal in der Halle oder im Büro.

Frau Reschke: Waren sie alle bei der Naxos beschäftigt?

Frau Hawlicek: Ich war nach dem Krieg hier, von 1954 bis 1970.

Frau Reschke: Ich kam ja aus dem Textilgroßhandel.

Katja Widmann (zu Frau Decher): Haben Sie Ihren Mann kennen gelernt, als er schon bei der Naxos beschäftigt war?

Frau Decher: Ich kannte meinen Mann ja schon als Kind. Als wir geheiratet haben, war er gerade zwei Jahre bei der Naxos.

Britta Klickermann: Ich kann mich erinnern, dass gerade ihr Mann oft gesagt hat, dass die Naxos wie eine Familie war, dass man z.B. auch bei der Wohnungssuche unterstützt wurde.

Frau Decher: Ja. Wir hatten auch unsere erste Wohnung durch die Naxos.

Frau Reschke: Das Werk hatte in dieser Richtung einen guten Ruf.

Frau Decher: Was auch schön war, war das Kindertheater immer vor Weihnachten.

Frau Hoppe: Da war ich auch dabei. Mein Bruder auch.

Frau Decher: Das war im Schauspielhaus oder mal im Theater am Turm.

Katja Widmann: War das nur für die Kinder von der Naxos oder konnten sie auch Freunde mitbringen?

Frau Decher: Nein. Das war nur für die Kinder von der Naxos. Das waren aber schon etliche. Da waren ja damals noch viele Angestellte.

Katja Widmann: Kannten denn die Kinder sich auch untereinander?

Frau Decher: Nein. Höchstens, wenn sie auch in der Nähe wohnten. Wir haben in Fechenheim gewohnt und da waren ja mehrere Naxos-Wohnungen. Die Kinder kannten sich dann schon.

Katja Widmann: Wenn es ja nur einmal im Jahr etwas von der Naxos für Kinder gab, lernten sie sich ja auch nicht kennen.

Frau Decher: Ja. In der kurzen Pause war ja dann auch nicht die Gelegenheit dazu.

Britta Klickermann: Hatten sie Kontakt zu anderen Ehefrauen von Naxos-Mitarbeitern?

Frau Decher: Später dann schon. Mit zwei Kollegen ,von meinem Mann. Wir haben uns öfter mal getroffen. Auch heute noch.

Frau Reschke: Es wären bestimmt mehrere Leute hier, wenn es bekannter wäre. Es steht ja immer nur in dem Blättchen [Bornheimer Wochenblatt] hier.

Frau Hoppe: Es steht ja auch kein Schild hier. Ich wäre fast wieder nach Hause gegangen, wenn ich die Dame hier nicht gesehen hätte.

Britta Klickermann: Ja. Das haben wir vergessen. Wir haben auch nicht damit gerechnet, dass so viele über die Zeitung kommen. Das ist ja auch schon das vorletzte Mal.

Frau Hawlicek: Wird dann gar nichts mehr sein? Der Herr Praml meinte, es käme in einer anderen Form wieder etwas zu Stande.

Britta Klickermann: Es sind ja Jugendliche hier, die so etwas wie eine Berufsausbildung machen. Im Bereich Restauration, Handwerk.

Frau Reschke: Was ist denn hier überhaupt mit dem ganzen Gelände? Ich höre immer, dass es dem Herrn Buchmann gehört. Und die Stadt hätte einen falschen Vertrag gemacht. Zahlt jeden Monat massenweise von unseren Steuergeldern. Ich finde das alles unmöglich.

Britta Klickermann: Deshalb versuchen wir ja, wieder etwas Leben in das Gelände zu bringen.

Frau Reschke: Der Buchmann hatte ja einen Plan zu bauen, alles abzureißen und man ließ ihn nicht.

Katja Widmann: Es steht hier ja unter Denkmalschutz.

Frau Reschke: Ich wohne in der Ernst-May Siedlung. Und unsere Häuser stehen unter Denkmalschutz, da kann ich ja nur lachen.

Britta Klickermann (zu Frau Hoppe): Fällt ihnen noch etwas zu den Theateraufführungen ein, sie waren ja da auch dabei.

Frau Hoppe: Das nächste Mal bringe ich Fotos mit. Mein Vater hat auch Ehrenurkunden und ich bringe das alles mit.

Britta Klickermann: Das wäre sehr nett, dann können wir zusammen mal hineinschauen.

Frau Hoppe: Man sieht da die ganzen Maschinen und wie sich die Arbeiter bei Jubiläen zuprosten, also ganz toll.

Katja Widmann: Hat ihr Vater abends viel von der Naxos erzählt?

Frau Hoppe: Wir waren ja noch Kinder. Wir waren drei Kinder und wenn er abends nach Hause kam, hat er schon ein bisschen erzählt.

Frau Reschke: Wir hatten andere Sorgen damals nach dem Krieg.

Frau Hoppe: Mein Vater ist 1908 geboren und ist mit 14 Jahren in die Naxos. Er war dann Maschinenschlossermeister und hat auch Lehrlinge ausgebildet.

Britta Klickermann: Wie war das denn so für sie? Sie waren ja dann auch schon etwas älter. Wie lange war er denn dort beschäftigt?

Frau Hoppe: 52 Jahre. Er ging mit 65 erst in Rente.

Katja Widmann: Dann haben sie es ja auch mitbekommen, als sie schon älter waren.

Frau Hoppe: Da habe ich aber nicht mehr zu Hause gewohnt. Ich bin mit 23 von zu Hause ausgezogen. Ich weiß nur, dass sie so um 6.00 Uhr morgens anfangen, und er immer sehr früh weg war. Man kann direkt sagen, dass er nicht nur mit meiner Mutter verheiratet war, sondern auch mit der Firma. Die hat er über alles geliebt. Meine Mutter sagte immer zu ihm, dass er von der Firma weggehen solle, da er zu wenig verdiene. Das wurde auch von einer Frau Gronacher bestätigt, die im Büro gearbeitet hat und auch heute noch eine sehr schlechte Rente bekommt.

Britta Klickermann: Hat man schlecht verdient bei der Naxos?

Frau Hoppe: Die Bezahlung erfolgte wöchentlich. Meine Mutter ging dann immer in den Tante Emma Laden und das Geld reichte nie richtig. Als Kind habe ich darunter sehr gelitten. Heute sage ich mir immer, dass Armut keine Ehre ist. Die Kinder müssen darunter leiden. Deswegen hatte er ja auch bis 65 gearbeitet, damit er eine relativ gute Rente bekam.

Katja Widmann: Wurde in anderen Betrieben mehr bezahlt?

Frau Hoppe: In anderen Betrieben haben die mehr bekommen. Vor allem als Maschinenschlossermeister.

Frau Schieder: Die Naxos hatte auch nicht nach Tarif bezahlt.

Frau Hawlicek: Ich möchte auch was dazu sagen. Ich habe meine Lohnsteuerkarten dabei. Ich bin drüben im Versand mit 1,05 DM eingestellt worden. Das war 1954.

Frau Reschke: Da haben ja alle wenig verdient.

Frau Hawlicek: Das ist ja nicht der Punkt. Die anderen Kolleginnen, die schon da waren bekamen 1,02 DM. Da haben sie rebelliert und sind geschlossen zum Betriebsrat gegangen. Die haben es durchgesetzt, dass sie mehr

bekommen. Die waren sauer auf mich. Die Tarife, die waren damals eben so. Weil ich neu eingestellt wurde, waren die Tarife höher.

Katja Widmann: Sind die dann gleich zum Betriebsrat gegangen?

Frau Hawlicek: Zuerst sind sie zum Abteilungsleiter und dann zum Betriebsrat und haben es durchgesetzt, dass sie mehr bekamen.

Frau Decher: Es war ja so, dass man es gar nicht sagen sollte, wie viel man verdient.

Frau Hawlicek: Ja. Ich war nur so ehrlich und habe es gesagt. Ich habe mir gar nichts dabei gedacht.

Britta Klickermann: Und Sie Frau Decher, würden sie auch sagen, dass ihr Mann weniger verdient hat als andere Elektromeister?

Frau Decher: Er hatte ja dort erst die Meisterprüfung gemacht. Zuerst war er normaler Arbeiter, dann Vorarbeiter und dann hat er seine Meisterprüfung gemacht. Ich kann jetzt nicht sagen, dass es woanders besser war. Es war nicht sehr viel, aber wir haben ja auch nicht viel Miete bezahlt. Für die erste Wohnung haben wir vielleicht 200 DM Miete bezahlt.

Katja Widmann: Waren die Mietpreise allgemein so niedrig, oder hat ihnen die Naxos so eine billige Wohnung besorgt?

Frau Decher: Ich nehme mal an, dass die Wohnung über die Naxos günstiger war.

Katja Widmann: Gehörte die Wohnung auch der Naxos, oder wurde sie Ihnen nur vermittelt?

Frau Decher: Das Haus in Fechenheim war neu gebaut, und da hatte die Naxos einige Wohnungen drin. Ich nehme mal an, mit sozialem Geld. Vielleicht damals auch schon. Ich weiß auch nicht, ob der Mietvertrag nach einigen Jahren auslief. Wir sind später nach Bornheim gezogen. Da haben wir privat gewohnt.

Frau Reschke: Behörden hatten früher Belegwohnungen. Die wurden an Beamte vermietet und die durften 40 Jahre drin wohnen. Das kann bei der Naxos ähnlich gelaufen sein.

Katja Widmann (zu Frau Decher): Hat ihr Mann abends viel von der Naxos erzählt?

Frau Decher: Er hat schon erzählt, was am Tag so passiert war.

Britta Klickermann: Es wurde auch viel von Stolz erzählt. War das bei Ihnen auch so?

Frau Decher: Das war schon eine gute und große Firma, dass er da arbeiten durfte, war schon gut.

Frau Reschke: Also, Stolz im Zusammenhang mit Arbeit – das finde ich furchtbar.

Frau Decher: Als wir von Fechenheim nach Bornheim zogen, war das schlecht mit dem Kindergartenplatz des jüngsten Sohnes. Wenn man damals einen Kindergartenplatz hatte, war es schlecht, wieder zu wechseln. Dann kam er in den Naxos-Kindergarten in Bischofsheim.

Britta Klickermann: Den gibt es heute noch.

Frau Decher: Er wurde mit dem Bus abgeholt und mein Mann nahm ihn abends nach der Arbeit wieder mit nach Hause.

Katja Widmann: War das ein Ganztagskindergarten?

Frau Decher: Ja.

Katja Widmann: Gab es das damals oft?

Frau Decher: Ich glaube nicht so.

Frau Schieder: Es gab immer Ganztagskindergärten. Vor dreißig Jahren gab es vor allem in den Vororten Ganztagskindergärten, wo man mittags das Kind abholen musste und am Nachmittag wieder bringen konnte. Im Grunde war es unmöglich, eine Ganztagsarbeit anzunehmen, wenn man nicht einen Vollzeitkindergartenplatz hatte.

Frau Reschke: Im Krieg war ja überhaupt die erste Generation von Frauen, die gearbeitet hat. Alle Frauen waren im Krieg verpflichtet zu arbeiten. Wenn sie keine Kinder hatten sowieso. Mit Kindern konnten sie eventuell freigestellt werden.

Frau Schieder: Meine Eltern haben jahrelang nicht geheiratet, da in dem Moment, indem eine Frau geheiratet hat, sie mit der Arbeit aufhören musste. Egal, ob Kinder da waren oder nicht, sie durfte nicht weiter arbeiten. Mein Vater stand damals noch am Anfang. Er hatte gerade zu Ende studiert. Meine Mutter war auch noch nicht so lange im Beruf. Im Grunde hätten sie beide Verdienste gebraucht. Sie haben deswegen sechs Jahre lang nicht geheiratet.

Katja Widmann: Wurde der Frau dann gekündigt?

Frau Schieder: Sie musste gehen.

Katja Widmann: War das in der Naxos auch so, wenn jemand geheiratet hat?

Frau Decher: Ja, das war auch hier so.

Frau Schieder: Das war aber speziell auf die Nazizeit bezogen. Im Krieg war das wieder anders. Als dann die Frauen gebraucht wurden..

Katja Widmann: Es war also nur in der Nazizeit so, dass verheiratete Frauen nicht mehr arbeiten durften?

Frau Schieder: Wenn eine Frau geheiratet hat, musste sie ihren Arbeitsplatz aufgeben.

Frau Hawlicek: Nach dem Krieg wollten sie aber auch noch keine Doppelverdiener haben.

Frau Reschke: Nach dem Krieg war das nicht mehr so.

Frau Hawlicek: 1954 war das auch noch so.

Britta Klickermann: Gut, dann war es vielleicht nicht mehr offiziell verboten.

Frau Reschke: Na gut. Wenn sie im gleichen Betrieb beschäftigt waren, das kann sein.

Frau Schieder: Das ist aber auch noch heute so, dass in einem Betrieb keine Ehepaare erlaubt sind. Da heißt es, wenn zwei aus einer Firma heiraten, dann muss einer weg.

Britta Klickermann (zu Frau Hawlicek): Sie waren damals gar nicht verheiratet, als Sie hier anfangen?

Frau Hawlicek: Nein, ich war geschieden. Ich hatte vorher geheiratet, aber nach dem Krieg wurde ich wieder geschieden. Wie das so war damals. Ich war also ganz alleine und musste arbeiten.

Frau Hoppe: Scheidung war damals aber selten.

Frau Reschke: Nach dem Krieg gab es schon viele Scheidungen. Viele Männer sind gar nicht zurückgekommen.

Frau Hoppe: In unserer Nachbarschaft, da hat sich niemand scheiden lassen.

Frau Reschke: Viele Kriegsgefangenen haben sich verdrückt, sind nicht mehr nach Hause zu ihren Frauen und Kindern zurückgekommen, sondern haben unter falschem Namen im Ausland geheiratet, da Deutschland am Boden war. Ging ganz schnell. Sie mussten ja nur irgendetwas sagen, wer sie sind.

Katja Widmann (zu Frau Hawlicek): Sie haben auch von den Ausflügen erzählt, die es hier gab.

Frau Hawlicek: Da gab es eine Frau Dietrich, die das immer organisiert hat. Da wurde dann gefragt, wer mitmacht. Das hat nicht viel gekostet. Da haben sie Busse gemietet. Ich habe Bilder von den Ausflügen. Am ersten Mai hatten wir alle so Hütchen auf. Das war 1956. Einmal sind wir in den Spessart gefahren. Ich weiß es nicht mehr genau, aber es waren immer schöne Ausflugsorte.

Frau Decher: Das waren Betriebsausflüge, die gab es aber nicht so lange.

Frau Hawlicek: Vielleicht dreimal insgesamt. Manche wollten dann nicht mehr mitmachen. Dann hat sich das aufgelöst.

Frau Decher: Ich kenne das gar nicht. Mein Mann hat 1958 angefangen.

Frau Hawlicek: Ja, ich glaube, da war das gar nicht mehr.

Katja Widmann: Weil das Interesse nicht mehr bestand?

Frau Hawlicek: Ja, anscheinend.

Frau Reschke: Wo haben Sie da gearbeitet, in der Personalabteilung?

Frau Hawlicek: Nein, im Schleifmittelwerk, im Versand, wo die Krankenkasse war.

Frau Decher: Waren bei den Ausflügen nur welche aus Ihrer Abteilung?

Frau Hawlicek: Nein, da waren viele dabei. Aber von der Maschinenfabrik war keiner dabei. Fasching haben wir auch einmal gefeiert.

Britta Klickermann: Gab es auch Feiern, wo sie als Ehefrau mit dabei waren?

Frau Decher: Einmal waren wir essen, zum hundertjährigen Jubiläum.

Britta Klickermann: Der ganze Betrieb?

Frau Decher: Nein, das waren glaube ich nur die Meister. Das waren nicht so sehr viele. Ob damals auch was für den ganzen Betrieb war, das weiß ich gar nicht mehr. Das war so Anfang 1970.

Britta Klickermann: Ja, die Naxos wurde ja 1871 gegründet.

Katja Widmann: Weihnachtsfeiern gab es auch nicht?

Frau Decher: Nein.

Britta Klickermann: Wussten Sie eigentlich über die technischen Sachen Bescheid? Konnten Sie sagen, was ihr Mann hier so macht?

Frau Decher: Ja, das wusste ich schon. Er war halt für die Elektronik zuständig.

Britta Klickermann: Haben Sie sich zu Hause über technische Details unterhalten?

Frau Decher: Direkt eigentlich nicht. Er sagte nur, dass dies oder jenes kaputt war. Das schon.

Frau Reschke: Das war eigentlich nie üblich. Ich habe im ganzen Leben nicht über den Beruf gesprochen.

Britta Klickermann: Da gibt es ja unterschiedliche Menschen.

Frau Reschke: Für mich war das zu Hause erst mal abgeschlossen und am nächsten Tag ging es wieder los. Was soll ich denn da noch zu Hause grübeln. Entsetzlich. Ich kann nur jedem raten, die Finger davon zu lassen.

Britta Klickermann (zu Frau Hoppe): War denn aus Ihrer Familie, also Ihre Geschwister, auch jemand bei der Naxos?

Frau Hoppe: Mein Vater hatte meinen ältesten Bruder in die Naxos reingebracht, damit er eine Lehre dort macht. Man muss aber dazu sagen, dass der dann nicht mehr wollte. Er war, glaube ich, nur ein oder zwei Jahre dort. Das war für meinen Vater so was von peinlich. Er meinte, dass er niemals wieder ein Kind in die Firma vermitteln würde. Er wollte sich nicht nochmals blamieren. Das war ein schwieriger Bruder. Er war auch elf Jahre älter als ich.

Britta Klickermann: Man kam also als Sohn eines Arbeiters leichter in die Firma, als jemand von aussen.

Frau Hoppe: Ja. Er war am Anfang auch ganz glücklich darüber. Aber später war er sehr unglücklich. Da wollte er dann nicht mehr.

Frau Schieder: Wahrscheinlich wollte er von Anfang an nicht dahin, und konnte sich nur nicht gegen den Vater durchsetzen.

Frau Hoppe: Das kann schon sein.

Frau Schieder: So starten oft negative Karrieren.

Frau Hoppe: Was auch sehr schön war, waren an Weihnachten die Theaterstücke. Vorhin hatten wir ja schon darüber gesprochen. Mein jüngster Bruder und ich waren da immer dabei. Wir haben uns jedes Jahr darauf gefreut. Meine Mutter ist da mitgegangen.

Britta Klickermann: Was bedeutete denn die Naxos für sie als Kind. Verband man das mit tollen Theaterstücken oder eher, dass der Vater nie zu Hause war.

Frau Hoppe: Für uns Kinder war das schon schön, dass der Vater bei der Naxos Union war, damit wir auch immer bei der Feier dabei sein durften. Die Leute, die dort früher gearbeitet haben, waren schon stolz bei der Naxos beschäftigt zu sein. Vor allem hat mein Vater dort so lange gearbeitet. 1922 hat er mit 14 Jahren dort angefangen und hat mit 65 Jahren aufgehört. Also hat er 51 Jahre gearbeitet.

Britta Klickermann: Die Naxos hält jung. Das merkt man hier ja.

Frau Reschke: Nein. Wir sind Auslese. Da sind alle schwachen Säuglinge gestorben. So müssen sie das sehen. Und was machen wir heute. Alles in den Brutkasten, alles wird hochgepeppelt. Wir sind jetzt schon eine Nation, die immer schwächer wird. Knallhart war die Auslese. Wer nicht durchkam, ist weg gewesen. So sah das Leben damals aus.

Frau Hoppe: Also heute ist das Leben ja auch nicht gerade ein Zuckerschlecken.

Frau Reschke: Nein. Wir ziehen zu viele schwache Leute auf. Das ist meine Meinung.

Frau Hoppe: Schwache Leute?

Frau Reschke: Die ganzen Kinder im Brutkasten, sind ja keine gesunden Kinder. Sonst wären sie ja nicht im Brutkasten gelandet.

Katja Widmann: Die werden ja noch gesund.

Frau Reschke: Die werden nie ganz gesund werden, das sind Frühgeburten.

Frau Schieder: Na, das möchte man ja nicht ganz unterschreiben.

Britta Klickermann: Dann würden ja viele mit 40 Jahren wieder sterben, da man nicht operieren dürfte. (zu Frau Hawlicek und Frau Decher) Ich habe sie vorhin unterbrochen.

Frau Hawlicek: Ja. Wir haben von einem Kollegen von Herrn Decher gesprochen, ob sie ihn kennt. Ich habe sie nach dem „schönen Otto“ gefragt, der damals mit dem Herrn Decher zusammen in der Schlosserei war. Wenn der über den Hof ging, bekamen die Frauen Stielaugen. Der sah wirklich nach was aus.

Britta Klickermann: Der Herr Lachner war auch so beliebt.

Frau Hawlicek: Ja. Der war bei den Frauen auch sehr beliebt. Der hat aber nie so reagiert. Der Otto aber schon. Der Herr Lachner hatte so schöne Haare. So dunkel und der sah toll aus.

Britta Klickermann: Im Schleifmittelwerk haben, im Gegensatz zur Maschinenfabrik, viele Frauen gearbeitet?

Frau Hawlicek: Ja.

Frau Hoppe: Ich bedaure, dass die Frau Gronacher nicht dabei ist. Die hat im Büro gearbeitet. War die vielleicht das letzte Mal dabei?

Britta Klickermann: Wie heisst die Dame?

Frau Hoppe: Gronacher:

Britta Klickermann: Nein. Die war noch nicht bei uns. Wenn sie aber noch Kontakte haben, es gibt ja noch ein Treffen. Da wird das Thema, der Niedergang der Naxos sein. Das können sie ja weitergeben.

Frau Reschke: Wann war denn der Niedergang der Naxos?

Britta Klickermann: 1989

Frau Hoppe: Das hat mein Vater noch miterlebt.

Britta Klickermann: Können sie darüber etwas erzählen?

Frau Hoppe: Er hatte das von ehemaligen Kollegen erzählt bekommen und hat es auch in der Zeitung gelesen. Ein Teil der Naxos ist ja nach Langen umgezogen. Er war da aber auch schon in Rente.

Britta Klickermann: Wie hat er darauf reagiert?

Frau Hoppe: Er war schon etwas traurig, dass es nicht mehr hier in der Wittelsbacherallee stattfindet. Die letzten beiden Jahre war er ja im Pflegeheim. Ich habe ihn da oft besucht. Er sagte dann oft, dass er morgen seine Aktentasche packt und in die Naxos-Union zum Arbeiten geht. Da war er 88 Jahre alt. Ich wusste auch nicht, wie ich reagieren sollte und habe falsch reagiert. Ich sagte, dass er doch gar nicht mehr arbeiten gehen müsse und dass es die Naxos auch gar nicht mehr gäbe. Er sei ja auch schon so lange pensioniert. Die Schwester meinte aber, dass ich ihm seine Träume lassen sollte. Es war so in seinem Kopf eingespeichert. Ich sage ja, dass er nicht nur mit meiner Mutter verheiratet war, sondern auch mit seiner Firma. Eigentlich war er richtig glücklich hier zu arbeiten. Wir haben das ja als Kinder erlebt. Er sagte immer, dass er in die Firma müsse, aber meine Mutter sagte, dass er doch auch mal einen Tag zu Hause bleiben solle. Er soll sich doch mal ausruhen, da er überarbeitet sei. Er sagte aber, dass er in die Firma muss, denn sie brauchen ihn da.

Katja Widmann: Hat sich die Präzisionsarbeit der Firma auf ihren Vater übertragen, dass er auch zu Hause ein ganz genauer Mann war?

Frau Hoppe: Ja, ja. Ich würde sagen 100%. Was handwerkliche Geschicklichkeit in der Wohnung betraf. Er hat alles gemacht. Sogar die Gasgeräte angeschlossen.

Frau Reschke: Was verboten ist.

Frau Hoppe: Es kamen auch Nachbarn, die ein technisches Problem hatten zu meinem Vater.

Katja Widmann: War er auch in anderen Dingen genau? Zum Beispiel in der Erziehung.

Frau Hoppe: Erziehung bestimmt auch, aber er ging ja früh morgens aus dem Haus und kam um 18 Uhr wieder. Die haben ja sehr lange gearbeitet. Meine Mutter sagte immer zu uns, wenn wir böse waren, dass sie es dem Vater erzählt, wenn er nach Hause kommt. Wenn mein Vater abends nach Hause kam und sie mal etwas gesagt hatte, sagte er, dass er davon jetzt nichts hören möchte. Er war mehr auf die Firma bezogen. Er hat die Erziehung mehr der Mutter überlassen. Meine Mutter wurde mit drei Kindern immer nervöser, denn der Vater war nur noch mit der Naxos verbunden. Samstags hat er auch gearbeitet.

Frau Hawlicek: Wir mussten samstags auch immer arbeiten, das war normal.

Britta Klickermann: Bis in die 70er Jahre oder?

Frau Decher: Mein Mann hat auch lange noch samstags gearbeitet.

Frau Hawlicek: Bis 1970 mussten wir immer samstags arbeiten.

Frau Hoppe: Da mussten sie meinen Vater auch gekannt haben.

Frau Hawlicek: Ja. Dem Namen nach schon.

Frau Hoppe: Wenn ich ihre Bilder sehe, so ähnliche habe ich auch im Fotoalbum. Auch Bilder von den Räumlichkeiten der Maschinenfabrik.

Britta Klickermann (zu Frau Decher): Würden ihre Kinder auch sagen, dass ihr Mann mit der Firma verheiratet war?

Frau Decher: Das glaube ich nicht. Nachmittags war er meistens schon zu Hause. Da wurde tagsüber nicht so lange gearbeitet. Um 16.00 Uhr war er meistens schon zu Hause. Aber samstags hat er dann noch lange gearbeitet. Wenn dann mal eine Maschine überholt werden musste, hat er auch freitags abends spät gearbeitet. Bis die Maschine eben fertig war. Das gab es schon.

Britta Klickermann: Manchmal waren sie ja dann mit dabei.

Frau Decher: Ja.

Britta Klickermann: Waren hier dann abends auch Produktionen?

Frau Decher: Der Ofen, indem die Scheiben gebrannt wurden, der lief immer durch.

Britta Klickermann: Da waren dann auch Leute?

Frau Decher: Ja, da waren auch ein paar Leute da.

Britta Klickermann: Aber der allgemeine Betrieb, wie tagsüber, war da nicht.

Frau Decher: Nein, der war schon weg. Mir war es auch immer etwas unheimlich. Die großen Maschinen und das alles.

Frau Hoppe: Wann ist denn ihr Mann weggegangen?

Frau Decher: Der ist ja noch mit nach Butzbach gegangen. 1996 hat er aufgehört.

Frau Hoppe: Wann hat er denn dann hier angefangen?

Frau Decher: 1958

Frau Hoppe: Dann müsste er ja meinen Vater noch gekannt haben.

Frau Hawlicek: Ja, das hat er ja auch gesagt.

Frau Hoppe: Ach ja. Und der andere Herr, der hat ihm die NSU verkauft. Mich hat er da immer hinten mitgenommen.

Britta Klickermann: Die hatte ihm der Herr Gelhard verkauft, oder war die von der Naxos?

Frau Hoppe: Wo mein Vater die NSU her hat, das habe ich jetzt erst erfahren.

Frau Schieder: Ja. Er sagte, dass er die NSU ihrem Vater verkauft hatte. Die hatte ihm vorher gehört.

Frau Hoppe: Ja, und das hatte ich noch nie gewusst. Mein Bruder fuhr nie mit, aber ich immer, und das hat mir sehr viel Spaß gemacht. Wir sind damit immer nach Münzenberg gefahren, wo wir früher im Krieg evakuiert waren.

Frau Hawlicek: Wie geht es eigentlich dem Herrn Lachner, der war doch so krank?

Britta Klickermann: Ich hörte letztes Mal von jemandem, dass es ihm wohl schon besser ginge.

Frau Hawlicek: Schade, dass der nicht mehr herkommt.

Frau Decher: Mein Mann hatte mal bei ihm angerufen und da war er gerade wieder zu Hause. Es ging ihm da wieder besser.

Britta Klickermann: Wie gesagt, wenn sie noch Kontakte zu anderen haben, können sie die ja einladen. Das nächste Mal in zwei Wochen ist das Letzte Mal. Wer kommen mag soll noch kommen. Haben sie als Ehefrauen auch was von dem Untergang der Naxos mitbekommen?

Frau Decher: Es sollte ja schon immer ausgegliedert werden, da es hier ja reines Wohngebiet ist. Dann war es halt dann in Butzbach. Die Produktion war dann schon dort, da hat mein Mann noch hier gearbeitet. Der war bis zum Schluss hier. Das war schon schade. Er konnte ja zu Fuß hier her gehen und dann musste er mit dem Auto nach Butzbach fahren.

Britta Klickermann: Das klingt jetzt so, als hätten sie Schritt für Schritt wahrgenommen, wie das hier aufhört.

Frau Decher: Das war ja schon Jahre vorher im Gespräch und es wurde immer nichts draus. Dann war es eben auf einmal doch.

Frau Reschke: Warum ist die Naxos eigentlich kaputt gegangen?

Frau Decher: Direkt ist sie ja gar nicht kaputt gegangen. Sie besteht ja noch in Butzbach.

Frau Reschke: Ach, die sind noch da. Ist das jetzt ein anderer Inhaber?

Britta Klickermann: Das ist ja jetzt eine Aktiengesellschaft und vorher war es eine Stiftung.

Frau Hoppe: Ich wusste auch gar nicht, dass es eine jüdische Firma war. Das habe ich jetzt erst in der Zeitung gelesen. Darüber wurde nie gesprochen.

Frau Reschke: Ich habe bei zwei jüdischen Betrieben gelernt. Die jüdischen Geschäftsmänner sind alle ausgewandert, die waren alle überwiegend weg. Hier waren eigentlich nur noch die ärmeren Juden.

Frau Hoppe: Hier in der Naxos?

Britta Klickermann: Hier, zum Beispiel ist die Tochter, das Mariechen, in Theresienstadt umgebracht worden.

Frau Hoppe: Mein Vater hat da nie darüber gesprochen. Ich kann mich nur erinnern, dass immer eine jüdische Frau zu uns kam und nach Brot gefragt hatte. Meine Mutter hat es ihr immer gegeben. Später hat man dann gefragt, was mit dieser Frau passiert ist. Mein Vater sagte dann, dass er dazu nichts sagen kann. Meine Mutter war da immer ziemlich ehrlich und sagte, dass die bestimmt vergast worden sei.

Stimme: Also wussten sie ja irgendwas.

Britta Klickermann: Wann sind sie geboren?

Frau Hoppe: 1943.

Frau Reschke: Man wusste, dass es Konzentrationslager gab, und man wusste auch, dass es Theresienstadt gab. Die Alten wussten mehr, als sie zugegeben hatten.

Frau Hoppe: Ich denke mal, dass das meine Eltern schon gewusst haben. Mit uns Kinder haben sie darüber aber nicht gesprochen. Wir durften darüber nichts erfahren. Mir dämmerte es, als die Geschichte mit der Frau war, die immer bei uns Brot holte. Als wir ins Teenageralter kamen, sprachen auch andere Leute darüber.

Frau Hawlicek: Wir waren auch junge Mädchen gewesen, und haben uns nicht so dafür interessiert. Mann wusste vielleicht, was dann eventuell mit den Juden passierte, aber... Ich bin ja nicht hier geboren und bei uns war das gar nicht so.

Britta Klickermann: Wo kommen sie her?

Frau Hawlicek: Aus dem Sudetenland. Aus Nordmähren. Da waren auch keine Bombenangriffe bei uns. Nach dem Krieg haben sie uns da rausgeschmissen. 3 Millionen oder mehr mussten raus. Wir waren junge Mädchen und hatten ganz andere Interessen.

Katja Widmann: Wie den schönen Otto, nicht?

Frau Hawlicek: Als junges Mädchen mit 15 oder 16 Jahren, war ich auch bei Juden in Stellung gewesen. Mädchen für alles hieß das damals. Das waren auch Zustände, die kann man gar nicht beschreiben. Da könnte man ein Buch drüber schreiben. Der hat mit allem gehandelt, was er konnte. Unten, im Hof, hatte er Windhunde, oben hatte er kleine Pekinesen. In allen Farben, schwarz, gefleckt. Das hat er alles verkauft. Er hatte so eine alte Karre, da hat er sie immer mitgenommen. Ich musste sie immer vorher baden, damit sie ein schönes Fell haben. Mir tat das immer sehr leid, wenn er sie wieder mitgenommen hat. Die haben bei mir geschlafen. Ich war noch gar nicht im Bett drin, da waren die schon drin. Jeden Freitag haben wir sie gebadet, damit sie keine Flöhe haben.

Britta Klickermann: Wollen wir mal wieder zusammen rübergehen?

Gesamtrunde (Männer und Frauen wieder vereint)

Willy Praml: Jetzt sind die beiden Arbeitsgruppen wieder vereint und wie immer, sind die Frauen als erste fertig geworden. Wir waren auch wieder an einem Punkt, wo es zum alten „Großthema“ der Aktiven in der Firma kommt, wie ist es möglich gewesen, dass diese Firma zu Ende gegangen ist. Das ist auch unser nächstes, vorläufig letztes Thema. Von diesem heutigen Abend gibt es ja zwei Protokolle. Wir werden das nächste Mal noch miteinander besprechen und dann schauen, was noch zu ergänzen ist. Ich habe jetzt noch zwei Fragen offen, die wir uns sozusagen ausgedacht haben. Es fiel ja mal das Stichwort „Großfamilie Naxos“. Da kam die eine Geschichte mit dem Lenz. Vater und Großvater usw. War das denn so etwas wie ein Mythos oder gehörte es zur Praxis der Naxos, dass man versuchte, die Familienangehörigen, Verwandte, engere Bekannte in die Firma hineinzubekommen? Ging das so weit, wie das quasi in Japan ist. In Japan bevölkern ja ganze Klans eine Firma und die werden über Generationen hinweg, in diesen Klans weitergegeben. Die Zugehörigkeit ist austauschbar. Die Familien sind identisch mit den Fabriken.

Herr Werner: Ich wiederhole mich. Ich habe ihnen gesagt, dass man zu meiner Zeit 1939, im Grunde genommen nur auf Empfehlung hierher kam. Ich wurde empfohlen, von einem Vorarbeiter im Schleifmittelwerk. Ich habe damals schon gesagt, das gilt im Grunde genommen auch heute noch so. Man empfiehlt nur jemand, von dem man innerlich weiß, dass er passt. Man blamiert sich ja sonst nur. Das heißt, dass man vorher das Elternhaus kannte oder das oder jenes. Ausreißer gab es immer. In der Montageabteilung habe ich mehrere Leute gehabt, wo Vater und Sohn, Enkel weiß ich nicht, dort gearbeitet haben. Das war die Familie Körner. Selbst da hat der Vater darauf geachtet, dass sein Sohn dazu passt. Sonst hätte er ihn nicht empfohlen, da er ja sonst laufend am Pranger stünde, wenn es nicht so gut gelaufen ist. Das war eine ganz wichtige Sache. Das ist eine interne Auslese, die man gar nicht hoch genug werten kann.

Herr Gelhard: Ich bin 1946 aus Gefangenschaft gekommen und habe dann einen Klassenkameraden von mir getroffen. Ich konnte in meiner Firma nicht mehr weiterlernen. Er meinte, dass ich mich doch mal bei ihnen, bei der Naxos bewerben sollte. Ich bin dann zu dem Prokuristen gegangen, der die Lehrlinge einstellt. Ich sagte, dass ich vom Herrn Kuhn käme und ob ich mich als Lehrling bewerben könne. Er meinte, vom Herrn Kuhn und sagte, dass ich mich selbstverständlich bewerben könne. Ich wusste natürlich nicht, dass wir einen Direktor Kuhn hatten. Mein Abteilungsleiter fragte mich nach einiger Zeit, von welchem Herrn Kuhn ich denn käme. Ich sagte, dass er da vorne säße. Und er meinte, ach vom Lehrling. Das war mein Einstieg in der Naxos. Ich fragte auch erst meinen Vater, was er von der Naxos hält, da ich ja keine Ahnung hatte. Er meinte, dass es eine tolle Firma sei und ich da hingehen solle. So war das auch, dass der Vater sagte, dass die Naxos eine tolle soziale Firma sei.

Herr Mohr: In der mechanischen Fertigung war das ähnlich. In der Dreherei brauchte man viele Arbeiter. Das ist eine Fertigungsart, die sehr häufig gebraucht wird. Es arbeitete dann weniger der Sohn mit, sondern eher der Cousin oder so, und man sprach dann von einem Dreherdorf „Orbisch“. Da kamen viele her.

Herr Werner: Eine gute Sache, diese Art von Querverbindungen. Sind nur zu empfehlen.

Herr Praml: Ich habe mal vor 20 Jahren so eine Art Geschichten Aufarbeitung bei der Höchst AG gemacht. Das war glaube ich noch mehr zusammengeschweißt. Ich kann das nicht genau beurteilen. Wie das Dreherdorf Orbisch. Da war das ja extrem. Ganze Abteilungen waren ja in der Hand von Dörfern. Bei der Höchst AG gab es ja Versuchstiere, die für chemische Versuchsanordnungen gebraucht wurden. Schweine und andere Tiere. Hinterher wurde dann gefragt, wer die Tiere bekommt, die geschlachtet wurden. Die hatten da ein richtiges Verteilungssystem. Die Schweine wurden zu Hausmacher Wurst verarbeitet, und dann den leitenden Angestellten als Originalwurst aus dem Vogelsberg wieder verkauft. Zu hohen Preisen verschachert. Das ging nur, weil ganze Abteilungen zusammengehalten haben und man das nicht durchbrechen konnte.

Herr Gelhard: Ich kenne jemand, der bei der Höchst AG angestellt war und der hatte einen Gutshof. Der hat Tiere gezüchtet. Das war dann so ein Fall. Das war vielleicht vor 10 Jahren.

Herr Praml: Das war ein Ehrencodex, dass das nicht aufkam. Das kam auch erst auf, als alles schon vorbei war. So nach und nach sickerte das in Erzählungen aus dem Untergrund nach oben.

Herr Werner: Da passt vielleicht auch dazu, wie unsere einzelnen Führungsetagen dann ausgewählt wurden. Am Schluss unserer Arbeit hieß es, alte Zöpfe abschneiden. Ich erinnere mich gut, wie wir die ersten Einbrüche bekamen. Mit den alten Zöpfen, das hieß, neue Leute von außen holen. Ich erinnere mich auch gut, wie es dann hieß, das war auch eine allgemeine Welle, dass man versuchen sollte, 2/3 der Stellen mit eigenen Leuten zu besetzen und 1/3 von außen zu holen. Wenn wir das umgekehrt machen würden, könnten wir groß eingehen. Wir haben das auch später so gehandhabt. Wir müssen leider sagen und da kommen wir dann zum Niedergang der Naxos. Wir sind mit den Leuten eingegangen, die wir von außen geholt haben. Das Eigengewächs war gut. Nur in der Nachkriegszeit haben wir neue Leute geholt und haben Glück gehabt. Das waren die richtigen Leute. Später haben wir uns über Personalbüros Leute eingehandelt, die uns an den finanziellen Abgrund gebracht haben, an dem wir dann später abstürzten.

Willy Praml: War das in dem Bereich der leitenden Angestellten?

Herr Werner: Ja.

Herr Gelhard: Ich kann aus meiner Sicht sagen, dass es angefangen hat, als wir die zwei Direktoren, die die Diskus runtergefahren haben, bei uns als Direktoren eingestellt haben.

Herr Werner: Aber das ist ja jetzt ein anderes Thema.

Willy Praml: Noch eine Frage. Glauben sie, die Männer, die in der Naxos gearbeitet haben, dass die Frauen was von der Technik, die hier angewandt wurde, verstanden haben?

Herr Gelhard: Die Frauen, die in unserer Firma gearbeitet haben?

Willy Praml: Nein, die Frauen, die zu Hause waren.

Herr Mohr: Wenn ich an meine Frau denke, sie ist leider verstorben, die war kaufmännisch gebildet. Wir hatten einen, den Versuchsleiter Herr Kamp, dessen Frau war Ingenieurin. Die hat natürlich einiges davon verstanden. Das war die Ausnahme. Ich kenne Frau Werner. Ich glaube nicht, dass sie sich so für die Technik interessiert hat, wie er die Sache sieht. Da können sie von Frau Werner wahrscheinlich keine Gegenliebe erwarten. Aber der Herr Kamp, dessen Frau Ingenieurin war, die hatte natürlich Verständnis, aber sie war als Hausfrau tätig. Sie konnte, wenn sie das meinen, das Wissen nicht weitergeben. Das hat sie natürlich nicht gemacht.

Herr Werner: Als Antwort vielleicht, indirekt. Meine Frau, ich weiß nicht aus welchem Grund, ich nehme an Interesse oder aber auch mir gegenüber, hat sich geduldig meiner Informationen übers Wochenende angehört. Warum? Auch als Mann braucht man jemand, wo man sich mal aussprechen kann. Und das genügt dann schon, wenn man jemand gegenüber hat, der sich das anhört. Dafür bin ich meiner Frau heute noch dankbar. Sie hat nicht alles verstanden. Ihre Interessenlage, gegenüber der Frau Kamp, war rein kaufmännisch. Sie hat hier auf der DVG gearbeitet. Und hat die Steine von Frankfurt „büromässig“ wieder zusammengebacken. Mit

der reinen Technik hatte sie nicht viel zu tun, sie hat sich das aber angehört. Während dem Erzählen, so geht uns das ja als Männer, sieht man es auf einmal anders. Noch mehr wenn man redet, als wenn man schreibt.

Herr Mohr: Da muss ich sagen, dass es bei mir ein kleines bisschen anders war. Wenn meine Frau schon mal eine Frage gestellt hat, sagte ich ihr eher, dass fragen nichts nützt, da sie ja sowieso nichts davon versteht. Da war das Gespräch beendet. Etwas mehr war auf persönlichem Gebiet. Wie man mit verschiedenen Kollegen auskommt. Wenn ich mal Schwierigkeiten mit dem Herrn Werner gehabt habe. Manchmal ging es hart her. Das waren Fragen die man beantworten konnte, aber da war sie auch nicht so begeistert von, sie wollte sich damit glaube ich nicht belasten.

Herr Gelhard: Bei mir zu Hause haben wir ja auch nicht so viel von Technik verstanden, aber ich habe meiner Frau erzählt, wenn mal wieder so eine tolle Maschine fertig geworden ist und ich sie mir ansehen durfte. Vom Meister wurde erklärt, wie das alles funktioniert, warum die Maschine so gebaut wird. Wir haben auch Fotos davon bekommen und ich habe meiner Frau erzählt und ihr vorgeschwärmt, was wir in unserer Firma alles machen. Sie hatte natürlich auch keine Ahnung davon, was mit den Maschinen geschieht. So etwas hat man zu Hause auch mal erzählt.

Herr Werner: Meine Frau hat natürlich immer das Glück gehabt mitzuerleben, wie wir auch russische Abnehmer zu Besuch hatten und die auch familiär betreut haben. Ich hatte zweimal so etwas. Das war ein junger russischer Mann, der auch Deutsch sprechen konnte. Das muss erwähnt werden, da die Naxos von jeher ein ausgezeichnetes Russlandgeschäft gehabt hat. Das hing damit zusammen, dass unser Seniorchef russisch sprach. Wir hatten noch bis kurz vor dem Krieg russische Abnehmer. Da hat man so einen Mann auch mal privat betreut. Man hat ihn zu Hause privat etwas unterhalten, damit er auch gesehen hat, wie wir leben. Das war für die Leute ja etwas ganz anderes. Abends sind wir zum Neuhof gegangen. Ich weiß das noch, da es eine große Pleite war. Wir haben etwas bestellt und dann kam etwas. Ich habe mich geniert. Die Kartoffeln und die Soße waren fast kalt. Es war eine Schande. Da laden wir einen jungen Russen ein, der von zu Hause bestimmt etwas anderes gewöhnt ist. Ich konnte nichts mehr machen, aber ich habe hinterher einen Brief geschrieben und der Chef hat sich bei der Naxos entschuldigt. Das sind so kleine Querverbindungen gewesen, wo die Frauen dabei waren.

Herr Mohr: So ähnlich war es bei mir auch. Ich musste öfter mit Japanern ausgehen, und da kommt man sich persönlich näher. An dem Abend sind natürlich kaum technische Gespräche entstanden. Da war die familiäre Atmosphäre schon gegeben. Da waren die Frauen dann auch dabei.

Herr Werner: Wir haben natürlich in der Maschinenfabrik auch Frauen gehabt. Wir hatten eine Sekretärin. In der Fertigung hatten wir mal eine Türkin. Das ist interessant für die anwesenden Frauen. Die habe ich eingestellt.

Willy Praml: War das die erste Frau?

Herr Werner: Im Lager hatten wir glaub auch mal jemand. Aber die Türkin hatte mit der Mannschaft zu tun. Auf jeden Fall, war das richtig interessant. Sie ist damals ohne Kopftuch aufgetaucht. Sie war eine ganz sympathische Frau und war ganz leger angezogen. Sie hat etliche Monate hier gewissenhaft gearbeitet und hat auch ein bisschen Deutsch gesprochen. Ihr Mann hat in einer Abteilung als Facharbeiter gearbeitet. Da haben wir eine Eifersuchtsszene erlebt, zwischen dem türkischen Mann und seiner Frau. Die Frau hatte eben, durch die Ausgabe, laufend Kontakt mit anderen Männern.

Herr Mohr: Die Frau war etwas zurückhaltend.

Herr Werner: Auf jeden Fall war sie morgens einmal nicht mehr da. Da hieß es, dass ihr Mann sie, aus Eifersucht, grün und blau geschlagen hat. Sie hat dann gekündigt. Das Interessante war dann, wie sie sich abgemeldet hatte, kam sie in ihrem Sonntagsaufzug ohne Kopftuch. Aber pikfein. Zum Glück ist sie so nicht aufgetreten in der Zeit, wo sie bei uns war.

Willy Praml: Sonst wären alle über sie hergefallen.

Herr Werner: Unheimlich schick gemacht. Scheinbar rühren auch daher die Blessuren von ihrem Mann. Ich nehme an, dass sie in ihrer Freizeit, das war wohl ihr Freizeitlook, ihren Mann gereizt hat, und wir haben es indirekt dann austragen müssen. Nur eine kleine Episode mit Frauen im Betrieb.

Herr Mohr: Ich darf natürlich eins dazu sagen, nicht dass es in falschem Licht steht. Ich war ja in meiner Freizeit 30 Jahre lang Prüfungsausschussvorsitzender für Gesellenprüfungen. Facharbeiterprüfungen hieß es

zuletzt, Maschinenschlosser. In der letzten Zeit haben wir viele Mädels gehabt, die eine Lehre als Maschinenschlosserin gemacht haben. Ich muss sagen, dass die Mädels eine phantastische Präzision bei der Praxis hatten, da konnten sich manche Jungs eine Scheibe davon abschneiden. Die Mädels wurden nicht bevorzugt. Ich habe nur einen Fall in Erinnerung, bei Friesenson hatten wir eine Prüfung. Ich sagte zur der Dame, Frau Müller, ich weiß nicht mehr wie sie hieß, dass sie das gut gemacht hat. Da sagte einer, dass das nicht die Frau Müller sei, sondern die Lisbet. Die Dame war integriert. Das muss ich noch dazu sagen. Meine jetzt zur Schau getragene abweichende Handlung Frauen gegenüber, die kam nicht raus. Ich hatte Hochachtung vor der Dame. Die hat das ganz phantastisch gemacht.

Herr Werner: Frauen im Betrieb ist natürlich ein abendfüllendes Thema. Wir hatten in unserem Betriebsleitungsbüro Frau Pelikan als Chefin, dort waren wir eine Anlaufstelle für Praktikanten. Es hatte sich schnell rumgesprochen, dass der Betrieb, trotz der vielen Männer, einen gewissen Stil auch den Frauen gegenüber hatte. Nach dem Motto: „Wie der Herr, so das Gscherr.“ Ich hatte vom Personalbüro den Hinweis bekommen, die jungen Damen abzunehmen. Sie waren überrascht, welche saubere Atmosphäre bei uns herrschte. Sie wollten auch gerne ihr vierteljähriges Praktikum bei uns machen. Das gehört auch zu dem Thema Frauen, weil man es ja auch als Vorgesetzter etwas steuern konnte.

Herr Mohr: Vielleicht noch eine Sache. Die liegt etwas ferner und hat mit der Naxos eigentlich weniger zu tun. Ich musste seinerzeit in Russland eine Maschine abnehmen. Die hatte die Naxos im Rahmen der Gegengeschäfte gekauft. Dort habe ich Frauen im Einsatz erlebt. Auch als Kranführerinnen. Die hat die Maschine, von oben herab, fast auf den Millimeter genau abgesetzt. Als dann unten mal einer nicht aufgepasst hatte, da hätten sie mal hören können, was von da oben runter kam. Der Mann war dann so groß mit Hut. Phantastisch, was die Frauen dort geleistet haben.

Willy Praml: Die Maschinistin, das war ja ein Leitbild. Im Herbst war mal ein ehemaliger Arbeiter der Naxos da, der in den 80er Jahren hier gearbeitet hat. Der kam nach 15 Jahren zum ersten Mal wieder hier her, und wollte schauen was hier los ist. Er war auch total verwundert, dass hier alles so leer steht. Letztes Jahr im Herbst wuchsen hier noch überall die Bäume. Es sah ja noch aus, wie bei Dornröschen. Er führte uns dann und hat uns die Halle gezeigt, wo er gearbeitet hat. Das war in einer Halle, wo 60°C Hitze herrschten.

Herr Werner: Das waren die Tunnelöfen.

Willy Praml: Da sagte er, dass Männer und Frauen gleichermaßen Akkord gearbeitet hatten. Er sagte, dass oben die Frauenduschen waren und unten die Männerduschen. Und er meinte, wir könnten uns ja vorstellen, was da los war. Mehr hatte er dazu nicht gesagt, außer, dass Männer und Frauen zwar gleichermaßen gearbeitet hatten, aber mit unterschiedlicher Bezahlung. Es gab ja Akkord, wo die Frauen auch zugelassen waren. Die hätten aber ein Drittel weniger als die Männer verdient.

Herr Gelhard: Wir hatten relativ früh in der Naxos eine Dame, die schon Gruppenführerin im Verkauf war. Die Frau Tippmann. Die war bereits Gruppenleiterin, als man das noch nicht so kannte, dass Frauen eine höhere Weihe hatten. Das war schon relativ früh.

Herr Gelhard: Die Frau Tippmann hat vielleicht auch weniger verdient, das weiß ich nicht. Aber die Frau war immerhin schon Gruppenleiterin.

Willy Praml: Auf der Ebene hat es vielleicht anders ausgesehen.

Herr Mohr: Man könnte auch erwähnen, dass die Frau Pützkuhl, das war die Chefsekretärin, eine anerkannte Respektsperson war. Eine anerkannte Person im ganzen Betrieb.

Herr Werner: Das ist schon interessant.

8. Das Ende der Naxos-Union – ein Niedergang

In der letzten Erzählrunde ging es um das Scheitern dieser Weltfirma. Fast alle Teilnehmer des Erzählcafés hatten das Ende der Naxos-Union noch aus eigenem Erleben in Erinnerung. Dieses Thema zog sich wie ein Trauma durch alle Erzählrunden hindurch.

Willy Praml: Das Scheitern ist ja nicht nur im Missmanagement oder in der oft betonten hohen Präzision der hergestellten Maschinen oder in allem zusammen zu sehen, sondern irgendwo hängt dieses doch auch mit dem Niedergang der Industrie überhaupt zusammen oder des industriellen Zeitalters, wenn man es ganz pathetisch formuliert. Also, das Industriezeitalter begann in England ungefähr so um 1700, mit dem Ausbruch der Französischen Revolution waren sozusagen die gesellschaftlichen Kräfte freigesetzt, damit so etwas wie die Industrialisierung überhaupt beginnen konnte. Dann entstand - nach dem englischen Vorläufer Manchester zum Beispiel - ja das gigantische Ruhrgebiet. Und irgendwann hatte das Ruhrgebiet ja auch sein Ende. Als ich auf die Welt kam, hätte man sie ja nie vorstellen können, dass eine solche Region überhaupt jemals zu Ende gehen wird. Und plötzlich war es dann zu Ende gegangen. Wir haben damals einen Schulausflug gemacht, da fuhr man drei Tage durch das Ruhrgebiet, da hat die Sonne nie geschienen, weil die gar nicht durchkam durch die Emissionen, durch diese Nebelwelt. Jetzt plötzlich ist die Ruhr sauberer als der Main, man kann fast darin baden. Man sieht in der Ruhr bis auf den Grund, das kann man sich gar nicht vorstellen, das war früher eine schwarze Kloake, die wie Öl durch das Ruhrgebiet floss. So, das Ruhrgebiet ist zu Ende, jetzt fängt man plötzlich an, diese wahnsinnigen Architekturen zu entdecken: die Brennöfen, die Hochöfen, die Gießereien, die Koksereien, diese gigantischen Hallen. Im Jahre 1999 gab es eine große Ruhrausstellung, die Route der Industriekultur Weser-Ems-Ruhr. Da hat man gesehen, was für eine wahnsinnige Kultur vorhanden ist. Und jetzt versucht man, darin Kunst zu machen. Es gab Ballette, Theater, Konzerte, es war ein Feuerwerk. Oberhausen, Duisburg, Zeche Zollverein, Essen, die Jahrhunderthalle in Bochum. Riesige, gigantische Werke, die plötzlich leer stehen und man weiß gar nicht mehr, wie man das füllen soll. Und jetzt ist die Frage: Was passiert mit dem Ruhrgebiet, mit diesem Ballungsraum, mit diesem Zentrum, mit diesen vielen Menschen, die mehr oder weniger alle arbeitslos geworden sind? Jetzt hat man erst einmal sehr viele Investitionen gemacht und gesagt, man müsse das Ruhrgebiet renaturieren. Da hat man sehr viele Arbeitskräfte gebraucht. Man hat Fabriken hergerichtet. Plötzlich entstanden ganze ökologische - wie soll man sagen - Kleinode. In einer Kokserei, zwischen zwei Hochöfen, wuchsen plötzlich Pflanzen, die es in Europa schon seit 300 Jahren nicht mehr gab. Das Gift, der Abfall des Industriezeitalters, bringt plötzlich eine ganz neue Vegetation hervor.

Herr Gelhardt: Die haben das Gift gebraucht.

Willy Praml: Ja, es ist erstaunlich, die Natur ist ja das größte Phänomen der Menschheitsgeschichte überhaupt. Das die über alles drüber wächst und ganz neue Blüten hervorbringt. Das habe ich so vor 3 Jahren im Ruhrgebiet erlebt.

Wir befinden uns ja auch in einem solchen Areal. Allerdings ein bisschen überschaubarer. In Frankfurt bekommt man ja von dem, was einmal Industriegeschichte war, wenig mit. Hier vielleicht noch am direktesten. Es steht zwar alles leer, aber Sie haben jetzt ein paar Monate lang dazu beigetragen, das Leben, das hier stattgefunden hat, wieder hineinzusetzen. Das sollte jetzt auch verbreitet werden mit unserer Broschüre. Das sollte in die Diskussion gebracht werden. Was hier passiert, das weiß kein Mensch, obwohl man ständig irgendetwas liest. Mal sollte das sein, dann die Käs', dann wieder wir. Es ist alles Papier. Es wird nur geredet, passieren tut nichts.

Herr Gelhardt: Es wird nur negativ berichtet.

Willy Praml: Ja. Aber der Vorteil ist, solange nichts passiert, wird es nicht kaputt gemacht. Zwar nagt der Zahn der Zeit an der Historie, aber auch die Sanierung ist einer der größten Feinde der Geschichte. Das hat man in Frankfurt erlebt. Die Sanierung war die zweite Zerstörung nach dem 2. Weltkrieg. Der 2. Weltkrieg hat die Stadt zu 80% kaputt gemacht, die Sanierung die weiteren 20%. Solange das hier so steht, regnet es nur herein, aber erst einmal bleibt es so wie es ist. Gut, das war jetzt ein Vorspann. Jetzt zum heutigen Thema. Das war ja eigentlich jedes Mal Thema: Warum ist sie zu Ende gegangen, diese Weltfirma. Es gibt viele Faktoren. Aber ein Faktor ist auch, dass weltgeschichtlich etwas zu Ende gegangen ist, nämlich das industrielle Zeitalter. Wir stehen in einem gigantischen Umwandlungsprozess, dessen Ende wir noch gar nicht kennen. Gentechnologie, ich weiß gar nicht, was sich der Mensch schon alles ausgedacht hat. Und wir wissen ja: Was der Mensch einmal gedacht hat, stellt er auch her. Und selbst wenn dabei Dreiviertel kaputt geht, wenn die Welt fast kaputt geht, er stellt das her, was er gedacht hat. Und dann wird auf den Trümmern das Neue gebaut.

Herr Werner: Ja, das ist ja richtig. Hier sitzt ja eine hochkarätige Gruppe zusammen, die Ihnen beantworten kann, warum alles kaputt ging. Ich bin der Älteste hier, glaube ich.

Ich habe hier ein Buch mitgebracht. Der Inhalt reicht mindestens für 3 Doktorarbeiten. Es sind die letzten 12 Jahre, warum die Naxos so weit kam, warum die ganze Industrie so weit kam. Das ist ein technisches Tagebuch, von mir geführt. Da stehen alle Gespräche drinnen - zum Teil wörtlich -, die in der obersten Etage geführt worden sind, warum es so weit kommen konnte. Es sind hier viele Mitstreiter da, die dazu etwas sagen können und das sollen sie auch tun. Ich darf nur zusammenfassen: Der Niedergang der Naxos, wie Sie auch schon sagten, entstand aus verschiedenen Faktoren heraus. Er begann im Grunde schon von unserer praktischen Seite aus gesehen - die Verkäufer werden da anderes sagen - ungefähr 7 Jahre vor 1990. Das war für unsere Technik so ein Zeitalter wie etwa die Einführung des Farbfernsehens. Da kam etwas ganz Neues: die sogenannten Steuerungen. Schrittmotorensteuerungen, NC-Steuerungen, CNC-Steuerungen, das heißt also die Steuerungen, die dann mit dem kleinen Chip funktionierten. Und ich habe hier geschrieben: Die gesamte Industrie - da habe ich Belege hier im Buch - war auf diese neue Welle der Automatisierung nicht vorbereitet. Nicht nur wir Kleinen. Es waren auch ganz andere nicht vorbereitet: Siemens, Bosch, Opel z.B. Aber wir als Kleine, die Zulieferanten, uns hat man ja unter Druck gesetzt: „Von Euch wollen wir die Maschinen mit den neuen Steuerungen.“ Dass wir erst recht nicht vorbereitet waren, ist ja wohl logisch. Es gab Vorhersagen von 1985, die besagten, die Werkzeugmaschinenindustrie werde diese Sache nur schwer überleben. Sie werde ganz große Verluste einfahren. So war es dann auch. Wir hatten mit diesen neuen Steuerungen, mit den neuen Maschinen, 1987 schon 20 Mio. DM Verluste getätigt in der Maschinenfabrik, weil wir einfach mit den Maschinen, die man uns abverlangt hatte, technisch nicht fertig wurden. Wir haben pro Maschine zum Teil 400.000/500.000 DM überzogen. Wir beide hier [Herr Werner und Herr Mohr], uns hat man geknebelt: „Warum, warum, warum, warum?“ Aber Pittler, „Maho“, jeder aus unserer Branche weiß, gegen „Maho“ waren wir ein kleiner Dreck. „Maho“ hatte auf der Messe eine ganz eigene Halle gehabt. Auch Deckel, die gingen alle in die Knie.

Wir haben einen stellvertretenden Konstruktionschef gehabt, den Herrn Ziegler, der hat 1985 schon gesagt: „Mit unseren neuen Q-Maschinen werden wir eine riesige Pleite erleben.“ Q-Maschinen sind Maschinen, die hinten Querschnitte gehabt haben, Q steht für quer. Leute von VW klagten zu dieser Zeit schon über die sogenannte NC-Mode („numeric controlled“; CNC = „computer numeric controlled“), die wochenlange Versuche vor Ort nach sich zogen, um die Maschine einigermäßen in Bewegung zu bringen.

Wer durfte zahlen? Wir, als diejenigen, die ihnen die Maschine hingestellt hatten. Wir hatten einen sehr netten, guten Mann als Chef, den Herrn Eichler, der musste im August 1987 gehen, weil man ihm gesagt hat: „Du hast 9 Mio. DM Minus eingefahren!“ Er wurde Opfer der neuen Technologie, der NC-Technik, mit den entsprechenden Durchlaufzeiten. Wir waren früher beide gewohnt [Mohr, Werner] mit Durchlaufzeiten von 6 Monaten zu rechnen. Sie steigerte sich ohne Weiteres auf das Doppelte, 12 Monate. Die Maschine stand bei mir in der Montage zum Teil 6 Monate, mechanisch bereits fix und fertig, nur um an der Steuerung zu basteln. Wie gesagt, das waren Maschinen, die dann Verluste bis zu einer halben Million DM einbrachten. Aber von

diesen Maschinen hatten wir nicht nur 3 oder 4, sondern zu dieser Zeit hatten wir davon 29. Da können Sie sich vorstellen, was das für ein Verlustpotential war.

Worüber ich hier rede ist nicht nur Naxos-spezifisch, sondern auch die Großindustrie hat sich 1987 derart übernommen, dass z.B. die Firma ZF unseren Monteuren in Abwerbung das doppelte Gehalt boten - in unserer Branche ist ZF der Inbegriff des Getriebebaus!

Herr Amthor: Formel 1, die haben alle ZF-Getriebe.

Dann kam der große Bruch ...

Herr Werner: Sehen Sie, das ist das Tagebuch, das Technische Tagebuch von 1987, das waren die entscheidenden Jahre, wo die N.U. von der Stiftung in eine AG umgewandelt wurde. Da hat die Stiftung dann die N.U. praktisch gekauft, das war das entscheidende Jahr. Ich lese Ihnen mal vor.

„Grundsatzgespräch mit Schuster, der war damals Vorsitzender des Stiftungsausschusses: 'Kritik. Habe nicht rechtzeitig das Personal auf die neuen Steuerungen eingestellt.' Das Ganze, der ganze Niedergang hing bei uns in der Branche damit zusammen, dass wir von der Technik überholt wurden.

Wir hätten fünf Jahre vorher schon unsere Leute schulen müssen auf das, was in fünf Jahre kommt. Aber überlegen Sie mal, wenn eine Firma, die diese Software und die Hardware liefert, Siemens, eine Weltfirma, selbst nicht in der Lage war, ihre eigenen Produkte so den Kunden anzubieten, dass diese damit arbeiten konnten. Stattdessen haben sie uns als Versuchsfeld benutzt, das kann ich gar nicht oft genug wiederholen, das ist hier als Dokument festgehalten. Irgendwann hat man uns dann als Ausgleich 100.00 Mark gutgeschrieben. Z. B. hieß es da von Siemens, 'dass wir ihre Maschinen leider erst vor Ort in Russland optimieren können.' Stellen Sie sich das vor! Was dann so eine mittelständige Firma, wie wir waren, damit anfangen soll. Sie Produzieren, Sie produzieren, ja. Haben die Mannschaft eingeschult, über Jahrzehnte Lehrlinge aufbereitet dafür und dann kommt ne" neue Entwicklung. Ich habs" einmal mit folgendem Beispiel verglichen: Da kommt auf einmal beim Fernsehen das Farbfernsehen auf, und da haben Sie sich einen solchen Farbfernseher gekauft, aber das Geschäft, bei dem Sie das Ding gekauft haben, hat vergessen, die Serviceleute vorher bereit zu stellen, damit man bei Unregelmäßigkeiten mit ihrem Fernseher Ihnen helfen kann. So ist das uns gegangen: Man hat uns von Siemens die Computer, die Steuerungen hingestellt, die aber noch nicht ausgereift waren und wir selbst waren auch nicht vorbereitet. Denn dafür hätten wir fünf Jahre früher unsere Kunden schon zu Siemens schicken müssen, aber Siemens war selbst noch in der Entwicklung. Daß Sie dann als Händler unmittelbar vor Ort kein gutes Bild abgeben, versteht sich von selbst. Also man kann sagen, eigentlich ist Siemens zu spät gewesen und wollte durch die Naxos ihre Produktentwicklung vorantreiben. Das habe ich dokumentiert, das habe ich alles hier niedergeschrieben. Das ist also keine Blabla-Meinung von mir, sondern so kam das dann für die gesamte Industrie, aber speziell für die Schleifmaschinenindustrie. Dann kam dieser große Bruch."

Herr Werner: Wenn Sie die Protokolle hier alle drucken lassen, wird das eventuell auf der Heidelberger Schnellpresse gedruckt. Selbst diese Leute waren nicht mehr in der Lage, mit diesen Maschinen, mit dieser Technik, die man ihnen hingestellt hatte, fertig zu werden. Einzelne verlangten von uns sogar wieder, auf den Schritt-Motor zurückzugehen. Das war so im Großen und Ganzen das, was von der Technik her Voraussetzung für den Niedergang war. Dann kam natürlich hinzu der große politische Absturz.

Willy Praml: Schritt-Motoren?

Herr Mohr: Schritt-Motoren sind programmiert auf Schritte, das heißt auf einen bestimmten Weg im my-Bereich. Und wenn man die Schritte zählte, dann hatte die Maschine einen bestimmten Weg zurückgelegt, dem man genau definieren konnte. Es gab einen Computer, der die Schritte genau zählte. Der Motor hatte durch seine Drehungen die entsprechenden Bewegungen gemacht.

Herr Mohr: Die Naxos hatte natürlich noch zusätzlich die Schwäche, dass sie zwei Werke übernommen hatte: Einmal die Firma Schmalz mit der Produktion großer Kurbelwellenmaschinen, die nach Amerika geliefert wurden und vor allen Dingen dann die Firma Diskus. Die Firma Diskus haben wir mit rund 9 Mio. DM Minus übernommen. Also, wir haben sie angeblich für nur 5 Mio. DM gekauft, aber 9 Mio. DM Minus haben wir mit übernommen. Und die haben Herrn Werner und mir schwer Sorgen bereitet. Warum? Wir beide haben die Aufgabe gehabt, den Maschinenpark zusammenzuführen. Wir sollten unbedingt aus den 2 Werken eins machen, Maschinen zusammenführen, Synergieeffekt, das Übliche, große Dinge... Was uns aber nicht gelungen war, weil noch 13% freie Aktionäre da waren, die das blockiert haben. Dazu noch die Frage, warum wir im ganzen gesehen - und da wäre es recht interessant gewesen, wenn der Gewerkschaftsmann hier wäre - im Schnitt zwischen 20 und 30% zu teuer gewesen sind gegenüber der Konkurrenz. Das hat uns Herr Kotthaus immer vorgehalten.

Herr Kotthaus: Aber bestellt haben sie trotzdem.

Herr Werner: Teilweise. In der entscheidenden Phase wurde die Stiftung in eine AG umgewandelt. Und dann, aufgrund der hohen Schulden, hat man gesagt: „Es hat keinen Wert mehr, die Sachen fressen das Kapital der Stiftung auf, aber wir haben andere Aufgaben, soziale Aufgaben. Wir geben unseren Kapitalanteil ab.“ Und da ist die Firma Rothenberger eingestiegen. Was dann kam, ist so neu, das brauche ich nicht zu erzählen. So, das war nur einmal das ganz Grobe, Details wird jetzt wahrscheinlich hier die Gruppe bringen. Ich habe noch viele Details hier auf den Zetteln stehen, wir könnten uns noch stundenlang unterhalten. Dankeschön.

Katja Widmann: Gab es denn andere Firmen zu der Zeit, die NC-Maschinen mit den neuen Steuerungen bauen konnten?

Herr Werner: Es gab Firmen, die vor uns schon kaputt gingen, die Firma Schaudt zum Beispiel, die waren etwas früher dran als wir. Die Firma Siemens, oh ja, das muss ich noch bringen: die Firma Siemens hat ihm, unseren Verkaufschef, eine Brief geschrieben: „Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass wir nicht in der Lage sind, diese Steuerung bei Ihnen in Gang zu bringen. Wenn Sie die Maschinen ausliefern wollen nach Russland, werden wir die Maschine vor Ort beim Kunden in Kürze optimieren. Aber erst, wenn wir bei unseren eigenen Steuerungen wissen, wo wir stehen. Die Firma Siemens hat zu dieser Zeit ganze 45 Schulungsplätze bereitgestellt, für die gesamte Industrie. Opel wollte allein 40 belegen, wir sind mit 1 oder 2 Leuten dort gewesen. Nur, um Ihnen das Chaos dieser Zeit in der gesamten Industrie mit dieser Steuerung einmal vor Augen zu führen. Mit anderen Worten, unser gesamtes Kapital in dieser Branche wurde dadurch aufgefressen, deshalb sind die alle kaputtgegangen, Maho usw. Jeder wollte es irgendwie schaffen mit der neuen Steuerung, die Hoffnung war da, dass irgendwann der Knacks käme, dass man über die Schwelle käme und es dann endlich wieder aufwärts ginge. Aber nichts war. Es ging immer mehr hinunter, weil wir einfach mit dieser Technik überfordert waren. Unter anderem in der Vorbereitung, zu dieser Zeit hat Pittler zum Beispiel 700 Mann entlassen. Die Firma Schaudt, von der ich schon sprach, hat 200 Mann entlassen. Weil sie einfach praktisch am Boden war, rein von der Technik her gesehen. Nachher kam natürlich noch ab 1990, 91, 92 die politische Geschichte.

Herr Kotthaus: Ich kann jedes Wort, das Herr Werner sagt, unterschreiben. Es ist mir nur wichtig, dass es nicht so ganz verengt wird auf technische Probleme. Die Steuerungen, die waren teuflisch, da stimmt alles, was er gesagt hat, und da sind auch viele andere daran kaputtgegangen. Aber es haben auch Firmen überlebt. Der Unterschied war das Management in den Firmen. Für mich ist wichtig, dass man auch einmal einen anderen Aspekt beleuchtet. Ich habe das in dem Kreise schon einmal angedeutet, der Werkzeugmaschinenbau insgesamt ist ja eine ganz wesentliche Keimzelle für die industrielle Entwicklung, ohne Werkzeugmaschinen geht überhaupt nichts, kann man nichts fabrizieren in der konventionellen Technik.

Bei Werkzeugmaschinen läuft es in der Regel immer so ab:

Ein Techniker hat eine Idee. Der macht eine Erfindung. Der baut eine Maschine. Daraus entsteht eine Fabrik. Das dauert eine Generation.

Sein Sohn übernimmt das. Der baut aus. Baut im Ausland Fabriken. Übernimmt Fabriken. Die Sache explodiert. Das ist die zweite Generation.

Und die dritte Generation, die kommt, die setzt die Sache in den Sand. Das ist der normale Lebensrhythmus im Maschinenbau.

Der wird noch beschleunigt, wenn dazwischen der Eigentümer den Entschluss fasst: „Mir langt's jetzt. Ich verkaufe meinen Laden.“ Oder: „Ich ziehe mich zurück und heuere Manager an, die die Fabrik leiten sollen.“ Selbiges ist in der Naxos insofern passiert, als wir seit jeher im Besitz der Stiftung waren und insofern schon ein angestelltes Management hatten, aber eines, was abends bis 22.00 Uhr da war und mit der Naxos schlafen

ging und morgens mit ihr wieder aufstand. Der sich also identifizierte mit dieser Fabrik. Und da passierte ein Wechsel. Durch Versäumnisse, dass man zu lange die Nachfolge hat anstehen lassen. Dieses Mal kamen dann „richtige“ (in Anführungsstrichen) angestellte Manager, nämlich Leute, die einen 2-Jahres-Vertrag hatten. Im ersten Jahr fürchteten sie die ganze Fabrik um, erklärten alles für (den drastischen Ausdruck schlucke ich lieber herunter, es sind zu viel Damen da) Mist, was bisher war, strukturierten alles um, veränderten, brachten neue Leute hinein, entließen die alten oder stellten sie in die Ecke. Im zweiten Jahr blieben die Erfolge aus und damit war wieder Feierabend. Versehen mit einer Ablösung ging der Manager und der nächste wurde angeheuert. Dieses System der angestellten Manager, in Amerika vorexerziert, in Deutschland nachgeholt, ist nach meiner Ansicht ein ganz wesentlicher Punkt für den Niedergang der Werkzeugmaschinen-Industrie. Wer erlebt hat, dass ein solcher Mann, hochbezahlt, bei ganz wesentlichen Dingen, die für die Fabrik von großer Bedeutung waren, einem erklärte: „Ich habe heute Nachmittag zwischen 15 und 16 Uhr Zeit für Sie.“ Und dann kam er um 15.45 Uhr und musste um 16.00 Uhr gehen, zwischendurch ging dauernd das Telefon und dann war er schon wieder fort. Den hat das nicht die Bohne interessiert, was mit der Fabrik vor sich ging.

Britta Klickermann: Reden wir jetzt von Dr. Klein oder von Herrn Radu?
(Lachen)

Herr Kotthaus: Von allen.

Herr Werner: Wir haben extra keine Namen genannt.

Willy Praml: Das war jetzt Ihr Modell, sie haben das sozusagen auf die Amerikaner zurückgeführt. Sie sagen „Innovation“, dann kommt sozusagen „Entwicklung als Explosion“ und dann „Implosion“. Das passt auch auf die Naxos Union. Die hatte auch mehr oder weniger 3 Generationen: Julius Pfungst, dann die beiden Kinder Mariechen und Arthur und dann die beiden Herbsts. Die beiden Herbsts, wo wir die hintun, in welches Stadium, müssen Sie noch entscheiden und dann käme ja eigentlich eher das sich immer schneller ablösende Management.

Herr Kotthaus: Ich meine, es gab für den Niedergang eine ganze Menge Gründe. Ich selbst war auch Teil des Niedergangs, na so kann man es eigentlich nicht sagen, aber ich war Betroffener, weil ich den Mund nicht gehalten habe. Insofern habe ich mir schon früher eine ganze Menge Gedanken gemacht und habe vor Jahren schon eine Satire, ein sarkastisches Blättchen produziert. Ich habe das hier dabei, das ist ergänzt. Das hat den Vorteil, das es nur ein DIN A 4-Blatt ist, also ich bin noch kürzer als der Herr Werner, aber es ist aus meiner Sicht dargestellt. Es kommen aber auch seine CNC-Steuerungen vor, es ist alles aufgelistet. Die Überschrift lautet:

Unternehmerischer Größenwahn ODER Der Weg der Naxos-Union in den Abgrund (Ein Trauerspiel in 6 Akten)

Ich will Ihnen die ganzen Einzelheiten ersparen. Ich stelle Ihnen das gern zur Verfügung, ich habe Kopien dabei. Hier in der Diskussion führt das sicher zu weit, denn man muss zu allem Erklärungen geben. Hier nur mal die Überschriften der Akte:

Der 1. Akt: Das Ende der Ära Herbst. Damit begann es also, mit dem Dr. Klein, dessen erste Anschaffung eine Telefonanlage für, ich glaube 30.000 DM, war. Das war schon beeindruckend, aber völlig nutzlos. Was damit begann, das war auch die Schuld von Herrn Herbst junior. Er hatte zum Schluss 3 Ämter inne: Er war Vorsitzender der Stiftung, er war Vorsitzender der Naxos-Union und er war Leiter der Maschinenfabrik. Also auf drei Ebenen. Was ein Anachronismus war, das durfte eigentlich gar nicht sein, aber Herr Herbst hatte sich so viel Verdienste um die Naxos erworben, dass es jedem egal war, in welcher Funktion er tätig war. Das war eh Wurscht. Aber als er ging mussten alle 3 Ämter aufgeteilt und neu vergeben werden und das waren fast alles Reinfälle.

Der 2. Akt: Anspruch und Wirklichkeit. Das muss man erklären. Da stehen also die Namen Dr. Klein, Herr Eichler, Radu. Leistung um jeden Preis, Konfliktstrategie. Damit meine ich, es zog in der Naxos eine völlig andere Mentalität ein. Bis dahin hatten wir uns gelegentlich auch ganz schön die Meinung geblasen, so war das nicht. Und wir bekamen sie auch gesagt von der Geschäftsleitung, von Herrn Herbst, wenn etwas schief ging. Aber wenn man selber etwas verbockt hatte und musste nach außen kämpfen, war man sich sicher, man wurde von hinten nicht beschossen. Das ist wichtig. Das zum Beispiel, das hat sich geändert. Von mir grassierte damals ein Spruch: „Eine Maschine draußen beim Kunden zu verkaufen ist ein Kinderspiel, den Auftrag im Hause zu verkaufen, das ist die große Kunst.“ Da fasst man sich ja an den Kopf. Also, da gibt es vieles, die

Niederlassung Naxos Amerika wurde großartig aufgebaut. Das Schleifmittelwerk in Butzbach, was Herr Werner auch schon sagte, ein paar Nummern zu groß. Wir wollten also der allergrößte werden bei den Schleifmitteln, dann Umstellung auf CNC, Lieferstau usw.

Der 3. Akt: Der Traum vom Konzern ODER Wie der Schwanz mit dem Hund wedelt. Wir reden von den Herren Radu und Zillich. Da ging nun alles durcheinander. Da hatten sie gemeint, wir wären die Allergrößten, weil es uns, dem Herrn Eichler zum Beispiel, gelungen war, den Lieferstau aufzulösen, der durch die CNC-Umstellung entstanden war. Wir haben also Aufträge ohne CNC hereingenommen, mehr oder weniger, ohne dass so genau nach oben zu melden, um überhaupt etwas zu haben, was wir noch bauen konnten. Und dann mit der Steuerung, allmählich fassten die Leute Tritt und dann wurde eben doch was geliefert. Oder der Siemens hatte die Endmontage zum Kunden verlegt und all solche Scherze. Also das gelang allmählich. Und da bekamen unsere Herren Vorstände wieder Oberwasser und fingen also an, sich umzusehen. Und haben dann das Programm von Kolb übernommen und Diskus. Sie waren pausenlos unterwegs für die Einkäufe. Zum Gelächter mancher Leute, mit denen sie zu tun hatten. Die Verwaltung wurde aufgebläht. Da gab es von einem den Ausspruch: „Wie viele Doktores verträgt diese Firma eigentlich noch?“ Ja, Klausuren, Berater. Welche Tür Sie auch öffneten in der Naxos, es war egal, dahinter saßen mindestens 3 Berater. Alle Zahlemann und Söhne, haben ja alle schwer kassiert. Also, das führte dann zum

4. Akt: Mit Volldampf in den Vergleich. Volle Pulle hinein. Dann kam das Auftragsloch, das war Anfang 1990. Ja, jetzt habe ich vergessen, was zu meinem Problem geführt hat, nämlich die Programmbereinigung. Man hat sich also reduziert auf die Maschinen, wo man meinte, dass man damit Geld verdienen konnte. An sich ja löblich. Nur es gab eben auch Zeiten, wo es auch sehr schön war, dass man noch andere Teile im Programm hatte, die jemand noch kaufen wollte. Die ganze Automobilindustrie hatte nämlich beschlossen, nichts mehr zu kaufen. Die geht ja mit großen Zyklen. Und da muss ja ein kleiner Mittelständler sehen, wo er bleibt.

Willy Praml: Kurze Zwischenfrage: Wie viele Angestellte gab es zu der Zeit?

Herr Werner: Rund 400, mit Lehrlingen rund 460 in der Maschinenfabrik.

Hier habe ich noch eine Skizze, wie das ausgesehen hat, wenn wir in einer Konferenz gesessen haben. Ich male immer gern so ein bisschen. [siehe Skizze von Herrn Werner] Wir waren gewohnt und das haben wir auch kundgetan, auf mehreren Beinen zu stehen. Und dann kam der Moment, wo man gesagt hat, ziemlich wörtlich: „Nur was mit der Kurbelwelle von PKWs zu tun hat, bringt uns Geld. Alles andere sind Geldverschwender. Und die müssen weg. Mit solchen Sachen wollen wir uns nicht beschäftigen, wir wollen uns konzentrieren auf das, was Geld bringt.“ Das bedeutete, dass wir die wunderschöne FR-Serie aufgaben, die wohl auch 30% teurer war für die Kunden. Aber Sie haben eben schon gehört, zum Schluss haben die Kunden doch gekauft, weil es hervorragende Maschinen waren. Oder die Walzenschleifmaschine, Portalmaschine genannt. Die haben wir alle gebaut, da wurde dann zu dem Zeitpunkt, das war so um 1989, in Großkonferenzen (wie auf der Skizze) beschlossen. „Bringt kein Geld – weg damit!“

Wir haben verzweifelt gekämpft, haben Bilder gezeigt, wo die ganze Halle mit FR-Maschinen [Flach-Rund-Schleifmaschinen] voll war, von 2200, 2000 bis runter kleineren Durchmesser.

Hat alles nichts genutzt. Dann hatten wir noch das Pech mit den drei Maschinen, die wir zurücknehmen mussten von Grevenbroich, die Walzenschleifmaschinen, so dass wir Praktiker denen gegenüber also plötzlich hilflos dastanden. Dass ein halbes Jahr später dann wieder Aufträge von dieser Seite kamen - wir dann aber schon fast keine Modelle mehr, weil wir die schon verschrottet hatten, das wollte dann keiner mehr wissen. Das war das, was Sie Fehlleistungen des Management genannt haben.

Herr Werner: Das Finanzpolster wurde aber dennoch knapp. Und als wir dann in den 80er Jahren 3 Walzenschleifmaschinen im Wert von 4,5 Millionen DM zurücknehmen mussten, überstieg das den finanziellen Rahmen.

Frau Simon: Waren Sie denn nicht versichert?

Herr Werner: Das gab es zu dieser Zeit noch nicht. Die N.U. gab Garantien auf das Schleifergebnis und das war fehlerhaft. Für die Maschinen wurden Experten zu Rate gezogen, aber es war kein Fehler nachweisbar und trotzdem entstand schwingungsbedingt während des Schleifvorgangs ein unruhiges Bild.

Wir waren hilflos und saßen auf unseren Maschinen fest.

Herr Mohr: Alle Teile einer Maschine benötigen wegen der Schwingungen von außen ein spezielles Schwingungsfundament. So mussten wir auch

Maschinen zurücknehmen, die dann nach entsprechenden Korrekturen doch wieder eingesetzt werden konnten.

...

Herr Mohr: Ich muss noch einmal etwas zu den Garantien sagen: Es gab damals Probleme mit den Gerichten, also mit der amerikanischen Rechtsprechung. Denn nach unserer Meinung gab es keine unzureichende oder fehlerhafte Fertigung der Maschinen; es handelte sich um Fehler in der Bedienung und Handhabung der Maschinen. Aber die amerikanische Rechtsprechung entschied, dass wir die Maschinen zurücknehmen mussten.

Herr Werner: Und deshalb ist die Arbeit der Dokumentation von Herrn Raber so wichtig gewesen. Wenn nämlich die Benutzer vor Ort die Maschinen fehlerhaft umgestellt hatten und es dadurch zu Problemen kam, wurde uns dennoch oft die Schuld dafür gegeben. Und genau das passierte in den USA und dabei haben wir sehr viel Geld verloren." [aus dem Protokoll des 2. Treffens am 27.03.02]

Folgendes hat sich abgespielt: Wir haben in einer Abstimmung dagegen gestimmt und Herr Kotthaus hat sich erlaubt über den Vorstand hinaus, einen Brief an den Stiftungsvorstand zu schreiben. Obwohl er ja als Verkaufschef regelrecht verpflichtet war, seine Meinung darzustellen, hat man ihm das um die Ohren gehauen. Nach dem Motto: Die Vertrauensbasis ist gestört. Und dann hat man ihn praktisch vor die Tür gesetzt.

Herr Kotthaus: Ich kann mich noch erinnern. (Lachen)

Herr Gelhardt: Das war aber vor 1989.

Herr Werner: Nix, nix, nix, 1989. Warten Sie, ich kann es hier herausholen.

Herr Kotthaus: Ja, also das waren die Auseinandersetzungen mit dem Programm. Ich war beim **4. Akt: Mit Volldampf in den Vergleich**. Das ging also volle Pulle. Das Geld wurde verteilt, wohin auch immer. An Berater, an Weiß-der-Himmel-wohin.

Dann kam der **5. Akt**, jetzt ist das verbunden mit neuen Namen, die wechselten ja am laufenden Band. Ein Herr Delmestre, der berät heute noch die Bundesbahn, glaube ich. Ich konnte mich nur mühsam vor einem bissigen Leserbrief zurückhalten. Und ein Herr Dr. Menzler. Der Herr Delmestre war ein Berater, der vorher Sachen ausgearbeitet hat für die Naxos, unter anderem sollte, das ist jetzt wörtlich zitiert, „die Naxos wie Phoenix aus der Asche steigen“. Mein **5. Akt** ist überschrieben:

Der Phoenix stürzt in die Asche. Isozertifiziert.

Das war nämlich ein Riesenhit, diese Iso-Zertifizierung. Jeder meinte, er könne ohne die nicht mehr existieren. Das neue Programm, was ja dann entwickelt worden ist, anderes durfte überhaupt nicht mehr verkauft werden, das habe ich dann schon von außen, also von einer kleinen Tochtergesellschaft her begleitet. Umstrukturierung wieder einmal, schüttet alle Wege zu. Allmählich wusste keiner mehr, wie überhaupt noch etwas funktionierte in der Fabrik. Auslandsfertigung, überall im Nirgendwo. Wir waren pausenlos unterwegs, draus geworden ist nichts.

Herr Werner: Ich darf hier ergänzen, Auslandsfertigung oder Außenfertigung. Uns beide [meint Herrn Mohr] hat man um die Ohren gehauen, wir seien zu teuer.

Zum Beispiel bei Stahlbetten: Die Stahlbleche waren bis zu 12 mm stark, das war also nicht Blech in dem Sinn, sondern das waren schon Stahlplatten. Für die haben wir ca. 65.000 DM gebraucht, ich habe hier eine Abrechnung von Herrn Müller. Dann ist man zu kleinen Firmen im Schwarzwald, in Großen Scheuern, gegangen. Da hat man uns diese Stahlbetten tatsächlich ganz ordentlich für 35.000 DM geliefert. Somit ist auch die Fertigungstiefe bei uns immer mehr geschrumpft, aber die Gemeinkosten wie z.B. die Instandhaltung der Gebäude, die sind geblieben.

Herr Kotthaus: Gut, also das Ende ist dann bekannt. Das hat sich alles addiert und dann war der Konkurs, das war 1997, glaube ich. 1993 war der Vergleich und 1997 der Konkurs.

Herr Amthor: Das war der erste, jetzt war ja schon wieder einer gewesen. Heute heißt es ja Insolvenz.

Herr Kotthaus: Vorher war die Fabrik schon komplett von Fechenheim weggezogen. Und das hier war schon verkauft. Die Übernahme der Naxos-Union durch den Herrn Rothenberger, da wird ja vermutet, dass die im Wesentlichen wegen der schönen Grundstücke passiert ist. Der hat seine Akquisitionen im Werkzeugmaschinenbau in der Regel danach ausgerichtet, ob die Fabriken auch schöne Immobilien hatten. Die Naxos hatte ja hier ein Gelände, in Fechenheim ein Gelände, in Hanau ein Gelände, in Butzbach, also das war eine Perle.

Herr Decher: Dazu kann ich noch einen kleinen Beitrag von Seiten des Schleifmittelwerkes geben. In der Hauptsache wurde ja von der Maschinenfabrik gesprochen. Das Schleifmittelwerk hat in dieser Beziehung ganz anders ausgesehen. Wir haben keine Maschinen gefertigt, sondern wir haben ein Produkt gefertigt mit Maschinen. Und bei diesen Maschinen hatten wir genau dieselbe Problematik, die jetzt hier erwähnt wurde. Wir hatten Fertigungsmaschinen, auch mit neuen Steuerungen. Sie mussten CNC-Steuerungen haben, weil der Durchlauf oder der Ausstoß einfach höher gefordert wurde. Und wir kämpften jetzt ständig bei neuen Maschinen mit den Problemen der Steuerung. Was übrig blieb, war ein größerer Ausschuss bei dem Produkt, was wir gefertigt haben, durch neue Maschinen, durch Maschinen, bei denen die Steuerung nicht oder nur grob funktionierte.

Willy Praml: Waren die Maschinen von der Naxos-Union?

Herr Decher: Nein, das waren keine Maschinen von der Naxos, aber wir hatten ja hier spezielle Zulieferer, die uns Schleifmittel-Fertigungsmaschinen, also Pressen, geliefert haben. Und diese Pressen, das waren dann Automaten mit einer Steuerung, die hatten diese Probleme, mit denen hier als Hersteller auch gekämpft wurde. Das hat dazu geführt, dass wir selbst einen großen Aufwand betreiben mussten, um die Programme so zu modifizieren, dass sie besser zu uns passten. Da sind wir dann auch so weit gegangen, selbst Maschinen in der Maschinenfabrik für uns fertigen zu lassen, weil wir dann einen kürzeren Weg hatten, um alles abzustimmen. Dazu kam noch, dass die dort Produktionsmöglichkeiten hatten und für uns Drehmaschinen bauten mit CNC-Steuerung. Lang nicht das Non-plus-ultra, man muss sagen, die Zeit, die war sehr schwer.

Herr Mohr: Noch einmal zu Ihrer Anfrage am Anfang [zu Katja Widmann]. Sie hatten gefragt, ob andere Firmen dieses Problem der CNC-Geschichte nicht hatten. Sie müssen sich vorstellen, dass es keine Steuerung gibt, die man von der Stange kaufen kann und an eine Maschine anbaut, und das dann funktioniert. Jede Maschine, die produziert, hat ihre Eigenschaften und hat ihre Anforderungen, die der Kunde an die Maschine stellt. Und die sind derart unterschiedlich, dass sie auch mit einer entsprechenden Steuerung zusammengeführt werden. Das hat auch dazu geführt, dass eine eigene Abteilung entstanden ist, in der auch ich war. Einfache Maschinen, die wenige Produktionswege hatten, die konnte man besser mit Steuerungen versehen, aber unsere Maschinen, die kompliziert waren, für die musste speziell eine Steuerung „gestrickt“ werden. Und das hat auch die Komplikationen gebracht.

Herr Decher: Ich habe die letzten 10 Jahre in der Hauptsache damit zugebracht, Programme für Reduktionsmaschinen zu schreiben oder zu modifizieren. Und das hat uns eigentlich mehr Geld gebracht als man sich das vorstellen kann. Denn wenn man Siemens bestellte, und Siemens waren so ungefähr die teuersten Leute, die es gab, dann waren die 1 Woche lang da, aber da war noch nichts passiert. Man musste ja den Ablauf der Maschine kennen und das, was man mit ihr herausholen wollte und dann erst konnte man sich daran machen, das Problem zu lösen.

Herr Amthor: Herrn Werner wollte ich noch etwas fragen, wie das mit den Steuerungen kam und den Schwierigkeiten. War unser Personal eigentlich fähig, das aufzunehmen?

Herr Werner: Nein, das habe ich ja schon gesagt. Wir waren im ganzen gesehen nicht vorbereitet auf diese neue Welle. Das war für uns in der Industrie wie Farbfernsehen gegenüber normalem Schwarz-Weiß-Fernseher. Wir waren nicht vorbereitet. Keiner. Sie erinnern sich. Siemens war in der Lage für 45 Leute Schulungsplätze bereitzustellen, allein Opel wollte 140 belegen, und und und.... Wir kamen vielleicht mit einem oder zwei da ran, um uns schulen zu lassen.

Herr Amthor: Ja, das kam alles so schnell. Wir hatten doch so viele Siemens-Leute hier, die ständig eingerichtet haben. Täglich waren Leute hier.

Herr Decher: Ich war zwei Mal bei Kursen bei Siemens. Da hat man nur den Umgang mit den Programmiergeräten von Siemens kennen gelernt, aber nichts Spezifisches, was auf den eigenen Gebrauch zugeschnitten war. Die hatten nur ihr Standardprogramm. Das, was auf die eigene Produktion zugeschnitten war, das musste man sich selbst erarbeiten. Das konnte man nicht kaufen.

Herr Werner: Kraft meiner Stellung war ich in einer kritischen Situation aufgefordert worden, vom Stiftungsrat Stellung zu nehmen. 1,5 Stunden lang hat der Stiftungsrat, bestehend aus Schuster, Ackermann, Wackermann, Rinn, mich als Praktiker befragt, was wir denn meinten, warum das so gelaufen sei, warum wir so im Minus seien. Ein Wort zum Schluss vom Schuster, unter vier Augen, da hat er mich zur Seite genommen und gesagt: „Herr Werner, wie es Euch geht, so geht es den anderen doch ganz genauso.“ Das war die Abrundung des Gespräches. Nur als Antwort auf ihre Frage, wie das war. Und wenn Sie die Kurbelwelle sehen, die hier als Bild herumgeht, es ist keine normale Fertigung in dem Sinn Fräsen, Drehen, Schleifen. Sie müssen am Objekt, am Hublager messen und müssen mit diesen Werten die Maschinen steuern. In keiner anderen Fertigung ist das so. Dort steuert man über Koordinaten, haben einen Maßstab unten, der gibt Ihnen die Kommandos zurück. Beim Schleifen geht man vom Werkstück aus, es geht ja hier um 3 my, um den zwanzigsten Teil Ihres Haares. Deshalb sind wir auch bei Siemens so nach hinten geschoben worden. Man wollte ja sein Geld verdienen mit Steuerungen, die problemloser waren, mit Drehbänken, mit Fräsmaschinen usw. Die Schleiferei hat man ganz als allerletztes ins Programm genommen. Wir waren trotz alledem eine gestandene Firma mit 40% Eigenkapital, was immer mehr geschrumpft ist, weil man immer mehr dazugebuttert hat. Und es gab ja auch Zeiten, wo auch S [das Schleifmittelwerk] Probleme gehabt hat. Ich habe es hier in meinem Buch stehen, ich glaube 1984 haben die auch Kurzarbeit gemacht, weil es auch nicht mehr gelaufen ist. Selbst zum Schluss, da war ich selbst überrascht, als ich jetzt die Unterlagen noch einmal durchgearbeitet hatte, 1988, da war es sogar soweit, dass wir Euch [Maschinenfabrik an Schleifmittelwerk] finanziell unterstützen sollten. Da hat er [Herr Kotthaus] so gut verkauft gehabt, dass wir noch etwas Geld übrig hatten.

Herr Decher: Das gab es zwischendurch immer wieder, dass Leute von uns bei der Maschinenfabrik waren und umgekehrt.

Herr Werner: Für uns war es üblich. Wenn wir Lehrlinge eingestellt haben, dann haben wir denen gesagt „Leute, Naxos ist die Firma, da kann nichts passieren. Dort Verbrauchsgüterindustrie und hier Investitionsindustrie.“ So haben wir die Lehrlinge eingestellt. Ihr, die vom Schleifmittelwerk, macht aus Dreck Gold und wir hochwertige Maschinen.

Willy Praml: Wer ist EMAG?

Herr Werner: Die neue Muttergesellschaft seit 1. Mai 2002. Das ist ein Sammelsurium von verschiedenen Firmen: Drehbänke, aber auch Schleifmaschinen werden gebaut, z.B. Reinecker, eine sehr hochkarätige Schleifmaschinenfirmen, kamen alle eher aus dem Osten. Dort wird auch gefertigt.

Herr Amthor: Nein, der ist aus dem Schwabenland, Stuttgarter Raum.

Herr Werner: Nein, aber gefertigt wird in Zerbst. Ich habe mich genau informiert. In Zerbst werden gerade schon 2 RMBO, die schon verkauft sind, gefertigt und montiert. Ja, hier in meinem Buch steht auch noch etwas über den Betriebsrat. „Herr Werner, ich werde Sie verklagen beim Arbeitsgericht, wenn Sie noch einmal Überstunden anordnen, ohne dass wir das 3 Tage vorher wissen.“

Herr Mohr: Darf ich hierzu noch einmal ergänzend sagen, was ich auch schon einige Sitzungen vorher erwähnt hatte. Ich hatte Überstunden angeordnet, weil ich Termine einhalten musste. Opel Bochum war damals im Gespräch. Wir mussten den Termin halten und ich habe Überstunden angeordnet nach Rücksprache mit den Leuten, die die Überstunden machen wollten. Die waren bereit dazu, da waren auch Gewerkschaftsmitglieder dabei: „Herr Mohr, machen wir, wir wissen, worum es dabei geht.“ Auch, um hier einmal darzustellen, wie das Verhältnis Betriebsrat und Gewerkschaftsmitglieder teilweise aussah. Die haben gefragt, ob sie die Stechkarten nicht abstechen sollten, damit man nicht feststellen konnte, dass Überstunden gemacht worden waren. Ich sagte: „Nein, das kommt nicht in Frage. Ihr stecht so ab, wie ihr hier seid.“ Die Folge war, angeregt durch den Betriebsrat, das ist ganz klar, dass jemand von der Gewerbeaufsicht kam und Stechkarten kontrollierte. Die weitere Folge war: 180 DM Strafe für mich. Weil ich Überstunden ohne Betriebsrat angeordnet hatte. Ich kannte den Mann von der Gewerbeaufsicht durch mein Hobby, das Schießen. Ich besaß auch einen Sprengstofflaubnisschein. Ich sagte zu ihm: „Kein Problem, die 180 DM zahle ich. Hauptsache, ich habe meine Termine eingehalten!“ Er meinte daraufhin, ich solle vorsichtig sein. „Bei einem Bußgeld über 200 DM ist ihre Zuverlässigkeit angezweifelt, und Sie bekommen Ihren Sprengstofflaubnisschein und alles abgenommen, und außerdem ist noch Ihr Führerschein in Gefahr.“ Man höre und staune. Ich war beim Gewerbeaufsichtsamt in irgendeinem Raster eingeordnet als Besitzer einer Sprengstofflaubnis und diese Besitzer dürfen ein Bußgeld von 200 DM nicht haben. Das nur am Rande, gehört nicht zur Naxos. Sie sehen wie das ist mit dem Betriebsrat. Der Betriebsrat hatte im Hinterkopf Gedanken, irgendetwas durchzusetzen und dachte sich, eine Möglichkeit etwas durchzusetzen, sei die, die Geschäftsleitung mal etwas unter Druck zu setzen.

Herr Werner: Aber zurück zu der Firma in Zerst. Da lese ich hier, dass sie stolz seien, ein Werk aufgebaut zu haben, in dem die Grundbasis einer Maschine einschließlich der Führungen gebaut wurden, so ähnlich wie die VW-Basis, die bei Skoda oder in Spanien weitergebaut wird, die dann an die Spezialfirmen weitergeleitet würden. Sind natürlich nur Maschinen mit mittlerer Größe bis 4 m Länge, aber dort wird in einer Art und Weise gearbeitet, wie wir es leider hier nicht mehr konnten. Und zwar dreischichtig mit enormen Einsatz. Hier steht: „Wir haben dort das Glück mit einer Mannschaft antreten zu können, die uns tatsächlich den Hintergrund gibt - geistig gesehen, mithalten zu können. Dieses Mithalten, das konnten wir ja wegen der 30% zu hohen Kosten, die uns Herr Kotthaus immer vorgeworfen hat, nicht mehr.“

Herr Amthor: Ich habe noch einmal eine Frage zu dem Niedergang. Also, ich kann nicht so viel erzählen, da ich 1987 in Pension gegangen bin, aber zu meiner Zeit war das Verhältnis unter den Mitarbeitern, möchte ich beinahe sagen kameradschaftlich. [allgemeine Zustimmung] Ich habe oft erlebt, dass Leute zu mir kamen, die gesagt haben, sie hätten dies oder jenes vergessen das aufzugeben z.B.. Ja, da hat man sich extra eingesetzt, damit der nicht auffliegt. Damit der keinen Rüffel bekommt und dass termingerecht geliefert werden kann. War das später anders?

Herr Werner: Nein, aber man hat natürlich später geklagt. Als Herr Mohr und ich noch im Geschäft waren, da war das ja eine in sich geschlossene Sache mit Arbeitsvorbereitung und so. Aber mit dem immer mehr zunehmenden „Auswärtsgehebe“ und Einkaufen, das heißt geringere Fertigungstiefe, hat sich alles etwas verändert. Die Naxos-Indianer untereinander, die haben noch zusammengehalten, aber sie haben zum Beispiel Probleme gehabt, wenn sie ein fertiges Schleifspindellager einbauen mussten, von dem sie von vornherein gewusst haben, es wird nichts. Da gibt's über kurz oder lang einen Schaden. So war es auch. Daimler Benz hat angeblich vor 1,5 Jahren die letzten Aufträge zurückgegeben mit der Begründung: „Die Dinger, sind die wie gehabt? Die halten ein halbes Jahr, dann können wir sie hinauswerfen.“ Es gibt auch noch eine andere Meinung, darüber kann man auch sprechen. Angeblich, sagt man, hätten die Ingersoll-Leute den falschen amerikanischen Stil gepflegt, in der Technik sei alles aufzeigbar, die Technik sei so klar, die Leute seien sekundär, nicht primär. Und als man dazu zur ersten Kündigungswelle kam, da hat man für unsere Begriffe die besten Leute weggeschickt. Weil die nämlich unbequem waren. Ein unbequemer Mann ist meistens ein guter Mann. Und mit Pflaumen können Sie nicht viel machen, da sind Sie selbst eine Pflaume zum Schluss, allgemeine Volksweisheit, ich denke z.B. an den Hartmann, aber den Kemmler, also Leute erster Wahl, die hat man nicht mehr genommen, weil sie irgendwann einmal eine freche Rede gegen jemanden gehalten haben. Das hat sich irgendjemand gemerkt, der nachher da an der Spitze saß und hat durchgestrichen: Den, den, den, den.

Herr Mohr: Dazu muss ich noch einmal ergänzend sagen. Das wollte ich vorhin schon einmal anfangen. Das ist auch eng verknüpft mit meinem persönlichen Schicksal hier bei der Naxos. Wir hatten ja die Schwierigkeiten, dass wir hochqualifizierte Leute hatten. Diese Leute haben die Einzelteile gefertigt, die dann zusammengebaut wurden zu Schleifspindeln und diese Schleifspindeln, die funktionierten dann auch. Darauf konnte man sich verlassen. Wir haben auch die Weiterentwicklung der Schleifspindel, die Maschinenlagerung gehabt. Und diese Weiterentwicklung haben wir nach Naxos-Standard gemacht, so dass die im Endeffekt funktioniert hat. Dann kamen tatsächlich Leute, die gesagt haben: „Eine Schleifspindel muss sich doch eigentlich nur drehen, die kann man doch woanders kaufen.“ Und dann wurden die Teile dafür nicht mehr bei uns gefertigt, sondern nach draußen vergeben. Dort sind sie natürlich billiger gewesen. Warum? Die haben ja die hohen Gemeinkosten nicht gehabt. Wir haben Aufträge vergeben an Leute, die im Keller irgendwo eine Drehbank hatten und dann diese Teile fertigten. Die waren billiger. Da konnten wir doch nicht mit. Wir hatten ja die ganze Einrichtung, die ja auch mitbezahlt werden musste. Ich wurde dann durch eine neu geschaffene Produktionsleitung, hieß das damals, das war eigentlich Unsinn, wir beide unterstanden früher bei Herrn Herbst direkt der Direktion. Herbst war Chef des Ganzen und dann kam die Betriebsleitung. Und nach dem Wechsel, Herr Zillich war da im Gespräch, wir können den Namen ja nennen, der meinte, da müsse eine Produktionsleitung dazwischen sein. Gut, die Produktionsleitung hatte ihre eigenen Ideen und die Werkstatt meinte, der Produktionsleiter, der hätte ja keine Ahnung. Aber wir mussten mit ihm auskommen. Mit ihm zusammen, musste ich, so weh es mir getan hat, Leute aussuchen aus der mechanischen Fertigung, deren Betriebsleiter ich war, die zur Entlassung anstanden. Weil eben die Arbeiten zum großen Teil auch nach draußen vergeben wurden. Aber diese Produktionsleitung ist dann nicht zu den Leuten gegangen, um ihnen zu sagen, dass sie entlassen werden, das habe ich machen müssen. Und jedes Mal, wenn ich morgen durch die Werkstatt ging, habe ich den Leuten schon angesehen, dass sie gedacht haben: „Hoffentlich kommt er nicht zu mir.“ Es war eine harte, harte Zeit. Und als das Projekt dann gelaufen war, da hat man sich mit mir zusammengesetzt und dann hat man ganz klar gesagt: „Herr Mohr, sehen Sie noch eine Perspektive für Ihre Arbeit hier bei uns?“ So, das war das Ende der mechanischen Fertigung.

Einwurf: Der eigene Totengräber.

Herr Mohr: Das war 1993, da war der Vergleich. Selbstverständlich hat man mir eine Abfindung gegeben. Die Summe wurde dann auf ein Drittel reduziert im Vergleichsverfahren. Aber das nur am Rande. Ich wollte Ihnen damit nur sagen, wie der Untergang der Naxos auch in die mechanische Fertigung eingegriffen hat. Die Leute, die wir entlassen mussten, die hatten das Gefühl, die wussten das, jahrzehntelang hatten die das aufgebaut: „Wenn ich ein Teil für die Naxos arbeite, das muss so und so laufen, das muss so und so genau sein, das muss die und die Oberfläche haben.“

Herr Kotthaus: Beide, Herr Werner und Herr Mohr, haben Recht, wenn sie darauf hinweisen, dass das unter den Naxos-Indianern immer noch funktioniert hat. Gleichzeitig hatten wir aber die vom Vorstand verordnete Konfliktstrategie, wie ich das genannt habe. Das heißt, der wollte keine Zusammenarbeit, der wurde misstrauisch, wenn sich Leute duzten. Am besten müssten die Leute dauernd Streit haben, und er schlichtet den Streit. So war die Philosophie vom Vorstand. Und die, die mit ihm zu tun hatten, die hatten alle Hände voll zu tun, sich über Wasser zu halten, weil sie dauernd irgendwie provoziert wurden. Das führte dazu, dass in der Fabrik, auch in den kaufmännischen Abteilungen ein Zusammenschluss stattfand. Das ist die Gegenreaktion. Wenn sie dauernd etwas auf den Kopf kriegen, dann versuchen Sie sich in die Breite abzustützen, was ohnehin nicht schwierig war, weil die Leute sich ja alle kannten und sich halfen. Aber insgesamt führt das zu zwei Welten in so einer Fabrik. Siehe Betriebsleitung, der Mann, der denen vor die Nase gesetzt worden war aus einer ganz anderen Branche. Der hatte keine Ahnung, ich kann es mal offen sagen, von den Problemen, mit denen die Herren hier zu kämpfen hatten und mit denen man an den Maschinen zu kämpfen hatte. Aber er trug die Entscheidungen. Wenn es aber ums Entlassen ging, also um ärgerliche Dinge, dann durften die Herren das tun. Das muss man innerlich ja verarbeiten und aushalten. Das ist eine Situation, über Jahre hinweg gewesen, an der viele in der Naxos sehr, sehr schwer getragen haben.

Eine Bombe geht hoch! Oder: Wer nimmt den Hut?

Herr Werner: Da ist ein Anschlag, der hing im Schaukasten: "Unser technisches Vorstandsmitglied im Geschäftsbereich Maschinenbau hat darum gebeten, ihn aus besonderen Gründen vorzeitig von seinem Vorstandsamt zu entbinden. Der Stiftungsrat der Pfungstiftung hat diesem Wunsch, den er mit Bedauern zur Kenntnis genommen hat, entsprochen. Herr E. wird daher in gegenseitigem Einvernehmen im August 1987 seine Tätigkeit beenden, aber weiterhin der Firma beratend zur Verfügung stehen."

Frank Hollmann: Die Entlassung des Chefs war also die Konsequenz aus den Problemen mit den Q-Maschinen. Wie lange hat es nach Auftreten der Probleme gedauert, bis man mit der Entlassung des Herrn E. auf die Probleme reagierte?

Herr Werner: Ca. ein halbes Jahr nach den Abrechnungen der Maschinen. Er hätte schon bremsen müssen, als noch konstruiert wurde. Sogar sein zweiter Chefkonstrukteur, der Herr Ziegler hat ihn schon frühzeitig gewarnt: „Herr E., das geht daneben.“

Frank Hollmann: Und zwei Jahre später ist, sage ich mal, erst die Bombe hoch gegangen.

Herr Werner: Wir haben so viele Verluste eingefahren, dass der Verantwortliche schließlich gehen musste.

Diese 11 Millionen minus, die wir da gemacht hatten, für die mußte doch einer die Verantwortung tragen. Das ist halt die Gefahr in so einer Führungsposition. Man muss überlegen, auch wenn Gott und die Welt die modernste Technik fordert, die noch nicht einmal reif genug ist! Und selbst wenn wir nicht genügend Aufträge damals hatten, da hätten wir dennoch sagen müssen: "Ja, wir sind noch nicht so weit." Aber damals sagten die Kunden: "Dann kaufen wir woanders." So hat der E. halt gesagt: "Was sollen wir machen? Also wir nehmen die Aufträge rein." Und der zweite Konstruktionschef, der Ziegler, der den Überblick darüber gehabt hat, was man machen kann und was nicht, der hat gesagt: "Herr E., das geht daneben, Chef, die ganze Technik ist noch nicht so reif, vor allen Dingen, nicht für den Preis!" Dass wir als Lieferanten dann auf der Strecke geblieben sind, weil wir ja praktisch unter Zwang zu einem Preis angeboten haben, der nicht realistisch war - wir haben ja zum Teil mit der Maschine 300.000 - 400.000 Mark minus gehabt, jede Maschine, wir haben glaube ich 26 Maschinen verkauft in dieser Zeit - liegt auf der Hand. Aber nicht jede Firma ist bereit, das so offenherzig auch noch im Nachhinein auf den Tisch zu legen, wie wir das hier im Erzählcafe gemacht haben... Die Zeit, die Zeit zu dokumentieren, wie das wirklich war. Das ist Euch (*die Moderatoren des Erzählcafes*)

mit uns zusammen gut gelungen und da kann man sagen, dass es in Deutschland im Maschinenbau so etwas nicht häufig gibt.

Herr Werner: 1989 am 05.10. war das entscheidende Gespräch, wo wir also praktisch gedrängt worden sind, nur noch Maschinen zu bauen für die KFZ-Industrie, W+R, R-Maschinen, Tischmaschinen sind herausgefallen. Alle Einwände zählten nichts, das ging soweit, dass Herr Zillig und Herr Radu die Programmreduzierung vom Aufsichtsrat verlangten, ansonsten würden sie kündigen. Die Beiden hatten den Aufsichtsrat also direkt unter Druck gesetzt, so dass der Aufsichtsrat kann nicht anders konnte. Herr Kotthaus, das ist das, was wir bereits gesagt haben, schrieb unabhängig davon, dazu ist er verpflichtet, an den Aufsichtsrat. Die Folge: Er musste gehen. Am 12.3.90 dann wurde seine ganze Abteilung umstrukturiert, er war ja nicht mehr da. Statt eines Verkaufschefs gab es jetzt Projektmanager. Leute, die die Verantwortung für die einzelnen Maschinen, die sie verkauft hatten, bis zum Versand hatten. Wenn jemand die Produktion von Werkzeugmaschinen kennt, der bricht in helles Lachen aus. Jemand, der Maschinen verkauft, soll ja wohl wissen, was er da verkauft, was die Maschine kann. Aber dadurch, dass die Vorgesetzten jetzt den gesamten Vorgang laufend mitdirigierten, wurde die Maschine dessen, der die stärksten Ellenbogen hatte, durchgepeitscht. Andere, die vielleicht ein bisschen loyaler waren, blieben hintenan. Kann jeder nachvollziehen, wie das war. Und so gab es ein Durcheinander bis zum Geht-nicht-mehr. Aber das alles wurde dann überlagert von der politischen Entscheidung, dass wir praktisch kein Russland-Geschäft mehr haben sollten. Die, die uns übernommen haben, schrieben: „Der schlimmste Konjunkturerinbruch der vergangenen Jahrzehnte, das Wegbrechen der osteuropäischen Märkte mit Beginn der 90er Jahre traf die deutschen Werkzeugmaschinenhersteller besonders hart. 1989 wurde Maschinen im Werte von 80 Milliarden DM gebaut, sie gingen in den folgenden Jahre auf gut die Hälfte, auf 46 Milliarden DM zurück.“ Das nur, um darzustellen, was für ein Einbruch zusätzlich zu den technischen Problemen, die wir bisher besprochen haben, kam. Und ich habe hier in meinen Aufzeichnungen Kritik stehen. Ich bin ja selbst Opfer meiner eigenen Vorstellungen. Ich habe mir eingeblendet, dass uns, die wir bereits eine gewisse Osttradition hatten durch Herrn Herbst, der russisch gesprochen hatte, zusammen mit den Leuten, die aus dem Osten kamen und russisch sprachen und gute Verbindungen zum Osten hatten, überhaupt nichts passieren konnte. Ich dachte, wir würden in dieser Hinsicht zu den Überlebenden zählen. Nichts war. Die Aufträge waren weg. In Russland standen dafür 100 Mio. Maschinen und verrotteten. Da haben wir das letzte Mal schon darüber gesprochen.

Willy Praml: Wenn wir jetzt einmal einen Zwischenstand machen. Sie haben ja einleitend gesagt, am Anfang dieser Endzeit stand das Gespenst der Automation. Das stand dann plötzlich vor den Toren der Naxoshalle und klopfte an. Und dann plötzlich waren lauter Leute drin, die das Gespenst nicht verstehen konnten. Sie sagten, alle wären nicht vorbereitet gewesen. Jetzt die Frage: Hätte es denn Leute gegeben, die das hätten ändern können oder ist das eine objektive Entwicklung gewesen?

Herr Werner: Bitte, ich wiederhole: Eine Weltfirma wie Siemens kann ganze 46 Schulungsarbeitsplätze zur Verfügung stellen und allein ein Werk wie Opel will 140 Leute dorthin schicken, weil sie mit ihren eigenen Maschinen, die sie bei uns bestellt und gekauft haben, nicht fertig werden. Das gleiche gilt für die Heidelberger Schnellpresse, eine Weltfirma. War nicht in der Lage, die gekauften Maschinen zu betreuen. Daraus folgte: Sie boten unseren Monteuren, die es einigermaßen konnten, das doppelte Gehalt an. Damals 7.000 DM, das war viel Zeug. Für 7.000 DM wollten sie uns die Monteure wegziehen, nur damit sie jemand haben, der die Maschine, die sie gekauft haben, bedienen kann. Da kamen die jungen Doktoren von der Hochschule, die mussten vor allen Dingen Erfolg vorweisen. Das heißt, die mussten bei uns Maschinen einkaufen, die die unterste Grenze des Preisniveaus hatten, unter unseren eigenen Grenze. Im Grunde hat uns die Großindustrie kaputt gemacht, indem sie uns einfach nicht die Preise bezahlt hat. Ähnlich wie die Ökologen heute hier, wenn man etwas Gutes essen will, muss man dafür entsprechend bezahlen. Aber das hat man uns nicht zugestanden.

Herr Kotthaus: Aber nicht immer nur auf die anderen.

Der Geist, von dem sie sprechen, Herr Praml, der da vor der Tür stand, dazu ist mir inzwischen ein Beispiel eingefallen, was das für uns verständlicher macht. Frage: Hätte man sich nicht besser vorbereiten können? Ein akutes Beispiel ist ja immer noch die Umstellung auf die Datenverarbeitung, also auf PC, zum Beispiel im Büro. Inzwischen haben wir das ja fast alle getan. Aber man kann sich vielleicht noch vorstellen, dass es Leute gibt, die noch nie in ihrem Leben einen PC in der Hand gehabt haben. Und plötzlich steht so ein Ding vor Ihnen und Sie müssen jetzt das, was sie jahrelang von Hand erledigt haben, plötzlich mit dem Apparat machen. Wenn die Leute das vorher gewusst haben und hätten in Abendkursen sich vorbereitet, dann wären die da ganz anders herangegangen. Wenn man das vorausschauend erkannt hätte. Wenn man es aber nicht erkannt hat, dann sitzt man vor dem Ding und wird nicht mit fertig. Und das war unsere Situation. Es ist versäumt worden, sich rechtzeitig darauf vorzubereiten. Dass die Materie schwierig genug war, das ist unbenommen.

Willy Praml: Aber wo geht denn der Maschinenbau weiter? Ist denn die Naxos-Union mit Ihnen, das war ja ungefähr auch das Ende Ihrer eigenen Lebens-Arbeitszeit, zu Ende gegangen? War das zwangsläufig so? Weil die Firma, so wie so strukturiert war, gar nicht in der Lage, die neue Richtung aufzufangen. Wo geht der Maschinenbau weiter?

Herr Werner: Da gibt es eine Wellenbewegung. Hier bei dem neuen Besitzer steht etwas drin, wo ich die Ohren angelegt habe. Da steht nämlich, dass man, um eine Terminunabhängigkeit zu haben, wieder mehr auf Fertigungstiefe gehen muss. Man hat uns 10 Jahre lang eingebläut, das ginge nicht mehr. Also alles kaufen, was billig ist. Immer dort kaufen, wo es billig ist. Diese Leute hier schreiben jetzt wieder, dass man vorsichtig sein müsse, das ginge nur bis zu einem bestimmten Maß so. Lieber das Eine oder Andere wieder selbst machen. Das widerspricht all dem, was wir in den letzten 10 Jahren gehört hatten. Jetzt sagen die wieder, einiges wieder selbst machen, um terminlich unabhängiger zu sein und die Qualität selbst bestimmen zu können. Also auch das hat Wellenbewegungen. Und die Frage kann ich deswegen kaum beantworten, obwohl ich das wirklich studiere. Normalerweise existiert die Naxos in früherer Art nicht mehr. Es ist so, dass man die Maschinen in Zerstört baut als Basis und dann oben darauf etwas Spezielles setzt. Da habe ich jetzt schon die Frage gestellt: „Habt Ihr denn die Leute jetzt für diesen Fall, der von je her unsere kritische Stelle war, das heißt, die Maschine fertig zu machen für die Produktion beim Kunden? Habt Ihr denn die CNC-Fachleute? Und da bekam ich die Antwort: „Ja, wenn Sie so gezielt fragen, Herr Werner, das wird schwer werden.“ Da würde ich eigentlich sagen müssen „totgeborenes Kind“. Warum? Hier fehlt der Mensch wieder, der das letzte macht. Aber die Firmen haben sich reduziert, so wie die Automobilindustrie sich selbst reduziert, so reduzieren sich auch die Werkzeugmaschinenfirmen. Auch der Bedarf ist nicht mehr so groß. Es besteht eine gewisse Sättigung. Früher hat man für eine kleine Kurbelwelle 12 Minuten gebraucht, heute machen Sie das in 3 Minuten. Aber die Maschinen brauchen wir nach wie vor. Das ist der Kern der Dinge. Ohne Werkzeugmaschinen geht gar nichts.

Willy Praml: Letztens habe ich gelesen von einem Kongress, wie sozusagen durch die Neuentdeckung der Biomechanik, sich die gesamte Industrie verändern wird. Bis zum heutigen Zeitpunkt hat die Menschheit gesagt, „Wir brauchen ein Brett.“ Daraufhin hat man einen Baum gefällt und etwas erfunden, wie man ein Brett daraus sägt. Dann hat man Beine darunter gemacht, da war es ein Tisch. Wenn wir das Wissen über die Struktur des Holzes richtig anwenden, dann können wir dem Baum beibringen, dass er selber zum Tisch wächst. Dann brauchen wir das gar nicht mehr, sondern wir beeinflussen die Codes, die Zusammensetzung so, dass der und der Baum als Tisch auf die Welt kommt.

Herr Werner: Also, das können Sie bei Maschinen nicht erwarten. [Lachen]

Herr Kotthaus: Die Maschinen sehen jetzt anders aus als früher und sie werden in Zukunft auch wieder anders aussehen. Aber um auf unser Thema noch einmal zurückzukommen, ich meine, der Konkurs der Maschinenfabrik der Naxos-Union war hausgemacht. Da hat es sicherlich eine Menge ungünstiger Umstände gegeben, das ist gar keine Frage, aber der Konkurs selbst war hausgemacht. Und das beantwortet auch Ihre Frage, ob denn eine solche Firma theoretisch weiterleben könnte. Sie könnte weiterleben, wenn sie umsichtig geführt worden wäre, vorsichtig, aber weit vorausschauend. Wenn man Visionen entwickelt hätte, wo ein Markt zukünftig liegen würde und nicht nur aus Zahlen der Vergangenheit herumgehackt hätte und daraus falsche Schlüsse gezogen hätte.

Willy Praml: Also war die Naxos-Union der Vorläufer der Eintracht. Die Eintracht könnte ja auch weiter existieren.

Herr Werner: Also, hier muss ich Einspruch erheben, aufgrund meiner Aufzeichnungen, die sind authentisch, die sind nicht gefärbt, sondern da steht wirklich darinnen, wie die einzelnen Konferenzen gelaufen sind. Da stehen ganz kritische Worte drin, die ich hier nicht wiedergebe. Aber so einfach ist die Sache nicht, weil wir alle Menschen mit Mängeln und Begrenzungen sind. Ich will nur einen Tipp geben. Hier ist ein Absatz „Das Verhältnis Elektrotechnik zum Maschinenbau“. Wir haben monatelang auf Pläne gewartet, und ich habe meine Montagemannschaft zur Verfügung gestellt, weil die Vorbedingungen in den Büros für die Fertigung nicht gegeben waren. Nicht, weil der Mann nicht wollte, sondern weil es für ihn zu schwer war, dies in der Zeit zu machen.

Willy Praml: Also war die vorgegebene Zeit falsch konzipiert.

Herr Werner: Also mit anderen Worten, wenn Herr Kotthaus sagt „hausgemacht“, denkt er an eine Idealmannschaft.

Herr Kotthaus: Wo ist denn da der Widerspruch?

Herr Werner: Weil Sie davon ausgehen, dass es eine Idealmannschaft gibt, die das hätte auffangen können. Aber diese Idealmannschaft hat bei uns nicht existiert und woanders auch nicht.

Herr Kotthaus: Ja, aber gelegentlich hat sie schon existiert, denn ein paar haben ja überlebt.

Herr Werner: Wie haben sie überlebt? Die Firma Gildemeister ist voll in der Hand der Sparkasse in Bielefeld. Erinnern Sie sich noch an Maho, erinnern Sie sich an die zwei großen Hallen bei der letzten Messe? Wo wir alle so gestaunt haben, gar nicht wussten, was da los war? 1,5 Jahr später waren sie kaputt. Meinen Sie, das wären alles Blödhammel gewesen?

Herr Kotthaus: Vielleicht war die Halle zu groß, die sie gebaut haben. [Lachen] Der Trump, der hat eine ganze Fabrik gebaut und als sie fertig war, hat er keine Aufträge gehabt dafür. Da fasst man sich doch an den Kopf. Es müsste einen Lehrgang für Vorstandsmitglieder geben, in die Lehrlingsausbildung müssten die für ein halbes Jahr und in andere Abteilungen. Damit die einmal eine Fabrik von innen sehen.

Herr Werner: Also, so einfach ist es nicht. Es ist einfach auch ein Glücksfall, wenn alles zueinander passt. Solche Fälle mag es geben. Aber bei uns hat es nicht zueinander gepasst. Aber diese Details will ich jetzt nicht sagen. Aber wenn Sie dieses Thema anschneiden würden, einen Abend, genau auf die Stunde kann ich sagen, was sich wann abgespielt hat bei der Naxos.

Na, Herr Mohr, wie lange haben Sie auf Ihre Unterlagen gewartet? In meinem Buch steht drin, dass wir schon am Bauen sind und Sie hatten noch nicht einmal die Unterlagen für die Fräsarbeit.

Herr Mohr: Aber die Unterlagen. Ja, ja, der Ausspruch von Herrn Werner war: „Tut mir leid, Herr Herbst, aber ich kann nur das bauen, was der Mohr mir liefert.“

Herr Amthor: Der Mohr war jetzt als Name gemeint, nicht: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.“ [Lachen]

Herr Werner: Und ihn, den Herrn Kotthaus, haben wir auch kritisiert, haben gesagt: „Sie können keine Maschinen verkaufen, von denen Sie wissen, dass wir sie in der Zeit nicht bauen können.“ Da hat er gesagt: „Aber ich muss sie verkaufen, sonst kriegen wir gar keine Aufträge mehr.“

Willy Praml: Schleifmittel werden ja auch noch benötigt.

Herr Decher: Das Schleifmittelwerk produziert noch, unter welchen Bedingungen weiß ich nicht. Aber das kommt jetzt noch erschwerend zu dieser Situation dazu, das war genau diese Zeit, in der es der Maschinenfabrik so schlecht ging. Da wurde in Butzbach ein Riesenwerk geplant und gebaut auf 40%igen Zuwachs. Als man umzog, wusste man, man wird die 40% nicht erreichen, man wird die 100%, die man hatte, nicht mehr halten können, und man ist dann auf gut 50% zurückgegangen. Und jetzt plagt man sich mit den Schulden von damals, mit einer nicht ausgelasteten Halle, mit geringeren Gewinnanteilen und all dem, was damit zusammenhängt. Und da wurde auch viele Sünden begangen, beim Bau und beim Umzug. Auch nur dem Management zuzuordnen. Wir waren damals froh, dass wir umziehen, dachten, jede Maschine, die an den Haken kommt, wird vorher überholt und wird dort in einem Top-Zustand aufgestellt und produziert. Und was war? Sie wurde über Nacht hier von einem Kommando mit Farbe angestrichen und wurde dort aufgestellt mit sämtlichen Mängeln.

Willy Praml: Ein paar haben überlebt und ihr seid sozusagen aufgefressen worden. Die Naxos-Union musste sozusagen dran glauben. Und mit Euch ist diese Firma zu Ende gegangen. Auch so eine Art Generationsbruch: Neue Leute kommen, eine neue Fertigungsweise, ein neues Verständnis von Technik. Und Ihr habt in diesem Fall abgedankt, mit Euch ist das hier zugemacht worden.

Herr Werner: Und ich bin ehrlich, ich stelle mir heute noch die Frage: „Was hast du falsch gemacht?“ Ich war immerhin nicht in ganz untergeordneter Stellung. „Wo hast du deine Energie nicht voll durchsetzen können? Und zwar im Hinblick auf die Teuerung. Es ist uns nicht gelungen, unser Produkt günstiger an den Markt zu bringen. Im allgemeinen hat man immer gesagt: 10% plus für uns gilt. Die Leute wissen, wenn sie Naxos kaufen, kaufen sie sozusagen einen Mercedes, da zahlen sie 10% mehr, aber nicht noch mehr, nicht 30 oder 40%. Warum ist es uns nicht gelungen, von diesen 30% Mehr herunterzukommen? Wir beide, auch mit der Arbeitsvorbereitung im Hintergrund, haben es einmal geschafft, so etwas zu machen. Das war 1975. Da standen wir vor der Situation: Vogel friss' oder stirb. Daimler Benz hat gesagt: Wenn Ihr keine K-Maschine mehr bringt, die mit Sicherheit 2,5 my rundschleift, kaufen wir nichts mehr ab, dann kaufen wir Landis. Da hat der Betrieb sich zusammengesetzt und gesagt: „Na gut.“ Wir haben Lehrlinge an die Reißbretter gestellt, weil das

Konstruktionsbüro gesagt hat, dass wir es sonst nicht schafften mit der Zeit. Herr Mohr und ich haben aber gesagt: „Doch, das schaffen wir.“ Und wir haben das geschafft. Wir haben Maschinen gebaut, die 100.000 DM billiger waren als der Verkaufspreis. Wir haben sie für 900.000 DM gebaut, und 1 Mio. DM haben wir dafür bekommen.

Herr Kotthaus. Das war doch aber so, dass die Stückzahl größer war. Ob man Einzelfertigung hatte oder eine Anzahl von 5, das war schon ein Unterschied.

Herr Werner: Also, auf jeden Fall wurde da das ganze Team mit einbezogen. Unseren Drehermeister haben wir gefragt, ob er die oder jene Kante noch brauchte. Falls Nein, dann machen wir sie weg. Also machten wir amerikanische Art, nur das, was nötig ist, wird gemacht, alles andere weg. Da sagte einer vom Konstruktionsbüro noch: „Das können Sie doch nicht machen. Das gibt es doch nicht. Das ist doch kein Naxos-Stil.“ Da sagte ich: „Wir müssen produzieren, damit die Kosten rauskommen.“ Wir haben ungefähr ein halbes Jahr intensiv gearbeitet, und dann ging es. Wir haben praktisch ungefähr 8 Jahre später die 100. Maschine dieses Typs verkauft. Angeblich wird heute noch ab und zu nach ihr gefragt. Zwischenzeitlich ist sie überholt.

Herr Mohr: Man kann dazu ergänzend sagen, dass die Naxos schon immer das Bestreben gehabt hat, alles 100%ig und supergenau zu machen. Und hat sich dadurch gewissen Dingen verschlossen, die auch billiger gingen. Ich kann mich an ein Beispiel erinnern, da habe ich zum Konstruktionschef gesagt: Menschenkinder, wir könnten doch diese Dinger kleben (damals gab es die neue Technik des Klebens). Da hat der nur geantwortet: „Aber Herr Mohr, eine Naxos-Maschine, die zusammengeklebt ist, das kann doch nicht wahr sein.“ Ja, und heute ist die Klebetechnik Gang und Gebe, auch im Werkzeugmaschinenbau. Aber die Naxos wollte auf konservative Art immer 100%ig und übergenu sein, und das hat auch Geld gekostet. Wir haben auch Produktionsgänge geändert. Da, wo man früher 2 Teile brauchte, um z. B. eine konische Bohrung in ein Teil zu machen, musste zum einen eine zylindrische Bohrung gemacht werden und dann musste ein Teil gefertigt werden, das konisch war, das konnte man nur auf einer bestimmten Maschine machen. Da haben wir überlegt und das Teil konisch gebohrt, auf einer Maschine. Ein Operationsgang weniger. Und es war genauso wie vorher auch.

Willy Praml: Es war immer dieselbe Logik.

Herr Werner: Eben. Ich habe da oben als Lehrling, hier am 3. Fenster war das, habe ich als Lehrling eine solche Vorrichtung einmal mitbauen dürfen. Und als dann der Fall, den er eben angesprochen hat, so weit war, da haben wir uns daran erinnert, dass es solche Möglichkeiten gibt. Da haben wir ihm, weil der auch Bastlertyp war, gesagt, dass wir zwei gegenläufige konische Bohrungen bräuchten. Da entstand eine entsprechende Vorrichtung, durch die wir Tausende von Mark gespart haben. Aber das waren nur punktuelle Dinge, die nicht ausreichen, um 30% Überhang wegzubringen. Da war der Wasserkopf zu groß. Wir haben den Fuhrpark aufgelöst und, und, und. Als dann die Firma Rothenberger hierher gekommen ist, das weiß ich wie heute noch, bei der ersten Konferenz: „Wir geben das Geld und Sie, meine Herren, haben die Aufgabe Ihre Produktion so zu steuern, dass zum Schluss etwas Positives dabei herauskommt.“

Willy Praml: Dann ist praktisch die Naxos-Union auch am Ethos des Perfektionismus gescheitert. Das heißt, man hätte sagen müssen: „Es geht nur, wenn man alles radikal umstellt, wenn man völlig neu anfängt.“ Aber Sie haben versucht, in dem, was gewachsen ist, Weltmeister zu sein, perfekt zu sein. Aber die Welt wollte etwas Anderes als die Naxos-Union.

Herr Werner: Wir hatten im Ganzen gesehen vielleicht auch nicht mehr die Energie dazu, das, was die Leute, die heute Besitzer sind, auf die Beine stellen. 1990, wie sie selbst schreiben, lagen sie auch am Boden, im Konkurs. Die haben sich dann aber zusammen gesetzt und haben festgestellt, dass es so nicht weitergehen könne. „Jeder Kleine baut dies und das und das. Aus dem vielen Kleinen müssen wir etwas Großes machen und uns darauf spezialisieren.“ Das ist der Grundgedanke des heutigen Besitzers. Dabei ist die Naxos natürlich nur noch mit 80 Mann beteiligt und in Langen, wo sie sich auflösen, werden 100 Mann in die Wüste geschickt.

Willy Praml: Das war jetzt ein großer Rundumschlag. Ich finde, das war noch einmal richtig dramatisch. Es wurden viele Ebenen angesprochen.

Herr Mohr: Aber damit mussten Sie rechnen, als Sie das Thema stellten. Denn Naxos war ja wer. Und wenn Naxos nicht mehr existiert, dann muss ja etwas passiert sein dazwischen. Etwas Intensives, und das haben Sie jetzt hier mitbekommen.

Herr Werner: Sie können sich ja vorstellen, wenn ich hier praktisch als Sprecher des Betriebes vor dem Stiftungsrat saß, vor Leuten wie z.B. dem Schuster, der ein eigenes großes Werk hatte, also Leute mit

Hintergrund, haben mich 1,5 lang Stunden befragt, sie wollten unabhängig von der Berichterstattung ihrer Vorstände von Leuten der zweiten Ebene, um es einmal so zu nennen, vor Ort erfahren, welches die Gründe waren. Die Leute waren nicht leichtfertig. Aber zum Schluss haben wir Ihnen 65 Mio. DM Schulden auf den Tisch gelegt, soviel waren das am Schluss. Auch wenn da Diskus allein mit 15 Mio. DM daran beteiligt war, unter Strich zählte nur die letzte Zahl.

Willy Praml: Ich nehme das trotzdem jetzt einmal als Schlusspunkt, auch wenn Herr Werner noch Tage und Nächte weiter erzählen könnte.

Vielleicht gibt es sozusagen noch etwas zu erzählen, was die Theater-Gruppe, in der die Britta Klickermann mitarbeitet, per Improvisation theatralisch aufarbeiten. Im Zusammenhang mit unserem Erzählkreis wollte diese Gruppe am 4.8.02 hier in der Cafeteria ein Improvisationsabend machen, wo Sie, ihre Frauen, Ihre Bekannten und Verwandten eingeladen sind, Ihre Themen da einzubringen, mit dem Ziel, dass die Gruppe dies auf der Bühne umsetzt in lebendiges Theater.

Herr Werner: Da kann ich Ihnen gleich einen kleinen Abklatsch geben. Am 28.5.82 da kam Herr Herbst junior zu mir und sagte: „Herr Werner, Ihre Gebete, dass ich verschwinden soll, wurden erhört. Heute ist mein letzter Tag.“ [Lachen] Dabei hat er mir unrecht getan im Inneren.

Herr Kotthaus: Das klingt böser als es gemeint war. Der war ein Meister des Sarkasmus.

Herr Mohr: Zu mir hat er gesagt: „Herr Mohr, ich hoffe nur, dass die Naxos Ihnen nicht so viele Nüsse gibt, die Sie nicht zu knacken haben.“ Er hatte schon seine eigene Art, aber auf Herrn Herbst lassen wir Beide nichts kommen. Und er war kein Akademiker im negativen Sinne.

Willy Praml: Gut, dann bedanken wir uns für diese engagierte, anregende und sympathische Mitarbeit. Wir wünschen Ihnen einen schönen Sommer.